Göttinger Arbeiterbibliothek

herausgegeben von

Friedrich Naumann.

Erster Band.

<36604950750016

Göttinger
Arbeiterbibliothek

herausgegeben von

Friedrich Naumann,
Pfarrer in Frankfurt a. M.

in Verbindung mit

Vertretern der Evangelischen Arbeitervereine.

Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1896.

Inhalt des ersten Bandes:

(Jedes Heft einzeln 10 Pfg.; in Partieen billiger.)

Jesus als Volksmann

von

Friedrich Naumann

Frankfurt a. M.

1. Einleitung.

Jesus Christus war und ist und bleibt der größte Volksmann. Mögen andere ihn beschreiben als den ewigen Sohn Gottes, als den kommenden Weltrichter, als das Sühnopfer für die Sünden der Welt, so sagt mein Herz dabei: Alles, alles was ihr von ihm rühmt, ist richtig, alles dieses ist auch mein Glaube, aber ihr verschweigt mir eins, woran ich hänge mit jeder Faser meiner Seele, ihr seid so still von dem Mann, der im Volk für das Volk einen Kampf geführt hat, der unvergeßlich ist. O, daß doch einer aufstünde, der sich die Gewalt der Sprache von Lessing und Schiller borgen könnte und die Macht des Glaubens von Luther, o, daß einer käme, der das Thun und Leben Jesu versteht und nachempfindet und der es dem deutschen Volke vor Augen malte, bis alle Helden der Zeit, bis Bismarck und Bebel, Marx und Darwin blaß und klein werden vor der größten, einzigen Person, die auf dem Erdboden gewandelt hat! Wenn einmal Jesus wieder verstanden wird, wenn man allen bloßen Wortkram und Kanzelton bei Seite wirft und ihn schaut, wie er war und ist, dann wird die große innerliche Erneuerung des Volkes kommen, ohne welche alle soziale Reform nur tote Außenarbeit ist.

Jesus Christus lebt tiefer im deutschen Gemüt, als es die oberflächlichen Wortführer von heute zugeben wollen. Er ist durch tausend Jahre hindurch in die deutsche Seele so hineingearbeitet, daß die deutsche Seele es nicht verträgt, wenn man ihr Jesus Christus nehmen will. Eine Zeit lang kann das Volk denken, es könne auch ohne den Mann der Bergpredigt und des Kreuzes vorwärts kommen, aber in der Tiefe des Volksgeistes liegt doch von Gold und Licht umflossen ein unsterbliches Bild, ein Unvergänglicher, ein Mann, der keinen unberührt läßt, der nur einmal sein Leben gelesen hat. Was Kaiser Julian nicht gekonnt hat, und was alle „Aufklärung" des vorigen Jahrhunderts nicht erreichte, das bringt auch die Glaubensarmut dieser Tage nicht fertig. Man kann Jesus ins Grab legen und kann die Steine versiegeln, man kann aber nicht hindern, daß Gott ihn in jedem Jahrhundert wieder aufweckt und daß er von neuem Millionen Menschen an sich fesselt, so daß sie für ihn durchs Feuer gehen.

Jesus Christus, der einst auferstanden ist im Morgenlande, wird wieder lebendig werden in der abendländischen Kulturwelt. Das ist unser fester, zuversichtlicher Glaube, das hält uns aufrecht in allen Mühen und Sorgen. Noch ist der Brunnen seines Lebens nicht ausgeschöpft, noch können wir Kraft für Jahrhunderte gewinnen, wenn wir ihn ganz kennen lernen. An ihm kann das deutsche Wesen noch einmal wieder gesund werden. Er allein hat die Gesundheit der Völker in seinen Händen.

So laßt uns denn an ihn herantreten. Wir wollen vergessen, daß zwischen ihm und uns der Schutt von 18 Jahrhunderten aufgelagert ist. Er soll uns wie ein Zeitgenosse sein. Indem wir auf seinen Kopf und seine Hände blicken, müssen wir immer im stillen fragen; was würde dieser Kopf heute denken und was würden diese Hände heute thun? Wir können Jesus nicht studieren mit der neugierigen Kälte, mit der man die geschichtlichen Reste eines Sokrates oder Cicero etwa wissenschaftlich zerschneidet. Wer Jesus von Nazareth nur als Kritiker besprechen kann, der gleicht jenem Manne, der die „Königin der Nacht", jene einzigartige Wunderblume, zerzupft und zerreißt, um sie, wie er sagt, zu „verstehen". Jesus verstehen heißt nicht ihn zerreißen, sondern ihn lieben. Gerade darum versteht unsere Zeit Jesus so wenig, weil sie voll nüchterner, dürftiger Verstandesaufklärung ist. Wir sind so nüchtern geworden, daß wir vor innerer Kälte fast umkommen. Wir sind reich an Wissen und Bettler am Gemüt. Für unendliche Hingebung, für Liebe bis zum Tode, für Aufopferung und Andacht, für Gebet und ewiges Hoffen sind wir zu dürr geworden. Man hat uns gelehrt, daß wir saftlose, herzlose Halbmenschen sein müßten, wenn wir auf der „Höhe der Zeit" stehen wollten. O wehe über diese öde, dürre, o wehe über die armselige Aufgeklärtheit! Dieser geistigen Magerkeit erklären wir den Krieg. Kommt und nennt uns „Mystiker", „Romantiker", „Träumer", wir wollen das gern tragen! Wer goldenen Wein trägt, kann den Spott der Wasserträger wohl dulden. Wir sind überzeugt, daß sich schon jetzt der Umschwung anbahnt. Das Volk wird die „Wissenschaft" des Unglaubens schon bald satt bekommen. Es wird wieder verlangen nach dem Brot der Seelen, nach Glauben und Liebe, nach Herz und Gemüt. Mit denen, die keine Freude mehr an dem haben, was heute dem Arbeiter geboten wird, mit denen, die auf die Morgenröte einer

neuen Weltanschauung warten, mit den Sehnsüchtigen und Suchenden möchten wir jetzt ein Wort reden von dem Manne, der unsere Sonne ist, von Jesus Christus.

„Was, wir sollen wieder zurück in die alte mittelalterliche Finsternis?“ Es giebt Leute, in deren Köpfen gehören Jesus, Papsttum, Inquisition, Religionskriege, Hexenprozesse und Volksverdummung in eine Reihe. Bei dem bloßen Worte „Jesus Christus“ zucken sie zusammen, als ob man sie wahnsinnig machen wollte. Wir bitten diese Leute, wenn sie unter unsern Lesern sind, einmal recht genau Jesus von allem dem Widerwärtigen zu trennen, woran er sie vielleicht erinnert. Jesus ist wahrhaftig unschuldig an den wilden Gräueln, die unter seinem Namen geschehen sind. Ihr wollt gerecht sein? Nun, so seid gerecht gegen ihn, helft uns sein Bild rein und treu der Menschheit enthüllen!

Oder stören euch die „Wunder“, von denen die Lebensgeschichte Jesu überfließt? Ich höre euch sagen: „für das Wunder sind wir zu gebildet.“ Es mag sein, daß ihr keine Wunder mehr glauben könnt. Ihr habt die Bücher von allerlei Gelehrten gelesen, und diese Gelehrten haben euch gesagt, das Wunder sei durch die Wissenschaft totgeschlagen. Was diese Gelehrten geschrieben haben, ist euch ein Evangelium geworden, an das ihr glaubt. Das ist nicht wunderbar. Jeder Mensch läßt sich leicht von Männern beeinflussen, die mehr wissen als er. Ich denke auch gar nicht daran, mich mit meinen Lesern über das Wunder zu streiten. Ich bitte euch, haltet mich für ungebildet, wenn ihr findet, daß ich noch heute glaube, daß Jesus mehr konnte als Herr Doktor X oder Herr Kreisphysikus Y! Ich glaube für meine Person an die Wirklichkeit der Wunder Jesu, obgleich ich auch etliches über Naturwissenschaft gelesen habe, vielleicht mehr als viele „Gebildete“. Aber, wie gesagt, wir wollen hier die Frage nach dem Wunder nur berühren. Unser Schriftchen wird auch für den noch genug enthalten, dem alle Wunder Nebel zu sein scheinen, die sich um die Berghäupter der Menschheit sammeln.

Tausendfach ist geschrieben worden, man wisse von Jesu nichts gewisses, das Evangelium von ihm sei nicht viel anders als die Heldengesänge alter Völker, mit denen sie Herkules oder Siegfried zu Halbgöttern machten. Hier sind nun aber die Gläubigen in der angenehmen Lage, sagen zu können: die historische Wissenschaft hilft uns! die Geschichtswissenschaft kann

natürlich nicht jedes einzelne Vorkommnis im Leben Jesu „beweisen“. Das aber können auch nur Kinder und Narren von ihr fordern. Was die Geschichtsforschung thun kann, hat sie gethan: sie hat unser Zutrauen zu den Quellschriften des Urchristentums sehr gestärkt. Die Träume, als könnte man Jesus zur sagenhaften Gestalt machen, sind zerflossen, sobald man fleißig die Nachrichten seiner Zeitgenossen studiert hat. Das sind Sätze, die jeder Sachkundige bestätigen wird. Aber gesetzt auch den Fall, dieser oder jener Leser sei nicht ganz sicher über den Wert der alten Schriften, so soll er doch lesen und hören, warum uns noch heute diese alten Urkunden unendlich kostbar sind. Schon das ist ja eine wichtige, große Frage: wie kommt es, daß die Leute den Jesus von Nazareth nicht vergessen können?

2. Jesus und die Reichen und Vornehmen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Volk seine Männer darauf hin prüft, ob sie sich vom Golde blenden ließen. Das Bild zahlreicher Helden ist getrübt durch das Silber, das an ihren Händen hängen blieb. Darum ist es recht, Jesus, den wir als Volksmann betrachten, daraufhin anzusehen, wie er zu den Reichen und zum Reichtum stand. Er kann die Prüfung wohl vertragen. Zwar eine volkswirtschaftliche Theorie dürfen wir bei ihm nicht suchen, aber mit diamantener Schärfe hat er seine sittliche Stellung zum Mammon für alle Jahrhunderte gekennzeichnet. Seine Diener haben oft nicht gewagt, bei seiner Lehre zu bleiben, aber sie konnten jene Buchstaben nicht aus den Evangelien herauswaschen, in denen Jesus sich mit dem Reichtum auseinandersetzt.

Matth. 6, 19: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden!

Matth. 6, 24: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Luc. 6, 24: Weh euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin. Weh euch, die ihr voll seid! denn euch wird hungern. Weh euch, die ihr hie lachet! denn ihr werdet weinen und heulen.

Luc. 16, 9: ungerechter Mammon!

Unvergeßlich sind die zwei Geschichten von dem Manne, der seine Scheunen größer bauen will, um ein Genußleben zu führen (Luc. 12, 16) und von dem reichen Manne, der sich kleidete in Purpur und köstliche Leinwand und lebte täglich herrlich und in Freuden (Luc. 16, 19). Wir sind diese Ge-

schichten so gewöhnt, daß wir uns nicht oft mehr vorstellen, wie sie einst gewirkt haben müssen. Ein Haufe von Fischern und Bauern hörte diese an die Reichen gerichteten Worte. Diese Worte waren wie fließender Feuerguß. Heute würde man sagen, Jesus hetze das Volk auf. Hat er nicht gewußt, was er that? War Jesus unvorsichtig? Ja, er war nicht vorsichtig, wie es Menschen sind, die sich ihre Finger nicht verbrennen wollen. Er griff dahin, wo es heiß war, er mußte es, denn er diente Gott.

Warum hat Jesus so stark von den Reichen geredet! Etwa aus eigener Begehrlichkeit, wie man es heute den Sozialdemokraten und andern nachsagt? Mag heute viel Eigennutz mit im Strome der Gegner des Reichtums schwimmen, so ist doch ganz gewiß, daß Jesus für sich nichts wollte. Ein Mantel, ein Nachtquartier, ein Mittagsmahl, reichlich oder ärmlich, wie die Gelegenheit es brachte, das waren seine Bedürfnisse. Und dieser selbstloseste Charakter hatte solche Anschauungen vom Mammon! Warum? Weil er zunächst sah, wie das Seelenleben der Reichen vom Gelde zerfressen wird. In diesem Sinne sagt er zu dem reichen Jüngling:

Matth. 19, 21: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gieb's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.

In demselben Sinne sagt er:

Matth. 19, 23 und 24: Wahrlich, ich sage euch: Ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.

Luc. 12, 33: Verkaufet, was ihr habt, und gebt Almosen!

Luc. 12, 15: Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat!

In Jesus ist gar nichts von Haß, keine Spur. Er ist ein Gemüt ohne alle persönliche Bitterkeit. Jeder Mensch, und wäre er reich wie Rothschild, ist ihm als Mensch gleich lieb. Er liebt die Reichen, er sehnt sich darnach, ihren Seelen zu helfen, aber er weiß, daß die Seelen erst frei werden, wenn sie bereit sind, ihr Gold von sich zu werfen. Aus seelsorgerlichen Gründen ist er gegen den Reichtum, und wo seine Nachfolger wirklich Seelsorge üben wollen, müssen sie ihm auch in dieser Hinsicht nachfolgen. Wir Christen lieben die reichen Leute, weil sie unsere Brüder sind, aber wir beurteilen den

Reichtum im Geiste des Evangeliums. Thun wir es wirklich? Wir wollen es lernen.

Aber dieser eine Gesichtspunkt reicht nicht aus, um Jesu Stellung zum Reichtum zu erklären. Es kommt dazu, daß das Problem, die Frage, ob es richtig sei, Reich und Arm nebeneinander unvermittelt stehen zu lassen, vor seinem Geiste schwebte. Jesus war kein Nationalökonom, er kannte keine Statistik, er denkt nicht an Gesetze, er politisiert nicht, aber er hat für das sittlich Unerträgliche die offensten Augen, die es je gegeben hat. Unerträglich aber ist seinem zarten und tiefen Gefühl das Nebeneinander von Überfluß und Mangel. Was heute tausend Gewohnheitschristen ohne Grauen täglich ansehen können, daß Schwelgerei und Hunger in derselben Straße wohnen, das beunruhigte die Seele Jesu. Wenn es ihn nicht beunruhigt hätte, so würde er nicht immer wieder von Reich und Arm geredet haben, so hätte er nicht den Mann im Purpur und den Mann mit den Schwären zu einem ewigen Bilde vereinigt. Aus dieser inneren Stimmung heraus kommen Ratschläge wie diese:

Matth. 5, 42: Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.

Luc. 6, 29 und 30: Wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. Wer dich bittet, dem gieb, und wer dir das deine nimmt, da fordere es nicht wieder.

Luc. 6, 35: Leihet, daß ihr nichts dafür hoffet.

Das sind keine Vorschläge für ein bürgerliches Gesetzbuch, keine Grundsätze, nach denen man ein großes Volk einrichten kann, aber es sind Zeugnisse dafür, wie Jesus mit dem Geheimnis der Armut sich beschäftigte. Wenn auch vielleicht keins dieser Worte in der vielgestaltigen Menschenwelt in voller Genauigkeit durchführbar ist, so sind es doch große Worte, Worte über die wir nachsinnen sollen, Worte in denen die barmherzigste und gerechte Seele der Welt sich über die schwerste irdische Angelegenheit ausspricht. Es ist ein Unrecht, eine Art Unehrlichkeit, wenn gläubige Christen, die sonst jedes Bibelwort wie einen Juwel von allen Seiten betrachten, gerade diese Worte bei Seite legen mit der leichten Oberflächlichkeit: das geht ja doch nicht. Im engsten Kreise ist es schon öfter gegangen. Ohne Zweifel steht fest, daß Jesus sich nicht gescheut hat, zu Gunsten der Armut Vorschläge zu machen, die alle Menschengewohnheit umkehren. Es steht fest, daß er weitgehende Vorschläge gemacht

hat, wenn auch nur als sittliche Anforderungen, nicht im Entferntesten als Staatsgesetze. Es steht fest, daß er diese Vorschläge nicht in den Privatzimmern der Reichen machte, sondern vor allem Volk, daß er also, wie wir heute sagen würden, die öffentliche Meinung in dieser Richtung zu durchdringen suchte.

Viele Leute haben von Jesus eine sehr verdünnte Vorstellung. Sie sehen ihn vor sich, wie ihn die guten, weichen Maler auf die Glasfenster malen: sanft, lieblich, mild lächelnd, der Kinderfreund, das Lamm Gottes. Diese Vorstellung ist nicht falsch, aber sie genügt nicht. Jesus hat etwas weiches, weil ihm die Selbstsucht fehlt, er kann mit Kindern hold und unendlich innig sein, aber derselbe Jesus scheut sich nicht, mit der Geißel in der Hand einen Sturm zu entfachen, der die Wechsler aus dem Tempel fegt. Er weiß liebliche Seligpreisungen zu reden, aber er ist auch Volksmann genug, um da, wo es sich um derbe Gegensätze handelt, derbe Worte zu haben. Was würde unsere glatte Zeit sagen, wenn sich folgendes erneuerte:

Matth. 12, 38 und 39: Da sprachen etliche unter den Schriftgelehrten und Pharisäern: Meister, wir wollten gern ein Zeichen von dir sehen. Und er antwortete und sprach zu ihnen: die böse und ehebrecherische Art suchet ein Zeichen.

Immer wieder zucken von seinen Lippen die Bezeichnungen: Ihr „Schlangen", ihr „Otterngezücht"! Er redet mit den Angesehenen seiner Zeit eine Sprache, die noch heute nach 1800 Jahren ihre Zündkraft nicht verloren hat, — er malt sie ab, wie sie gern oben an sitzen über Tisch und in den Schulen, wie sie es gern haben, auf dem Markt gegrüßt zu werden, um dann einmal nach dem andern es wie Donnerschlag auf sie niedersausen zu lassen: Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr Narren und Blinde! Das 23. Kapitel im Evangelium Matthäi dürfte in unserer weicheren Zeit vor keiner Versammlung gegen heutige Personen geredet werden. Gelesen aber darf es und soll es werden so gut wie jeder andere Teil des Evangeliums. Auch das ist Evangelium, daß wir hören, wie Jesus gekämpft hat. Warum soll die ganze Glut erstickt werden, die in der Bibel schlummernd liegt? Wir wollen uns sorgfältig hüten vor allem unreinen und unlauteren Feuer, aber das wirkliche Feuer Jesu, das soll unsere Seelen erwärmen.

O Herr Jesus, wenn du doch kommen könntest und deine Christenheit einmal revidieren! Es sieht aus, als hätten wir dich

vergessen. Nein, vergessen bist du nicht. Noch giebt es vereinzelt und verborgen Tausende, die dich lieben so wie du bist, wie das Evangelium dich zeigt. O Herr, eröffne uns die Erkenntnis für dich!

3. Jesus und die Mühseligen und Beladenen.

Wenn man heute den Reichen etwas von ihren Verpflichtungen geredet hat, dann heißt es sofort: nun aber geh hin und sage den Armen ihre Sünden gründlich! Es scheint, als sollten sich die christlichen Prediger einer viel strengeren Sprache nach unten hin bedienen als nach oben hin. Doch das mögen die Prediger mit ihrem eigenen Gewissen abmachen. Uns kümmert hier nur, was Jesus gethan hat. Wie hat er zum armen Volke gesprochen? Ich bitte euch, sucht die Evangelien mit mir durch, ob ihr irgend eine Stelle findet, wo er nach unten hin von „Otterngezücht" redet! Jesus weiß so gut wie wir, er weiß es besser als wir, daß die Armut voll Sünde ist, voll Neid, Unreinigkeit, Kleinlichkeit, Bosheit, aber er bringt es nicht fertig, hart zu den Armen zu reden. Er hat sich so in das Wesen der Armut versenkt, er fühlt so vollständig mit den geringen Leuten seines Volkes, daß er ihnen nicht wie ein Zuchtmeister, sondern wie ein Bruder ist. Er weiß, wie der Geringe schon so wie so viel auszuhalten hat, und dies hemmt seine Zunge. Er möchte ihn aufrichten, nicht niederdrücken. Es ist eine rührende, tief ergreifende Thatsache, daß wir keine Stelle finden, in der Jesus die Armen schilt oder straft.

Wer weiß, ob man ihm nicht auch „Liebäugeln mit der Masse" vorgeworfen hat, als man in den feinen Kreisen murrte, er sei der Sünder und Zöllner Geselle? Solchem Vorwurf gegenüber sprach er sein schlichtes Wort: die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen.

Wenn der Evangelist Matthäus den Eindruck wiedergeben will, den Jesu Person auf das arme Volk von Galiläa machte, so erinnert er an die Worte des Propheten Jesaja: „das Volk, das in Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen und die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen." Er war wie Morgenlicht für die Gedrückten: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" Er machte sich mit vollem Bewußtsein zum Mittelpunkt der Verachteten, Ausgestoßenen, Kranken und Geplagten. Es ist das wunderbarste Schauspiel der Welt:

ohne alle Eigensucht, ohne Wunsch sich zu erhöhen, giebt Jemand sich ganz dem armen Volke hin. Er redet auch mit Leuten wie Nikodemus, er sitzt mit zur Tafel, wenn ihn ein reicher Pharisäer einladet, er liebt ja alle, aber seine täglichen Genossen, die Theilnehmer seiner Arbeit und seiner Gebete, die ersten Träger seiner Gedanken sind einfache Fischer aus schlichtester Umgebung. Will man Jesus richtig darstellen, so darf man ihn nicht unter Säulengänge und neben Altäre stellen, sondern unter Strohdächer und an die Ränder von Dorfwegen. Jesus war nicht herablassend im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war arm, einfach, anspruchslos wie die, für die er lebte. Er sprach nicht die Sprache eines Schriftgelehrten, der nicht weiß, wie es bei den Tagelöhnern aussieht, sondern seine Reden sind voll einfachen, wahren Volkslebens. Aufgewachsen im Hause des Zimmermanns, wußte er auch später noch, welcher Art die Seufzer der Geringen sind. Er kennt die Wittwen, deren Häuser „gefressen" werden, denen die Richter nicht Recht schaffen wollen, er kennt herabgekommene Söhne aus besserer Familie, die dann vor lauter Hunger Sauhirten werden, er kennt die Erschlagenen in der Wüste und die Bettler, die ihre Hand nach den Brosamen ausstrecken, welche von den Tischen der Reichen fallen. Sie alle sind für ihn nicht „Proletariat", sondern Seelen. Ihm ist die Lebensgeschichte jedes Aermsten mindestens so wichtig und interessant wie des Reichsten und Mächtigsten. Auch die Ausgestoßenen sind ihm nicht zu schlecht. Er versteht auch die Thränen der „Sünderinnen" und als ein Ergebnis seiner Lebenserfahrung wirft er es den „Gerechten" in's Angesicht: „die Zöllner und Huren mögen wohl eher in's Himmelreich kommen, denn ihr." Und daß Jesus nicht nur als steifer Bußprediger zu den Verachteten gegangen ist, daß er mit ihnen Mensch unter Menschen war, das zeigt deutlicher als alles andere der grimme Schimpf, mit dem die gute Gesellschaft von damals hinter ihm drein rief: „Siehe, der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Freund!"

Die Zeit Jesu war grausam. Welche Zeit ist nicht grausam? Der Kranke am Teich Bethesda mußte 38 Jahre liegen und fand keinen Menschen, der ihm zur rechten Stunde in den bewegten Sprudel hinabhalf. Vom kranken Lazarus haben wir schon gesprochen. Die Blinden mußten als Bettler an den Straßen sitzen und die Aussätzigen wurden in die Steppe getrieben. Das schien so sein zu müssen, nur Jesus hielt das

Elend nicht für selbstverständlich. Er war der Ansicht, daß allen Elenden geholfen werden mußte, selbst am Sabbat. Er hielt die Not für etwas, was überwunden werden soll. Das ist ein wichtiger Punkt gegenüber jenen Christen, die mit Achselzucken sprechen: es ist immer Jammer gewesen und wird immer Jammer bleiben. Diese Art Christen pflegt sich auf das Wort Jesu zu berufen: „Arme habt ihr allezeit bei euch" (Matth. 26,11). Schämt ihr euch nicht, eure Selbstsucht in diesen geborgten Mantel zu hüllen? Will Jesus sagen: weil schließlich doch immer ein Rest von Armut übrig bleiben wird, deshalb sollt ihr gar nicht versuchen, die Armut zu beseitigen!? Das würde eine unbarmherzige Auslegung einer barmherzigen Äußerung sein, das hieße Jesu Absicht in das Gegenteil verkehren. Nein, nein! Jesus ist nicht erstarrt und lahm geworden, wenn er der Not in's Auge blickte, im Gegenteil, je mehr Erdenleid sich ihm entschleierte, desto brennender ward sein Drang zu helfen.

Er half geistig und leiblich. Geistig half er, indem er die gedrückten Seelen aufrichtete, daß sie mutig und getrost wurden. Wie wußte er den Armen zuzureden!

Luc. 6, 20 u. 21: Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr jetzt (Luther übersetzt: hier) hungert, denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr jetzt weinet, denn ihr werdet lachen.

An diesen Wörtern mag man noch so viel deuteln nnd herumschneiden, man mag sagen, daß sie bei Matthäus etwas anders lauten, man mag hervorheben, daß sie nur zu den „Jüngern" gesprochen seien, der einfache Bibelleser wird in diesen Worten doch das finden, was sie sein sollen: Aufrichtung eines verzweifelnden Volkes, das kaum mehr zu hoffen wagt. Ob die Zusagen der Sättigung und des Lachens bloß im Himmel sich erfüllen sollen? Ich kann es nicht glauben, aber selbst wenn es sich nur um jenseitigen Trost handeln sollte, so ist dieser Trost doch der köstliche Ausfluß eines großen Herzens, das den Armen vollen Ersatz gönnt für all' ihr Entbehren. Ach redet doch nicht von dem „Wechsel auf dem Himmel", der den großen Kindern den Mund schließen soll, wenn sie schreien wollen! Hier ist keine Unterdrückung, hier ist keine List, hier ist die freie große Weissagung eines Mannes, dem der Himmel die größte Wirklichkeit ist, die es giebt.

Und wie kann Jesus den Armen zureden!

Matth. 6, 26: Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in

die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?

Wer zählt die Hütten, in denen dies Wort den Mut von Tage zu Tage aufrecht erhalten hat? Ja, es ist wahr, daß auch verhungerte Sperlinge gefunden werden, aber wer die Armen liebt, der kann und darf ihnen doch nichts anderes sagen, als was Jesus ihnen zuruft: verzaget nicht, vertrauet, hofft! Wenn die Armen verzweifeln, so sind sie am Ende. Wer darum dem Armen das Gottvertrauen raubt, der stiehlt ihm seine beste Kraft. Das Vertrauen auf menschliche Parteien, Verhältnisse und Lehren hat seine Zeit. Es wächst und welkt. Ein Vertrauen nur ist ewig, das Hoffen auf den ewigen Vater, auf den gerechten Gott, der des Armen Sache führt, sobald der Arme sich im Glauben an ihn aufrafft. Wenn die deutsche Arbeiterschaft dieses Vertrauen hätte, so wäre sie unüberwindlich, denn dann würde sie das Festeste besitzen, was es in der Welt giebt.

Der Glaube des Armen spricht sich aus in der schlichten Bitte „Unser täglich Brot gieb uns heute". So betet kein reicher Mann mit „fundiertem" Einkommen, so beten die, denen es schon vorgekommen ist, daß sie ihr täglich Brot nicht hatten. Brot sollen sie täglich haben, alle die großen und kleinen Kinder Gottes. Jesus ist nicht der Ansicht, daß Brot bloß für einen Teil der Menschen wächst. Er sieht es für Gottes Willen an, daß auf Erden nicht gehungert wird, denn im heiligen Vaterunser ist die Bitte um das tägliche Brot die Fortsetzung des Gebetswortes: dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Jesus sprach den Armen vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Er redete ihnen zu, vor allem an der Hebung ihres Charakters zu arbeiten und die geistige Hebung höher zu stellen, als die materielle.

Matth. 6, 33; Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles (Essen, Trinken, Kleidung) zufallen.

Eine derartige Ermunterung scheint im ersten Augenblick sinnlos zu sein. Ihr denkt an manchen gottseligen Weber, der bei seinem Webstuhl trotz aller Gebete langsam in den Tod hineingehungert ist. Hat der nicht nach dem Reich Gottes getrachtet? Wir antworten: sein Glaube war ihm Trost und Licht und ohne diesen Glauben wäre er noch viel elender daran gewesen. Die Sozialdemokratie that unrecht, wenn sie ihm seine einzige Freude rauben wollte. Statt ihm den Glauben zu

nehmen, mußte man ihm sagen: schließe dich in Kraft deines Glaubens mit allen deinen Brüdern zusammen, entzündet euch gegenseitig in dem Eifer der Liebe und der Gerechtigkeit, Wahrheit, Barmherzigkeit im ganzen Volk, dann streitet wider Hoffart und Sünde, Ausbeutung und Geiz. Das erst wird rechtes Trachten nach dem Reiche Gottes sein. Solches Trachten hat die Verheißung, daß es nicht vergeblich ist. Das Evangelium will keine schlaffen Menschen, deren Innenleben nur weiche, süße Träume sind, es will Männer der That, wie Jesus selbst ein Mann der That war.

Jesus von Nazareth war keineswegs ein bloßer Gefühlsmensch. Er war ein Riese an Arbeit und alle seine Arbeit galt den Mühseligen. Wenn wir die Evangelien lesen, so folgen sich die Hilfsthaten Schlag auf Schlag. Er hilft bis zur Ermüdung. Immer sehen wir ihn umgeben von Händen, die sich nach ihm hinstrecken. Wenn Jesus nicht thatsächlich geholfen hätte, so wäre sein Gedächtniß nicht so unauslöschlich gewesen. Darum glauben wir an seine Wunderkraft, weil wir den Abglanz derselben auf den Gesichtern der ersten Christenheit sehen. Jedes Wunder von ihm heißt: hilf, hilf deinen Brüdern mit allen Gaben und Kräften, die du hast! Ein Leben voll Thaten wird uns beschrieben, wenn wir lesen:

Matth. 11, 4: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.

Was aber sollen die Wunder für uns, die wir unsere kranken Kinder und unsere blinden Töchter nicht mehr zu Jesus tragen können? Sind sie nur wie verklingende Gesänge aus einem verlorenen Paradies? Nein. In den Wundern Jesu liegen die irdischen Aufgaben der Christenheit. Wenn Jesus Blinde heilt, so sagt er damit: ihr Menschen sollt alles und jedes thun, um den Leuten das Augenlicht zu erhalten oder wiederzugeben, euch sollen keine Mühen und Kosten zu groß sein, wenn es gilt, einen blinden Mann zu pflegen. Ebenso ist es mit jeder anderen Krankheit. Aus den Wundern Jesu höre ich die stille und eindringliche Frage: Christenheit, Christenheit was thust du für Leib und Leben jedes Einzelnen? Wie sind deine Wohnungen, wie sind deine Anstalten, wie sind deine Löhne,

sind sie so, daß dabei ein gesundes Geschlecht gedeihen kann? Es laufen leider Christen auf der Erde herum, die vor lauter Seelenpflege an alle diese Dinge nicht denken. Diese sollen nur ein einziges mal das Evangelium mit offenen Augen lesen und sie werden sich schämen müssen, wie sie „geistlicher" sein wollen als Jesus Christus, den sie im Munde führen. Wer kann die Schwindsucht in unseren Arbeiterkasernen, die Kindersterblichkeit in unseren Industriegegenden gleichgültig betrachten, solange er nur noch einen Hauch verspürt aus der großen Seele Jesu? Glaubt ihr, Jesus wäre ruhig gewesen, wenn er gehört hätte, daß Tausende von Schulkindern kein Mittagbrot haben? Er hätte gesagt, wie er dort in der Wüste sprach: Gebt ihr ihnen zu essen! O daß der Geist der That aus der Bibel auferstände und ins heutige Leben hineinstiege. Wir seufzen in diesem Jahrhundert der Reden nach Männern der That. Sie sind nicht zu erwarten aus der Schule der Philosophen, wir müssen sie hoffen aus dem Kreise der wahrhaftigen Jünger des Nazareners.

Die gewaltigste Rede, die Jesus gehalten hat, ist seine Darstellung des Weltgerichts (Matth. 25, 31—46). Wonach wird die Welt gerichtet? Nicht nach Dogmen, nicht nach Konfessionen, sondern nach ihrem Verhalten zur Armut. Die Hungrigen, Durstigen, Heimatlosen, Nackenden, Kranken, Gefangenen sind es, wonach sich das ewige Urteil feststellt. Ein Zeitalter, welches sie nicht speiste, tränkte, beherbergte, kleidete, pflegte, besuchte, ein solches Zeitalter gehört in das ewige Feuer. Daran mag sich jedes Zeitalter messen. Wenn dann vor dem Richterstuhl der Ewigkeit „alle Völker" versammelt werden sollen, dann werden auch die Deutschen, die Franzosen, die Engländer gerichtet werden nach dem einen überwältigend großen Gesichtspunkt: wie ging es euren armen Leuten? Ein Volk, das hierin nicht besteht, ist dann verloren. Wenn doch die Armen aller Länder wüßten, wie Jesus auf ihrer Seite steht! Er stellt sich mit der Armut gleich: „Was ihr nicht gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir auch nicht gethan." Wer die Armen verachtet, verachtet Jesus, mag er Mönch oder Bischof oder Prediger sein. Christentum ist Armenhilfe.

Armenhilfe! Ist das etwa soviel wie Almosen, wie Bettelsuppe, wie Volksküche? Hier ist ein Punkt, wo das Mistrauen der Arbeiterschaft gegen alles, was christlich heißt, sehr groß ist. Das Wort Almosen hat beim Arbeiter keinen guten Klang und mit Recht, denn wer heute noch sagen kann, der Massen=

armut sei mit bloßem Almosen abzuhelfen, der muß ein bischen unklar sein oder er will sozialen Wind machen, es soll aber kein Zug entstehen. Heute ist das Almosen als Aushilfe nötig, es ist gesegnet, wo es augenblickliche Not heilt, aber die christliche Liebe und Gerechtigkeit muß über die niedere Stufe des Almosens emporsteigen zu anderen Formen des Helfens. Wer die Zeit mit Stiftungen und Armenhäusern heilen will, gehört noch ins Mittelalter. Das sagen wir mit aller Bestimmtheit, obgleich wir wissen, daß Jesus wiederholt und dringlich zum Almosen ermahnt hat. Aber vergeßt doch nicht, daß er unter ganz anderen wirtschaftlichen Verhältnissen lebte als wir heutigen Menschen. Staatsordnungen, wie wir sie heute wünschen, waren damals weder nöthig noch möglich. Damals war im Almosen wirkliche Hilfe, denn es gab keinen modernen Arbeitsmangel und keine heutigen Großstädte und Volksmengen. Daß übrigens auch Jesus neben dem Almosen andere viel weitgehendere Vorschläge gemacht hat, ist weiter oben schon ausführlich dargelegt. Weder das Wunder noch das Almosen sind unsere Mittel. Das Wunder liegt in Gottes Händen und das Almosen ist auf Erden altersschwach geworden, aber der Geist, in dem Jesus Wunder und Almosen zu den Mühseligen und Beladenen trug, dieser Geist ist das Erbe, das Jesus uns vermachen will.

4. Jesus der gekreuzigte.

Ein Mörder wurde frei gelassen, Jesus wurde zum Tode verurteilt. Zwischen zwei Verbrechern hing er am Galgen, nein, an einem noch schrecklicheren Holze, am Kreuz. Er wurde von den Priestern, Schriftgelehrten und Räten seiner Zeit furchtbar gehaßt. Sobald man ihn in Händen hatte, machte man ihm den Prozeß. Wie würde es ihm wohl heute gehen, wenn er wieder käme? Meint ihr, er dürfte heute alles sagen, was er auf dem Herzen hat? Ich glaube, er würde viel Not haben, er würde auch eines Tages im Gefängnis unter seinen geringsten Brüdern sitzen. Mein Herr Jesus! Die Menschen nennen dich ihren Herrn, weil sie denken, daß du schon lange tot bist, wenn du aber heute in Berlin oder in Frankfurt oder sonst wo auftreten würdest, wer weiß, ob man nicht wieder spräche: „dieser Verführer!"

Jesus hängt dürstend und sterbend am Kreuz. Das Gesicht mit der Dornenkrone ist das Heiligtum aller treuen Jünger geworden. Alle Jahrhunderte haben in die brechenden Augen hineingeschaut und in ihnen das Wort gelesen: für Euch! Selbst

eine so veräußerlichte Zeit wie die unsrige hat das Gefühl noch nicht verloren, daß an diesem Kreuz noch mehr zu sehen ist als ein gewöhnlicher Märtyrer. Hier aber wollen wir auf das wunderbare Geheimnis der Erlösung nicht weiter eingehen. Davon steht viel in den Passionsliedern unserer Gesangbücher. Hier fragen wir nur: wie kommt es, daß Jesus sterben muß? Konnte er sich nicht wehren? O gewiß, konnte er es, aber er war seinem obersten Prinzip bis in den Tod getreu, dem Prinzip der Liebe. Er wollte kein Schwert ziehen. Er wollte lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. Was er gepredigt hatte, das hielt er auch:

Matth. 5, 44: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Auf solche Weise war er ein Mann der That bis in den Tod. Viele, und gerade die energischsten Menschen, können sich in diesen Tod nicht finden. Sie halten ihn für einen unverzeihlichen Fehler, für eine Schwäche. Jesus hätte nach ihrer Meinung die Fahne der Opposition hoch heben sollen, die Galiläer rufen, daß sie mit ihm Jerusalem säuberten, als Diktator der Gotteskinder die falschen Priester von dem Stuhle Mosis stoßen und die Gedanken seines Gottesreiches verwirklichen. Daß Jesus selbst mit derartigen Ideen zeitweise zu thun gehabt hat, zeigt die Geschichte von der „Versuchung.“ Und doch verträgt sich Jesus ganz und gar nicht mit Revolution. Die Revolution ist der falsche Weg von außen nach innen. Jesus bedeutet den richtigen Weg: von innen nach außen. Wenn Jesus Revolutionär gewesen wäre, so würde sein Leben wohl etwas länger gewesen sein, aber nach seinem Tode wäre er nichts anderes gewesen als hundert tote Volksmänner der morgenländischen Geschichte. Ein Jesus des Umsturzes wäre im Grabe geblieben — der Jesus, der als treuer Sohn Gottes in den Tod geht, der ist auferstanden, der wird heute angebetet in allen fünf Erdteilen, der bleibet in Ewigkeit.

Jesus hat seine Auffassung von dem Verhältnis der alten zur neuen Zeit sehr genau ausgesprochen:

Matth. 5, 17: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.

„Gesetz und Propheten“ war damals die alte Weltordnung der Juden. Viele Vertreter des Alten mögen nun geschrieen haben: dieser Jesus stürzt alles um, er zertrümmert, er thut

unsagbaren Schaden, er löst auf! Jesus antwortet: Nein, ich löse nicht auf, aber ich will die alte Ordnung mit neuem Geist füllen, mit Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Liebe, Brüderlichkeit. Den Gottesdienst der Worte will er zu einem Dienst Gottes in der That verwandeln. Damit schreibt uns Jesus unsere Bahn vor. So oft wir ihn am Kreuze hängen sehen, wollen wir uns dabei erinnern: er starb den blutigen, schmählichen Tod, weil er nicht Gewalt gegen Gewalt setzen wollte. Das wird unsere Gemüter immer wieder beruhigen. Wir werden unter seinem Kreuz still und gelassen und lernen mitten im Kampf auf den hoffen, der Jesum aufweckte von den Todten und ihm den Sieg gab nach dem Leiden. — —

So sind wir nun am Schluß unserer Darlegungen angelangt. Wir haben mit ihnen einen praktischen Zweck verfolgt. Es lag uns daran, die Menschen dieses sozial erregten Zeitalters auf das hinzuweisen, was Jesus für uns bietet. Damit werden wir nach zwei Seiten hin wenig Verständnis finden.

Da und dort in kirchlichen Kreisen wird man sagen, unsere Art Jesus zu betrachten, sei nicht „tief" genug. Wer aber hat euch anvertraut, daß wir nicht von Jesus noch viel mehr zu bekennen wissen als gerade in diesem Heftchen steht? Der Jesus, an den wir glauben, ist der Jesus der Kirche. Hier kam es uns nur darauf an, eine Seite seines Wesens an's Licht zu stellen, die ihr gern verschleiert. Die Frage zwischen uns kann nur sein: entspricht mein Jesusbild den Evangelien? Wenn es den Evangelien entspricht, so habe ich das Recht, von euch zu fordern, daß ihr auch dem Jesus dient, von dem wir eben geredet haben. Entspricht aber mein Jesusbild den Evangelien nicht, nun wohlan, so nehmt die Feder in die Hand und beschreibt es besser!

Die „Wirtschaftlichen" werden sagen, die religiösen Anschauungen seien im sozialpolitischen Kampfe gleichgültig. Sie irren sich aber, wenn sie glauben, daß ein großes Volk auf die Dauer ohne Religion auskommt. Der Drang des Herzens ist zu groß. Diesem Drange wollten wir gern nach Kräften dienen.

Von sozialen Parteien und Programmen ist in diesem Schriftchen absichtlich nichts gesprochen worden. Jesus ist zu erhaben, um nur in einer Partei oder Richtung seine Anhänger zu suchen. Er will begeisterte Nachfolger finden in allen Lagern. Wir Christlich-soziale aber lauschen auf jeden Ton, der uns davon Kunde giebt, daß auch unsere Zeitgenossen Verständnis gewinnen für Jesus Christus.

Die Börse.

I.

Zweck und äußere Organisation der Börsen

von

Dr. Max Weber,

o. Professor der Staatswissenschaften in Freiburg i. Br.

Die nachstehende Skizze, der ein zweites Heft, welches die inneren Verhältnisse der Börse und die Börsengeschäfte erörtern wird, folgt, ist ausschließlich bestimmt zur ersten Orientierung für solche, die den geschilderten Dingen gänzlich fernstehen, und sucht deshalb möglichst nichts als bekannt vorauszusetzen. Nur darauf, ob sie diesen Zwecken dient, kommt es an. Absichtlich enthält sie sich deshalb des Aburteilens. Denn die praktische Wirkungslosigkeit der Kritik, welche breite Volksschichten an den bestehenden Börsenzuständen üben, hat ihren Hauptgrund in einer grenzenlosen Oberflächlichkeit, welche die Fehler da sucht, wo nur der Unverstand oder der Interessengegensatz sie finden kann. Die gleiche Oberflächlichkeit hat aber auch die geradezu gefährliche Vorstellung verschuldet, als ob ein bei jeder nicht streng sozialistischen Gesellschaftsorganisation schlechthin unentbehrliches Institut, wie es die Börse ist, seiner Natur nach eine Art Verschwörerklub zu Lug und Betrug auf Kosten des redlich arbeitenden Volkes darstellen müsse und deshalb am besten irgendwie vernichtet würde und — vor allem — auch vernichtet werden könne. Nichts gefährdet aber eine Arbeiterbewegung wie die, an welche sich diese Zeilen ja nach der Titelaufschrift zunächst wenden, schwerer, als unpraktische, in Unkenntnis thatsächlicher Verhältnisse gesteckte Ziele.

Die Börse ist eine Einrichtung des modernen Großhandelsverkehrs. Ihre Unentbehrlichkeit für die moderne Wirtschaftsweise beruht auf dem gleichen Grunde, aus welchem die moderne Form des Handelsverkehrs überhaupt erwachsen ist. Sie war ebenso wenig von jeher notwendig oder auch nur möglich, wie es der moderne Großhandel war. Warum? — Verfolgen wir den Menschen in seiner Arbeit zurück bis in die ferne Vorzeit, so begegnet uns als frühster und natürlichster Gesichtspunkt, unter welchem er Güter hervorbrachte, der: den eignen Bedarf zu decken. Er suchte durch seiner Hände Arbeit der Natur abzugewinnen, was er selbst zu seiner Ernährung und Kleidung, zum Schutze gegen Frost und Wetter bedurfte. Aber niemals

hat der einzelne vermocht, auf sich selbst gestellt, der Natur zu trotzen. Für die Erhaltung der nackten Existenz allein schon ist und war er von jeher auf die Gemeinschaft mit Andern angewiesen, wie das Kind auf die Brust der Mutter. Und die Gemeinschaft, deren er bedurfte, wählte er sich so wenig selbst aus freiem Entschluß, wie das Kind sich seine Mutter wählt. Sie wurde ihm mit auf den Lebensweg gegeben, er wurde in diese Gemeinschaft hineingeboren: in den festen, unter der unumschränkten Herrschaft eines Patriarchen stehenden Verband seiner Familie, die freilich anders aussah, als unsre heutige. Denn ihr Haushalt umfaßte Brüder, Vettern, Schwägerinnen bis in entfernte Grade und das unfreie Hausgesinde — durch kriegerische Gewalt unterworfene, oder solche, welche ihres Besitzes durch Frost und Viehsterben beraubt, nach dem urältesten Rechtssatz der Geschichte, wollten sie leben, die Knechte der Sieger und Besitzenden werden mußten. Diese Familie ist die älteste wirtschaftliche Gemeinschaft. Sie brachte in gemeinsamer Arbeit die Güter hervor und verzehrte sie gemeinsam. Und zwar verzehrte sie nur, was sie selbst hervorgebracht hatte — weil sie nichts Anderes zu verzehren hatte — und brachte nur das hervor, was sie verzehren wollte, weil sie für das Mehr keine Verwendung hatte.

Vergleichen wir damit den Charakter der heutigen Wirtschaftsweise, so tritt der ungeheure Gegensatz alsbald zu Tage. Es gilt der umgekehrte Satz: Nicht die Güter bringt der Einzelne hervor, die er selbst verbrauchen will, sondern solche, welche nach seiner Voraussicht Andere gebrauchen werden, und jeder Einzelne verzehrt nicht die Produkte seiner eigenen, sondern fremder Arbeit. Zwar ist selbstverständlich, daß das nicht allgemein gilt: es gilt nicht für den Urwaldkolonisten und den Landwirt in der Tiefe unkultivierter Reiche, und es gilt nur beschränkt für unsre Kleinbauern, die in erster Linie selbst von der Ernte ihres Landes leben, und nur den Überschuß verkaufen. Aber es gilt grade für die Wirtschaftsbetriebe, welche die moderne Zeit im Gegensatz zu jener ältesten schuf. Nicht ob er selbst die Güter wird brauchen können, sondern ob sie „Abnehmer“ finden werden, d. h. ob andre sie wahrscheinlich brauchen, ist der Gesichtspunkt, unter welchem der moderne Unternehmer produziert und produzieren muß.

Zwischen diesen schroffen Gegensätzen liegt die geschichtliche Entwicklung der Jahrtausende, welche die alten Gemeinschaften

auflöste. Sie verflocht die einzelne Wirtschaft in eine Austauschgemeinschaft mit einem sich stetig vergrößernden Kreise von andern Wirtschaften, einem Kreise, den die moderne Zeit auf die Gesamtheit der Kulturvölker zu erweitern strebt. Und sie vergrößerte andererseits denjenigen Bruchteil von Gütern, welchen die Wirtschaft, die sie hervorgebracht hatte, nicht selbst verbrauchte, sondern an Andre abgab. Und hier tritt der Handel in Thätigkeit.

Neben der einfachen körperlichen Hervorbringung von Gütern und der dazu erforderlichen körperlichen Arbeit benötigt es, damit der Bedarf, dem diese Güter dienen sollen, befriedigt werde, noch eines andern: sie müssen demjenigen zugeführt werden, der sie verbrauchen soll und will und zu dem Zeitpunkt, in welchem dies der Fall ist. Dazu steht der heutigen Gesellschaftsordnung das Mittel des Güteraustausches zu Gebote und diejenige Thätigkeit, welche den Güteraustausch vermittelt, ist der Handel. Die älteste patriarchalische Familiengemeinschaft bedurfte seiner nicht, da sie grundsätzlich nur verzehrte, was sie hervorbrachte, und umgekehrt. Erst mit dem Erwachen des Bedarfes nach Luxusartikeln begann der Tauschverkehr. Metallene Geräte, Bernstein, Edelmetalle und Stoffe von hohem Werte sind die ältesten Gegenstände des Handels. Er lag in den Händen des wandernden Kaufmannes. Als Landfremder rechtlos und mit abergläubischer Scheu betrachtet, stand der gehaßte und doch unvermeidliche Mann unter dem Schutze der Götter, ähnlich wie etwa giftige Schlangen im alten Orient angebetet zu werden pflegten. Mit der Zeit gestalteten sich die Beziehungen regelmäßiger, und es entstanden neben dem wandernden Kaufmann die großen, peroidischen Märkte, wie wir sie noch jetzt in Mittelasien finden. Auch hier sind es einander Stammfremde, die miteinander handeln. Die „Internationalität“ stand an der Wiege des Handels-Kapitals. Innerhalb der Gemeinschaft von Stammesgenossen und unter diesen selbst kannte man den Handel so wenig, wie das Nehmen von Zinsen. Unentgeltlich, wie noch heute in altväterischen Dörfern fern von der Stadt, lieh man Saatgut und Ackergeräte, und „unter Brüdern“ gab es keinen nach Angebot und Nachfrage bestimmten Preis von Gütern. Auch als an die Stelle der großen Familienwirtschaft der Horden und Sippen mit dem Erstehen regelmäßigen Ackerbaues die Wirtschaft selbständig in Dörfern und Höfen nebeneinander existierender Bauern getreten war, blieb dieser Gegensatz bestehen. — Das änderte sich

mit der Entstehung der Städte. Sie bedeutet das Hineintragen eines rein geschäftlichen Verkehrs in die alten Gemeinschaften selbst, den ersten Schritt zu ihrer Zersetzung. Neben die internationalen Märkte, auf welchen die Luxusartikel des Auslandes gehandelt wurden, traten die regelmäßigen städtischen Märkte, auf welchen sich die ländlichen Produzenten von Nahrungsmitteln und die städtischen Produzenten von gewerblichen Produkten begegneten und ihre Waaren austauschten. Diese Wirtschaftsweise also kannte und benötigte des Tauschverkehrs als eines regelmäßigen Elements. Aber immer noch war der Bruchteil, den der Einzelne von den durch ihn hervorgebrachten Gütern zu Markte brachte, ein geringer: Der städtische Gewerbetreibende war neben seinem Handwerk zumeist auch Landwirt (Ackerbürger), der Bauer verzehrte den größten Teil seiner Produkte selbst, nur der Ueberschuß kam zu Markt. Aber neben dem Handwerk, welches für die Versorgung der Stadt und ihres wenige Meilen im Umkreis umfassenden Bezirks arbeitete, erschien in den Städten alsbald noch ein andres Element. Der wandernde und landfremde Kaufmann wurde ersetzt und verdrängt durch den ansässigen, einheimischen Kaufmannstand, der im Wege regelmäßiger Geschäftsverbindung Waaren, welche das einheimische Gewerbe nicht hervorbrachte, von auswärts bezog. Es entstand der berufsmäßige Importhandel, und andererseits entstanden große Gewerbebetriebe, die den Überschuß der einheimischen Produktion nach auswärts verhandelten — als Exporteure. Dazu bedurfte es der Kenntnis der fremden Märkte und bedeutender Mittel. Beides fehlte den Handwerkern. Ein Kapitalist stellte sich ihnen als „Verleger" zur Verfügung, nahm ihnen ihre Produkte ab und verhandelte sie, sie waren auf ihn angewiesen und da er auch den Rohstoff im Großen billiger zu beschaffen wußte, lieferte er ihnen auch diesen und bedang sich aus, daß sie fortan allein für ihn arbeiteten; aus dem Handwerksmeister war ein abhängiger Haus-Industrieller geworden: der erste Schritt zur modernen Fabrik. Damit waren alle Keime der modernen Entwicklung vorhanden. — Aber freilich nur als Keime. Denn noch immer war der Handel überwiegend ein Tauschverkehr mit Gegenständen von besonders hohem Werte. Wollten wir uns den Unterschied gegen heute vergegenwärtigen, so müßten wir uns vorstellen, daß der heutige Handelsverkehr vornehmlich etwa Champagner, Seidenstoffe und ähnliche Artikel für den Bedarf

der besitzenden Klassen umfaßte. In Wahrheit zeigt ein Blick in die Übersichten des auswärtigen Handels jedes Großstaats, daß es andre: die „Massenartikel“ sind, welche die großen Zahlen ausmachen: Getreide — England hätte kein Brot, lieferte ihm das Ausland nicht jährlich für eine Milliarde Korn; — Kohlen und Eisen — Italien hätte aus den Mitteln des eigenen Landes keine Kohle im Ofen und kein eisernes Werkzeug; — Baumwolle — kein Kleidungsstück, wie es der moderne, europäische Arbeiter trägt, kann ohne die Versorgung des Marktes mit überseeischem Garne oder Baumwollrohstoff gefertigt werden. — Kein Baumwollfaden aber wird in der Wirtschaft versponnen und verwebt, in der er geerntet wurde, kein Eisenerz von dem Bergwerksbesitzer geschmiedet, der es der Erde abgewinnen ließ, nur ein winziger Bruchteil Kohlen wird von der Zeche selbst verbraucht, aber auch von Getreide rechnet man, daß mehr als die Hälfte der gesamten, gewaltigen Produktion der Welt von andern, als denen, die das Land bebauen, verzehrt und über ein Fünftel unter den Nationen ausgetauscht wird. Diesem Riesenaustausch solcher Güter dient die Börse. Sie ist ein moderner Markt, ein Ort, wo, wie auf diesem in regelmäßigen — an den großen Börsen täglichen — Versammlungen Kaufgeschäfte abgeschlossen werden. Worin unterscheidet sie sich von dem, was man gewöhnlich Markt nennt? Greifen wir den stärksten Gegensatz — einen kleinen lokalen Lebensmittelmarkt einer Landstadt — heraus. Auf diesem Markte verhandelt der Bauer regelmäßig selbst hervorgebrachte und an Ort und Stelle gegenwärtige Ware an einen Käufer, der sie alsbald bezahlt und selbst verbrauchen will; an der Börse wird ein Geschäft geschlossen über eine nicht gegenwärtige, oft noch unterwegs befindliche, oft erst künftig zu produzierende Ware, zwischen einem Käufer, der sie regelmäßig nicht selbst behalten, sondern (womöglich noch, ehe er sie abnimmt und bezahlt) mit Gewinn weiter geben will und einem Verkäufer, der sie regelmäßig noch nicht hat, meist nicht selbst hervorbringt, sondern mit Gewinn erst beschaffen will. Das Getreide, das an einem Tage an der Börse gehandelt wird, lagert zum guten Teil noch in den Speichern Nordamerikas, oder schwimmt auf dem Ozean, und vom Käufer soll es seinerzeit weiter an die Mühlen und von diesen an die Bäcker gelangen. Auf dem kleinen Markte handeln nur oder fast nur Produzenten und Verbraucher mit einander. Auf der Börse handeln nur oder fast nur Kaufleute. — Trotz dieser Unter-

schiede sind aber Börse und Markt wesensgleich, schon durch den gleichartigen Zweck, dem sie dienen. Denn sie sind Orte, wo „Angebot" und „Nachfrage" in einer Ware sich treffen sollen. Gehen wir wieder von dem kleinen Markte aus: Auf der einen Seite stehen die Bauern, die Feldfrüchte zu verkaufen haben (Angebot) und Artikel der städtischen Handwerker kaufen wollen (Nachfrage) — auf der andern die städtischen Verzehrer, die Nahrungsmittel kaufen (Nachfrage) und die Handwerker, die ihre Erzeugnisse verkaufen wollen und müssen (Angebot). Diese ausgestreckten Hände müssen sich treffen können und dafür ist der Markt unentbehrlich. Den gleichen Zweck hat die Börse. Nur ist der Umfang ein unendlich viel gewaltigerer. Sie ist der Markt für die modernen Massenbedarfsartikel, in welchen fortgesetzt ein gewaltiges Angebot, und nach welchen eine ebenso gewaltige Nachfrage stattfindet. Damit hängt auch jener Unterschied in der Art der Vorgänge auf der Börse vom Markte zusammen. Will ich ein Haus kaufen, so will ich nicht ein Haus im allgemeinen, sondern ich kaufe ein ganz bestimmtes, bezeichnetes und will dies, kein anderes, auch wenn es ebenso viel wert ist, übereignet erhalten; kaufe ich Fische ein, die ich verzehren will, so will ich wenigstens sie mir vorher ansehen können auf ihre Preiswürdigkeit und dazu sind sie auf dem Markt zugegen. Will dagegen eine Getreidefirma im Großhandel 1000 Ctr. einer bestimmten Getreidesorte kaufen, für die sie Verwendung zu haben glaubt, so ist etwas Ähnliches weder regelmäßig möglich, noch auch nötig. Es kommt ihr im allgemeinen nur darauf an, das bestimmte Quantum Getreide von einer bestimmten, vorher vereinbarten Sorte und Güte — sei es nach einer vorgelegten Probe, sei es eine im Handel gangbare und deshalb mit einer bestimmten Bezeichnung belegte Qualität — zu erhalten. Sorte und Qualität also wird vereinbart, der Verkäufer bringt nicht e r s t die Waare zur Stelle und verkauft sie d a n n, sondern regelmäßig umgekehrt: e r s t verkauft er („in Blanko," wie man zu sagen pflegt) und dann sucht er sich innerhalb der vertragsmäßig ausbedungenen Zeit die Ware zu verschaffen, die er zur Erfüllung des Vertrages braucht; zur festgesetzten Zeit liefert er sie: entspricht sie der verabredeten Qualität, so nimmt sie der Käufer oder der, an den dieser sie weiter verkauft hat, ab, ist das nicht der Fall, so weist er sie als nicht vertragsmäßig („nicht lieferbar") zurück. So steht es mit all den Artikeln, die auf der Börse gehandelt

werden. Braucht ein deutsches Handlungshaus einen Betrag russischen Papiergeldes, um eine Schuld in Rußland zu bezahlen, so kommt es ihm nicht auf gewisse Stücke an, wie dem, der ein Haus oder ein bestimmtes Reitpferd kauft, sondern jede Rubelnote, wenn sie echt ist, thut ihm den gleichen Dienst: — es handelt sich bei den Börsengeschäften regelmäßig um — wie man sich ausdrückt — „vertretbare" Sachen, d. h. solche, bei denen es nicht auf die Lieferung bestimmter einzelner Gegenstände, sondern darauf ankommt, daß das vertragsmäßige Quantum von der vertragsmäßigen Sorte und Qualität geliefert wird.

Sehen wir uns nun zunächst die Waren näher an, welche den Gegenstand des Verkehrs auf der Börse zu bilden pflegen. Man pflegt sie in zwei Hauptgruppen zu scheiden: „Produkten," Waren im engeren Sinne, einerseits und Geldsorten, sowie Wechsel, „Effekten" und „Fonds" (Sprich: Fongs) d. h. Wertpapiere verschiedener gleich zu besprechender Art, andererseits, und man scheidet danach die „Produktenbörse" von der „Effektenbörse." Die Unterscheidung hat nur dieselbe Bedeutung, als wenn man etwa Fisch-, Fleisch- und Gemüsemarkt unterscheidet. Beide können an ein- und demselben Orte stattfinden und gemeinschaftlich organisiert sein so z. B. in Berlin und Hamburg. Oder sie können an verschiedenen Orten stattfinden — so in Paris und London. Es können auch beide Hauptabteilungen wiederum geteilt sein, z. B. die Effektenbörse in eine Börse für Wechsel und eine solche für andre Wertpapiere, so in London, und die Produktenbörse in besondere Märkte für Getreide, Zucker, Eisen, Schmalz u. s. w. — so vielfach in Amerika. Es werden endlich überhaupt nicht an jeder Börse alle oder viele „börsengängigen" Waren und Papiere gehandelt, sondern naturgemäß oft nur oder ganz überwiegend die, welche in der betreffenden Gegend produziert oder durch den betreffenden Hafenplatz hindurch ein- oder ausgeführt werden: — wie in den Seestädten der Fischmarkt; so besteht in Essen, im westdeutschen Kohlenreviere eine Börse, an welcher nur Kohlen und Anteile an Bergwerken gehandelt werden, in Magdeburg, inmitten der Zuckerrüben bauenden Provinz Sachsen eine solche für Zucker. Nur an den großen zentralen Börsen konzentriert sich der Verkehr in allen Hauptartikeln.

An der Produktenbörse begegnen wir zunächst dem Getreide und den Feldfrüchten aller Art, nebst den unmittelbar daraus gewonnenen Produkten, insbesondere Mehl. Der

größte Markt dafür ist in Deutschland nächst der Berliner Börse Mannheim, bis wohin das überseeische Getreide rheinaufwärts verschifft wird. Ferner: Zucker — die größten Märkte sind mit Berlin, wie schon erwähnt, Magdeburg, und Hamburg, (Ausfuhrhafen) und Sprit — Berlin und Hamburg (Ausfuhrhafen) teilen sich in den Markt; Petroleum: Bremen (Einfuhrhafen), teilt sich mit Berlin, Baumwolle: ebenso; — Wollgarne, besonders Kammgarne: Leipzig (Produktionsort) spielt eine erhebliche Rolle; — Kaffee: Für ihn ist Hamburg (Einfuhrhafen) der größte Handelsplatz; — Kohle und Eisen: die Märkte der westlichen Produktionsgegenden sind von entscheidender Bedeutung, — und viele andere nicht so wichtige Artikel, deren Aufzählung zu weit führt. Im Effektenhandel drängt sich der Verkehr natürlich an den Orten zusammen, welche der Sitz der großen Bankhäuser sind: in Deutschland haben neben Berlin nur Frankfurt a. M. und Hamburg große Bedeutung.

Wir müssen uns die Gegenstände, die an der Effektenbörse ge- und verkauft werden, näher ansehn.

Es werden gehandelt: 1) Geldsorten und geldwerte Papiere, welche unsere Industriellen und Kaufleute als Zahlung aus dem Ausland erhalten und zur Leistung von Zahlungen an das Ausland gebrauchen. Dahin gehören natürlich zunächst die Münzen und das Papiergeld fremder Staaten (namentlich das Papiergeld Rußlands), aber auch eins der ältesten Objekte des Börsenhandels, der Wechsel, gehört dahin. Was ist er?

Man sieht ihm seiner Form nach nicht an, was er rechtlich bedeutet. Die wichtigste Form des Wechsels, die sog. „Tratte“ oder der „gezogene“ Wechsel, stellt sich dar als die Anweisung z. B. eines Kaufmanns Schulze in Berlin, gerichtet z. B. an einen Kaufmann Smith in London, eine bestimmte Summe an einem bestimmten Tage zu zahlen an einen Dritten, Herrn Müller in Berlin, oder an dessen „Order“, d. h. an denjenigen, welchem der Wechsel durch Müller gültig übertragen sein werde.[1]) Rechtlich bedeutet er aber nichts anderes als: Schulze verspricht dem Müller und dessen „Order“ dafür aufzukommen, daß Smith die bestimmte Summe zur bestimmten Zeit zahlen werde, und sein weitaus wichtigster praktischer Zweck — der, zu dem er schon vor etwa 700 Jahren gebraucht wurde — ist

---

[1]) Z. B.: „An Herrn Smith in London. Gegen diesen Wechsel zahlen Sie am 1. Juli 1895 an Herrn Müller in Berlin oder Order die Summe von 100 Pfund Sterling. Berlin, den 1. April 1895. Schulze.“

folgender: Schulze in Berlin ist Exporteur, er hat deutsche Waren nach London an den englischen Importeur Smith verkauft und nun den Kaufpreis (sagen wir 100 £) zu fordern. Müller in Berlin ist Importeur. Er hat englische Waren von einem englischen Exporteur Jones in London gekauft und eingeführt, schuldet also diesem den Kaufpreis (nehmen wir der Einfachheit halber an: ebenfalls 100 £). Der gegenseitige Verkehr zwischen Deutschland und England beträgt Hunderte von Millionen Mark an Wert im Jahr, es giebt Tausende von jeder der vier Personenarten, die wir mit Schulze, Smith, Müller und Jones bezeichnet haben. Würden die Kaufpreise alle in Bar bezahlt, so müßten unglaubliche Summen Geldes — mehrere Tausend Zentner in Gold — hin- und hergeschickt werden, was unsinnige Kosten machen und das Geld der Seegefahr aussetzen, auch für die Dauer der Reise dem Gebrauch entziehen würde. Deshalb verfährt man wie folgt: Schulze in Berlin, der von Smith in London Geld zu empfangen hat, „zieht" einen Wechsel über 100 £ „auf" Smith, d. h. er weist ihn an, an Müller oder dessen „Order" zu zahlen. Diesen Wechsel giebt er an Müller in Berlin, der an Jones in London Geld zu zahlen hat, und verpflichtet sich dadurch, dem Müller dafür aufzukommen, daß Smith an ihn oder an den zahlen werde, der seine Order sein werde. Müller zahlt ihm dafür die 100 £[1]) aus und schickt den Wechsel an seinen Gläubiger Jones in London, indem er diesen auf dem Wechsel als seine „Order" bezeichnet — diesen Vermerk auf dem Wechsel nennt man „Giro" oder „Indossament". Jones in London zieht die Wechselsumme bei Smith in London ein und kommt durch diese Zahlung zu seinem Gelde — Schulze hat das Seinige als Kaufpreis für die Hingabe des Wechsels von Müller erhalten: das Geschäft ist „abgewickelt."[2]) Alle die Schulzes (Gläubiger englischer Schuldner, also Verkäufer von Wechseln „auf" London) und die Müllers (Schuldner englischer Gläubiger, also Käufer von Wechseln „auf" London) unsres Beispiels, treffen sich nun auf dem großen Markt, wo jederzeit große Beträge „auf London" zu kaufen und zu verkaufen sind — auf

[1]) Auf die Abzüge („Diskont"), welche gemacht zu werden pflegen, und die Kursschwankungen der Wechsel, kommen wir im nächsten Heft.

[2]) Es sei denn, daß Smith dem Jones aus irgend einem Grunde den Wechsel nicht zahlt, in welchem Falle Jones „Regreß" gegen Müller und dieser gegen Schulze nimmt. Schulze wird dann genötigt, Kostenersatz und Zahlung nebst Zinsen an Müller zu leisten und hält sich seinerseits an seinen Schuldner Smith, der ohne Grund nicht gezahlt hat. Dann ist der Versuch, das Geschäft durch Wechsel abzuwickeln, mißglückt, es ist dies aber selbstverständlich die seltene Ausnahme.

der Wechselbörse. Sie können sich nur dort mit Sicherheit gegenseitig finden. Ebenso vollzieht sich das Geschäft mit den übrigen Ländern, mit denen wir im Güteraustausch stehen. Fortwährend findet der Handel in Wechseln auf London, auf Paris, auf Petersburg, auf New-York ꝛc. in gewaltigen Summen statt — und dieser Handel ist unentbehrlich. Bei etwa 3 Milliarden Mk. in gemünztem Geld und Geldscheinen, die in Deutschland im Umlauf sind, laufen über 13 Milliarden in Wechseln jährlich um.

2) Zweitältester Gegenstand des Handels an der Fondsbörse sind die „Fonds“ im engeren Sinne des Wortes: die Staatspapiere und die ihnen verwandten Schuldverschreibungen der Gemeinden und andrer öffentlicher Korporationen.

Daß Staat und Gemeinde heutzutage fast ausnahmslos Schulden machen, ist bekannt: das Reich und die deutschen Staaten zusammen haben rund $8^1/_2$ Milliarde, England, ohne seine Kolonieen, 15 Milliarden, Frankreich 20 Milliarden Mk. Staats-Schulden, und diese Schulden müssen den Gläubigern des Staates verzinst werden. Die Verschuldung eines Staates ist heute nicht etwa an sich ein Unglück, ein Zeichen schlechter Verwaltung oder mangelnden Reichtums. Wenn ein Staat eine große Eisenbahn ankauft oder baut für — sagen wir — 50 Millionen Mark, so wäre es weder gerecht noch verständig, wenn er diesen Betrag durch eine Steuer, im Durchschnitt z. B. in Deutschland von 1 Mk. pro Kopf, aufbringen würde. Nicht nur der lebenden Generation dient und nützt die Bahn, und nicht nur der jetzige Finanzminister heimst die Einnahmen daraus ein. Deshalb ist es richtig, daß wir dafür auch die Nachkommen steuern lassen, das geschieht, indem das Geld geliehen, verzinst und allmählich in längeren Zeiträumen aus den Steuern zurückbezahlt wird. Die Steuerlast dafür wird dadurch auf Gegenwart und Zukunft verteilt. Preußen hätte z. B. die 5 Milliarden, welche es innerhalb von 10 Jahren für den Ankauf von Bahnen ausgab, sonst etwa durch jährlich 500 Millionen besondere Steuern decken müssen und das wäre ein thörichter und unmöglicher Versuch gewesen. Etwas Andres und eine schlechte Finanzwirtschaft ist es, wenn ein Staat für Bedürfnisse, die ständig wiederkehren, die Bezahlung seiner Beamten und seines Heeres z. B., fortgesetzt Geld leiht: dann schiebt die lebende Generation auf die Nachkommen Lasten ab, die sie selbst tragen muß: der Staat wirtschaftet mit einem Defizit, welches

die Nachkommen bezahlen sollen. — Das Leihen des Geldes für jene Staatsbedürfnisse nun bewirkt der Staat — und ähnlich verfahren Kreise, Gemeinden u. s. w. — durch Verkauf von Schuldverschreibungen, in denen der Staat die Zahlung bestimmter Zinsen — 3, $3^1/_2$, 4 ꝛc. Prozent einer Schuldsumme — an bestimmten Zahlungsterminen (z. B. 1. Januar und 1. Juli) verspricht an jeden, der zu der betreffenden Zeit als Inhaber der Schuldverschreibung sich melden und ausweisen werde.[1]) Wer den Besitz der Schuldverschreibung rechtmäßig — durch Kauf ꝛc. — erwirbt, wird also Staatsgläubiger. Die Schuld zurückzuzahlen verspricht der Schuldner (Staat, Gemeinde ꝛc.) entweder nach einem bestimmten Plan, so daß jährlich eine Anzahl Nummern der Schuldscheine ausgelost und zurückbezahlt („amortisiert") werden, oder er behält sich nur das Recht vor, sie zu kündigen, übernimmt aber keine entsprechende Pflicht — so ist es bei unsern Reichs- und preußischen Anleihen (sog. „Konsols"). Der Staat (resp. die Gemeinde ꝛc.) kann das, denn den Besitzern der Schuldverschreibungen liegt gar nichts daran, ihr Geld zurückzuerhalten, sie wollen vielmehr die Zinsen beziehen, sie sind Mitglieder der besitzenden Klassen, welche auf diese Weise „ihr Vermögen anlegen," das heißt, sich das Recht auf den Bezug eines Tributes sichern von den mit diesen Zinsen Belasteten, also hier den Steuerzahlern des Staates oder der Gemeinde, welche die Zinsen der Staats- und Gemeindeschuld durch Steuern aufbringen. Und ebenso ist es mit den „Obligationen," welche Eisenbahnen oder Fabrikunternehmer ausgeben. Krupp z. B. gab kürzlich 24 Millionen Schuldverschreibungen aus zum Ankauf einer Konkurrenzfabrik, und massenhaft sind die Obligationen von Eisenbahnen und Aktien-Gesellschaften. Die Zinsen werden hier aufgebracht von den Benutzern der Bahn: in den Frachten, den Käufern der Waren: in den Preisen, endlich indem ein Teil dessen, was das Unternehmen einträgt, nicht an die Unternehmer als Gewinn und an die Arbeiter als Lohn, sondern eben an die Tributberechtigten abfließt. Jene alle werden „besteuert" zur Bestreitung des Kapitalzinses.

Diese modernen Tributpflichten sind das Produkt einer langen Entwicklung. Einst war der Zins das Zeichen der

[1]) Meist werden zur Erleichterung sogenannte Coupons (sprich Kupongs), d. h. Abschnitte mitausgegeben, von welchen man je einen zu den Fälligkeitsterminen abschneidet und dagegen die Zinsen erhebt, so daß man nicht die Schuldverschreibung selbst vorzuweisen braucht.

Unfreiheit. „Unter Brüdern“ lieh man nicht gegen Zins. Ihn nahm der fremde Eroberer als Kopfzins von der Person, als Bodenzins vom Lande, oder der Herr des Bodens von dem Besitzlosen und deshalb nicht Vollfreien, dem er Land lieh. Der Bodenbesitz ist die älteste Quelle von Zinsrechten. Heute ist er es zwar auch noch: zumal die Mietszinsen in den Städten zeugen davon, allein mächtiger ist jetzt jener andere Tributherr. Seine Eigenart ist es, „unpersönlich“ zu sein. Der Zinsbauer steuerte seinem Grundherrn, der ihn persönlich beherrschte und den er kannte, heute kennt der Besitzer zinstragender Papiere diejenigen nicht, deren Einkommen für ihn besteuert wird, und der Gutsbesitzer, der von einer Hypothenbank Geld gegen Verpfändung seines Grundstücks dargeliehen erhält, kennt die nicht, welche dieser Bank das von ihr so verwendete Geld darleihen und dagegen „Pfandbriefe“, d. h. zinstragende Urkunden erhalten, für welche die Gesamtheit der der Bank zinspflichtigen und verpfändeten Grundstücke weiter verpfändet ist. Die Unpersönlichkeit der Beziehungen zwischen Zinsherrn und Zinspflichtigen ist das Charakteristische dieser heutigen Tributpflichten. Deshalb spricht man von der Herrschaft „des Kapitals“ und nicht von derjenigen der Kapitalisten. Wer sind nun die Inhaber dieser Papiere, an welche das Recht auf den Zinstribut geknüpft ist? Das kommt auf die soziale Struktur und Vermögensverteilung innerhalb des einzelnen Volkes an und man muß sich hüten, zu glauben, sie seien mit Notwendigkeit an eine dünne Schicht „kouponschneidender Faulenzer“ gebunden. In Frankreich z. B. reicht der Besitz von Staatsschuldverschreibungen und ähnlichen Papieren bis in Volksschichten, welche derartige Papiere bei uns nie zu Gesicht bekommen. Das hat seinen Grund teils in dem Bestehen einer weit breiteren Schicht eines immer noch wohlhabenden Bauernstandes, als wir sie bei uns finden, unleugbar aber auch in der bei den Franzosen üblichen Einschränkung der Kinderzahl („Zwei-Kinder-System“), welche den Zerfall der Vermögen durch Erbteilung hindert, freilich zweifellos andererseits die Gefahr schwerer sittlicher Schäden in sich trägt.[1]) In Deutschland rechnet man, bei ca. 11 Millionen Familien mit 50 Millionen Köpfen, daß ca. 10 Millionen Personen

---

[1]) Auch in England besitzen Arbeiter nicht selten zinstragende Papiere, dort sind es die großen Gewerkvereine der Trade Unions (sprich: Tred' Junions) in Verbindung mit den günstigen Produktions-Bedingungen der englischen Industrie und — namentlich — der Weltmachtstellung des Staates zur See, welche einem Teil der Arbeiter Löhne sichern, die unter Umständen eine Vermögensansammlung gestatten.

Sparkassenbücher besitzen, zwischen $2^1/_2$—4 Millionen Kapitalzins in irgend einer Form beziehen und von diesen $1^1/_2$—2 Millionen solchen in Form von Wertpapier-Zinsen oder „Dividenden" einnehmen. Damit haben wir die zweite Hauptform des Tributes an das „Kapital", die „Dividende", schon erwähnt. Wir müssen auch sie etwas näher betrachten. Einen anderen Charakter nämlich als jene bisher betrachteten „Obligationen", welche Gläubiger-Rechte darstellen, haben die Aktien und die ihnen ähnlichen Werte (Bergwerksanteile: sog. „Kuxe", Schiffsanteile: sog. „Schiffsparten" 2c.). Sie bedeuten Anteilrechte an einem Unternehmen (Eisenbahn, Fabrik 2c.). Das geschichtlich Ursprüngliche ist, daß z. B. die „Gewerken", denen ein Bergwerk gemeinschaftlich gehört, selbst den Abbau der Erze durch gemeinschaftliche Arbeit besorgen, die Rheder, denen ein Schiff gehört, alle oder zum Teil die Fahrt persönlich mitmachen. Später, als der Besitz eines großen Schiffes oder der planmäßige Betrieb eines Bergwerks die Aufbringung bedeutender Mittel forderten, schieden sich die Besitzenden allmälig von den Arbeitenden (jetzt: gedungenen Lohnarbeitern). Die anteilsberechtigten Gewerken allein beschließen heute über die Angelegenheiten des Betriebes; von ihnen erhält ein jeder auf seinen Kux anteilsweise das, was über den Arbeitslohn und den sonstigen Bedarf für den Bergwerksbetrieb an Einnahme eingeht, als „Ausbeute" verteilt, und wenn die Einnahmen die Ausgaben nicht decken muß jeder anteilsweise „Zubuße" zahlen oder seinen Anteil zu Gunsten der anderen aufgeben.[1])

Etwas anders steht es mit der Aktiengesellschaft, einer Form der Vereinigung von Kapitalisten, welche in großem Umfang in Deutschland zuerst für den Eisenbahnbau und -Betrieb benutzt wurde, seither aber für Unternehmungen aller Art Verwendung findet. Der Gesellschafter, „Aktionär", leistet für seinen Anteil nur einen bestimmten Beitrag, regelmäßig in bar, er ist also nicht im Falle des Verlustes zu Nachzahlungen verpflichtet, wie der Gewerke. Die Summe dieser Beiträge verwendet der (regelmäßig von der „Generalversammlung" der Aktionäre zu wählende) Vorstand der Gesellschaft, um damit z. B. eine Bahn zu bauen, oder eine Fabrik anzukaufen 2c., welche dann vom Vorstand für Rechnung der Aktionäre betrieben wird oder aber es überträgt

---

[1]) Der Besitz eines Kuxes — welcher übertragbar ist —, ist also für den Geldbeutel des Inhabers eine ähnlich riskante Sache wie das Arbeiten unter Tage für das Leben des Arbeiters: große Ausbeute wechselt mit der Verpflichtung nachzuzahlen.

einer der Gesellschafter der neu zu „gründenden“ Gesellschaft seine Fabrik, die er bisher betrieb, nach einem verabredeten Geldanschlag als „Einlage“ und erhält dafür nach Vereinbarung eine bestimmte Anzahl Anteile, Aktien also, während die anderen für ihre Anteile Geld einzahlen. Braucht die Gesellschaft noch mehr Geld und will sie nicht noch mehr neue Aktionäre zuziehen — „junge Aktien“ ausgeben — so macht sie Schulden. Sie kann solche namentlich machen, indem sie verzinsliche „Obligationen“ — Schuldverschreibungen — ausgiebt. Unbewanderte können nun die Aktien leicht mit diesen verwechseln. Auch die „Aktien“ sehen nämlich äußerlich einer Schuldverschreibung ähnlich, denn eine jede lautet über einen Geldbetrag, z. B. über 1000 Mk., — das bedeutet aber nicht, wie bei den Obligationen, daß der Aktionär diese 1000 Mk. von irgend Jemandem als Gläubiger zu fordern hat, sondern vielmehr nur, daß er soviel in Geld oder in anderen „Einlagen“ für die Gesellschaft geleistet hat, daß er also so viel baar Geld eingezahlt hat, oder ihm z. B. die Fabrik, die er einlegte, so hoch angerechnet worden ist. Zu fordern hat er, solange die Gesellschaft besteht, nur seinen Anteil an ihrem Gewinn, die „Dividende“, und diese natürlich nur, wenn die Gesellschaft einen Gewinn gemacht, d. h. seit Aufstellung der letzten Abrechnung — „Bilanz“ — ihr Vermögen vermehrt hat. Im Übrigen hat er einen verhältnismäßigen Anteil an ihrem Vermögen und erhält also, wenn sich die Gesellschaft auflöst — „liquidirt“ — diesen Anteil, der mehr oder weniger betragen kann, als jene 1000 Mk., oder auch gar nichts, je nachdem die Gesellschaft bis dahin Gewinn oder Verlust hatte oder etwa nach Abzahlung der Schulden, die sie gemacht hat, nichts oder gar noch weniger als das — unbezahlte Schulden — verblieben sind. Denn wie für den einzelnen Geschäftsmann, wenn er sein Geschäft aufgiebt, an Vermögen nur etwas übrig bleibt, nachdem er seine Gläubiger bezahlt hat, so muß auch die Gesellschaft der Aktionäre ihre Gläubiger erst befriedigen, ehe sie etwas für sich sebst behält. Man nennt deshalb die Schuldverschreibungen der Aktiengesellschaften auch „Prioritäten“ — d. h. vorgehende Rechte — weil die Rechte der Gläubiger (selbstverständlich) zuerst kommen und dann die der Aktionäre. Damit nun für die Gläubiger etwas da sei, ist den Aktien-Gesellschaften gesetzlich verboten, ihr Vermögen durch Verteilung von angeblichem Gewinn unter die Aktionäre unter den Betrag des „Grundkapitals“, d. h. desjenigen Werthbetrages zu vermindern,

auf welchen es durch die Einzahlungen und Einlagen der Aktionäre gebracht war. Sind 100 Aktien über je 1000 Mk. ausgegeben, so bedeutet das, daß auf jede Aktie, in Geld oder anderen „Einlagen“ mindestens ein Werth von 1000, zusammen mindestens 100 000 Mk. zusammengebracht war. Bei der „Bilanz“ muß also, wenn man das Eigentum der Gesellschaft, z. B. das Fabrikgrundstück und die Maschinen ꝛc., die vorhandenen Waren, Forderungen, Gelder ꝛc. der Gesellschaft, alles in Geld veranschlagt, zusammenrechnet — die „Aktiva“ — und dann die Schulden — die „Passiva“ — abzieht, sich ein Mehrbetrag der „Aktiva“ über die „Passiva“ von mindestens 100 000 Mk. ergeben, sonst hat die Gesellschaft Verlust erlitten, und erst wenn mehr als 100 000 Mk. Vermögen da ist, darf dies Mehr als „Dividende“ verteilt werden. — Leicht kann durch falschen (zu hohen) Wertanschlag der Vermögensgegenstände in der Bilanz dieser Vorschrift zuwidergehandelt und fälschlich der Schein der Deckung des „Grundkapitals“ erweckt werden, damit zu Unrecht eine Dividende verteilt werde, obwohl gar kein Gewinn gemacht ist, und die Aktien als hohen Wertes erscheinen und von Käufern teuer bezahlt werden.[1]) Öfter noch kam es in der „Gründerzeit“ vor 20 Jahren vor, daß die „Gründer“, d. h. die ersten Aktionäre, wenn dies unsolide Bankhäuser waren, welche ihre Aktien gern bald an das Publikum möglichst über ihren wahren Wert loszuschlagen wünschten, Fabriken ꝛc., welche die Aktiengesellschaft übernahm, zu teuer bezahlten, indem sie mit dem bisherigen Besitzer unter einer Decke spielten. Alles dies wird erleichtert durch den auch hier „unpersönlichen“ Charakter des Kapitals. Der einzelne Aktionär hat in die Führung der Geschäfte nicht hineinzureden, er hat, wenn ein Bergwerk oder eine Fabrik auf Aktien betrieben wird, mit den Arbeitern nichts zu thun, sie kennen ihn so wenig wie er sie, er bekommt die Bücher nicht zu sehen, sondern erhält nur in der Generalversammlung Berichte vom Vorstand vorgetragen; meist beruhigt sich die Mehrzahl der Aktionäre und erscheint auch dort nicht einmal. — Die Anteile sind (regelmäßig) durch einfache Übertragung des Papiers (der Aktie) übertragbar und gehen von Hand zu

[1]) Es ist deshalb auch ein Irrtum zu glauben, die Aktionäre wenigstens hätten regelmäßig ein bedeutendes Interesse an der richtigen Bilanzaufstellung. Das hat nur ein Teil: derjenige, welcher die Aktien dauernd als „Kapitalanlage“ behalten will. Dem andern bringt eine fälschlich zu hohe Dividende doppelten Vorteil: einmal bekommt er mehr Gewinnanteil, als ihm zukäme, und dann findet er auch noch Käufer, die in Folge der hohen Dividende die Aktien ihm teurer abnehmen, als sie sonst thun würden.

Hand: die Aktionäre kennen auch einander gegenseitig nicht. Und doch sind sie Mitinhaber desselben Unternehmens und für die wechselnden Aktionäre arbeiten unter Umständen Tausende von Arbeitern, denen sie niemals im Leben begegnen und auf deren Lage sie, die eigentlichen Unternehmer, deren Vertreter nur der leitende „Direktor“ ist, so gut wie keinen Einfluß haben, für die sie sich jedenfalls, auch ohne irgend besonders gewissenlose Menschen zu sein, regelmäßig schwerlich verantwortlich fühlen werden. — Noch immer ist diese Form der Unternehmung in starker Zunahme begriffen und für große Betriebe, die gewaltiger Mittel bedürfen, regelmäßig heute völlig unentbehrlich, denn Ansammlungen von Vermögen in einer Hand, wie bei Krupp und Stumm sind seltene Ausnahmen. Für Betriebe solchen Umfangs müssen die Mittel vielmehr regelmäßig durch Einlagen einer sehr großen Zahl von Leuten aufgebracht werden, welche gar nicht in der Lage sind, ihre persönliche Mitarbeit dem Betrieb zu widmen, auch gar nichts davon verstehen würden, sondern nur das Interesse haben, Tribut in Gestalt von Dividende zu beziehen. Und auch hier wieder muß man sich hüten zu glauben, daß die Besitzer von Aktien etwa notwendig hauptsächlich in den Kreisen der „Großkapitalisten“ zu suchen wären. In England besitzen auch Arbeiter Aktien, bei uns und unsern weit kärglicheren Reichtumsverhältnissen besteht gerade die Gefahr, daß zu viel Aktien in die Hände von Leuten gespielt werden, die nicht viel zu verlieren haben, aber durch gelegentliche hohe Dividenden, von denen sie lesen oder hören, oder sonstige Reklamen angezogen werden und meinen, weil auf der Aktie z. B. „1000 Mk.“ steht, komme ihnen doch wohl irgendwer dafür auf, daß sie diese 1000 Mk. irgendwann von irgendwoher erstattet erhalten.

Das sind die Hauptformen der eigentümlichen Waare, welche den Gegenstand des Marktverkehrs an den „Effektenbörsen“ bilden. Man sieht, es sind verbriefte Tributberechtigungen, und die moderne Organisation der Wirtschaft führt dazu, daß eine immer steigende Zahl von solchen entsteht und „in Umlauf gesetzt“ wird. Der Ingenieur eines Elektrizitätswerkes hilft z. B. durch seine Arbeit den Dividendentribut aufbringen, an welchem etwa der Prokurist einer Papiermühle als Aktionär Anteil hat und besitzt vielleicht selbst Aktien dieser Papiermühle, so daß ihm umgekehrt auch die Arbeit dieses abgabepflichtig ist, und beide besitzen vielleicht Staatspapiere und besteuern so die Gesamtheit der Steuerzahler — einschließlich

derer, die ihrerseits solche Tribute nicht in Händen haben, der „Besitzlosen.“ Unter der heutigen Wirtschaftsordnung würde eine solche gegenseitige Tributpflichtigkeit auch stattfinden, wenn wir einmal uns vorstellten, daß Alle Vermögen in gleicher oder annähernd gleicher Höhe besäßen: dann steuerten Alle an Alle, jetzt Alle an einen Teil, an die Besitzenden. Die gegenseitige Tributpflichtigkeit an sich ist kein notwendiges Zeichen dafür, daß wenige Tributherren und viele Tributpflichtige einander gegenüberstehen. Das Bestehen des Zinses und der Dividende an sich ist vielmehr nur ein weiterer Ausfluß der modernen „Verkehrswirtschaft,“ welche auf der Eigentümlichkeit aufgebaut ist, daß Jeder fortgesetzt von dem Ertrage der Arbeit Anderer existiert und selbst für den Bedarf Anderer arbeitet. Der große Gutsherr der Karolingerzeit, welcher ausnahmslos alles, was er bedurfte: Gespinste, Gewebe, Eisengeräte ꝛc. auf seinem Gut mit seinen hörigen Handwerkern anfertigen ließ — er und diese seine Unterthanen waren noch berechtigt zu sagen: „wir, die Gutsinsassen, leben von dem Ertrage unsrer Arbeit aus unserm Boden und nur von diesem und kein anderer lebt mit davon.“ Der moderne Rittergutsbesitzer mit seinen Arbeitern — auch der größte — kann das Gleiche nicht mehr behaupten: Ställe und Wohnungen bauten Fremde aus fremdem Material, das Ackergeräth ist gekauft, ja selbst der Boden ist nicht mehr die Natur-gewachsene Erde, sondern mit hereingeführtem künstlichem Dünger, Kali, Phosphaten ꝛc., Produkten fremder Arbeit, bereichert. Diese fremde Arbeit muß entgolten werden und wird entgolten und zwar unter unsrer heutigen Organisation in Gestalt einer „Kapitalrente“, des Zinses, den der Hypothekengläubiger, von dem das Geld entliehen war, bezieht. Das ist z. B. oft die Sparkasse, welche die Gelder der kleinen Leute, die sie ihnen verwaltet und für die sie Zins zahlt, gegen Grundstückpfand darleiht, und es zinst also der Grundherr dem Proletarier. Meist freilich zinst er städtischen Bürgern. — Er erntet mehr Getreide aus dem Gut, aber er sitzt nicht mehr auf freier Scholle, er ist angebunden und verflochten in die Wirtschafts-Gemeinschaft der Welt draußen. Und noch weit mehr ist es der Fabrikant, der die Rohstoffe, welche Fremde erarbeiteten, zu deren Ankauf er oft wenigstens zum Teil fremdes Geld entleiht, durch „seine“ Arbeiter verarbeiten läßt und dann davon abhängt, daß Andre sie brauchen können und ihm hoch genug bezahlen wollen. Es ist menschlich, daß er meint, das Produkt sei sein

Produkt, der Gewinn sein Gewinn, die Fabrik seine Fabrik und da er ein freier Mann sei, habe ihm eigentlich Niemand, auch nicht der Staat, hineinzureden: in Wahrheit ist es die Gemeinschaft, deren Arbeit er braucht, nur ein winziger Bruchteil des von ihm „geschaffenen" Wertes enthält „sein" Produkt und wiederum ist es die Gemeinschaft, deren Bedarf nach Waren der von ihm zu Markte gebrachten Art das Gebot ist, welches ihm die Arbeitsstellung zuweist, welche er einnimmt, und dem er gehorchen muß, will er etwas „verdienen."

Eine sozialistische Organisation würde alle Einzelnen je an einen Faden binden und diese Fäden in der Hand einer Centralleitung zusammenlaufen lassen, welche nun jeden Einzelnen dahin dirigieren würde, wo sie ihn nach dem Maß ihrer Kenntnis am zweckmäßigsten verwenden zu können glaubt. Die heutige Organisation bindet Jeden mit zahllosen Fäden an zahllose Andere. Jeder zerrt an dem Fadennetz, um an die Stelle zu gelangen, wohin er möchte und wo er an seinem Platz zu sein glaubt, aber selbst, wenn er ein Riese ist, und viele der Fäden in seiner Hand zusammenfaßt, wird er vielmehr von den Andern dorthin gezerrt, wo gerade ein Platz für ihn offen ist.

Doch zurück zu unserm Thema.

Fortgesetzt entstehen neue Bedürfnisse von Staaten, Gemeinden Grundbesitzern, Fabrik- und Eisenbahngesellschaften, Geld gegen Verkauf von zins- oder dividendetragenden Papieren „aufnehmen" zu können. Fortwährend sind andererseits zahlreiche Personen in der Lage, ihr Geld in solchen „anlegen" zu können. Ein immer steigender Teil des Volksvermögens wird in solchen Tributrechten zum Ausdruck gebracht und in Umlauf gesetzt. Man rechnet das deutsche Volksvermögen, d. h. die Summe der einen Ertrag irgend welcher Art gewährenden Güter in Deutschland, in Geld veranschlagt, zu etwa 180 Milliarden Mark und die bisher vorliegenden Berechnungen machen wahrscheinlich, daß $^3/_7$ davon in zins- oder dividendetragenden Rechten, Hypotheken, Aktien, Obligationen aller Art bestehen. Jährlich wird etwa 1 Milliarde (1000 Millionen) Mk. neu erspart und zur „Anlage" verfügbar. Für mehr als die Hälfte dieser riesenhaften Beträge — alle die, welche die Form der oben beschriebenen Wertpapiere angenommen haben — bildet die Effektenbörse den Markt, wo sie angeboten und gekauft werden, wie die Lebensmittel auf den Lebensmittelmärkten. Man sieht zugleich die Unentbehrlichkeit und die Riesenhaftigkeit dieses Marktes. —

Wie ist nun dieser Markt, die Produkten-, Wechsel-, Effekten-börse, — zunächst äußerlich — organisiert? Die ältesten Börsen, in den Niederlanden im 15. Jahrhundert, waren einfach internationale Versammlungen von Kaufleuten, welche dorthin reisten und ihre Waren veräußerten. Allmälig aber kam das Reisen der Händler als Zeitverschwendung ab, man sandte seine Kauf- und Verkaufsaufträge durch Korrespondenz an den Börsenplatz hin, wie noch heute, und es bildete sich eine Klasse von Kaufleuten, welche aus der Besorgung dieser Aufträge einen Beruf machten und daneben selbst für ihre eigene Rechnung an der Börse handelten — ein Stand berufsmäßiger Börsenhändler. Diese vereinigen thatsächlich in ihrer Hand den Geschäftsbetrieb an der Börse. Dies einfach deshalb, weil sie allein den „Markt" kennen, täglich jahraus jahrein damit zu thun haben und wissen, oder doch vermuthen können, welche Waaren und Papiere voraussichtlich besonders begehrt oder billig zu haben sein werden. Nicht weil das Gesetz sie privilegierte, sondern deshalb haben sie eine monopolartige Stellung, weil jeder Andere, auch wenn er sich auf die Börse begiebt und man ihn am Verkehr teilnehmen läßt (z. B. in Paris und Hamburg ist die Börse Jedem ausnahmslos zugänglich), schwerlich durch Beteiligung am Geschäft Vorteil zu ziehen oder auch nur rein äußerlich sich über die Art des Geschäftsschlusses zu informieren wissen, sondern vielmehr sich ziemlich „von Gott verlassen" vorkommen wird. Denn dieser Riesenmarkt ist selbstverständlich auch ebensoviel komplizierter als ein gewöhnlicher Wochenmarkt, als er größer ist. Im Allgemeinen ist vielmehr derjenige, welcher nicht berufsmäßig Börsenhändler ist, wenn er an der Börse kaufen oder verkaufen will, darauf angewiesen, sich an einen Börsenhändler zu wenden, damit dieser als „Kommissionär" für seine Rechnung das Geschäft abschließt; dafür macht sich der Börsenhändler in der einen oder anderen Form bezahlt — wie, werden wir in einem späteren Heft erörtern.

Die ältesten Börsen waren Versammlungen auf einem offenen, zuweilen eingehegten Platz. Später meist und jetzt wohl immer finden diese Versammlungen in geschlossenen großen Sälen statt. Von jeher bedurfte es naturgemäß eines Organs, welches die Marktpolizei handhabte. Das ist ebenso jetzt, es sind überall Kommissare bestellt, welche die Ordnung aufrechterhalten. — Daneben aber kannte die ältere Markt- und Börsenorganisation

noch ein Glied, — und der überwiegende Teil der Börsen, darunter die deutschen, kennt es noch jetzt — welches den speziellen Zweck hat, die möglichste Beschleunigung des Abschlusses der Geschäfte herbeizuführen: die „Makler.“ Der Gegensatz gegen die Kommissionäre bestand — wir werden später erörtern (im nächsten Heft), wie sich das geändert hat — darin: der Kommissionär schließt das Geschäft als Beauftragter selbst ab und verrechnet sich mit seinem Auftraggeber, dem er die gekauften Waren dann gegen Erstattung der Auslagen und der „Provision“ — z. B. 1, $1/2$, $1/8$ von je hundert des Betrages — überweist, er ist es, durch dessen Vermittelung die außerhalb der Börse befindlichen an dem Handel, der sich darin abspielt, teilnehmen. Der Makler dagegen ist nur Vermittler, und zwar (normalerweise) nur zwischen den Börsenbesuchern auf der Börse selbst. Er erhält von dem Börsenhändler — sei es, daß dieser für sich, sei es, daß er als Kommissionär für Jemand draußen ein Geschäft machen will, den Auftrag, ihm — z. B. — Jemand nachzuweisen, der 100 Aktien einer bestimmten Gesellschaft oder 100 Centner Weizen abnehmen und dafür mindestens x Mark zahlen wolle. Seine Sache ist es, einen solchen zu finden, hat er ihn gefunden, so überbringt er ihm das Angebot (die „Offerte“) und nimmt die Erklärung, daß dasselbe angenommen sei, entgegen. Über das so zustande gekommene Geschäft, welches er sich zunächst in einem Notizbuch notiert, stellt er jeder der Parteien eine gleichlautende Bescheinigung, die sog. „Schlußnote“, zu,[1]) und erhält dann — von jeder Partei normalerweise zur Hälfte — die übliche „Courtage“ (Sprich: Kurtasche): z. B. 1, $1/2$ ꝛc. vom Tausend des Betrages als Entgelt für seine Mühewaltung. Er ist also nach dem Gedanken, der seiner Stellung zu Grunde liegt, das Werkzeug, welches die ausgestreckten Hände von Angebot und Nachfrage zusammenführt, so daß sie sich fassen können. Seine Unentbehrlichkeit beruht darauf, daß sonst bei der großen Zahl der Börsenbesucher — an den größten Börsen verkehren mehrere Tausend — die Wahrscheinlichkeit, sich zu treffen, für die Kaufs- und Verkaufs-

[1]) Es ist — beiläufig — angesichts mancher Dinge, die der Börsenspekulation, und zum Teil mit Recht, vorgeworfen werden, immerhin bemerkenswert, daß alle die zahllosen Vereinbarungen über Geschäfte sich durchweg mündlich und keineswegs so, daß etwa regelmäßig Zeugen zu haben wären, vollziehen, und es doch so gut wie **niemals** vorkommt, daß Jemand, auch ein sonst wenig bedenklicher Spekulant, das Zustandekommen einer Vereinbarung bestreitet, auch wenn ihm das Geschäft gewaltigen Verlust bringt. Der Betreffende wäre fortan völlig unmöglich auf der Börse, denn die absolute Zuverlässigkeit des Wortes ist Grundlage ihres Bestehens.

lustigen gering, jedenfalls unerhört zeitraubend wäre. Der Geldwert der Zeit aber ist seit Jahrhunderten im Handel enorm gestiegen. — Der einzelne Makler vermittelt meist — wir werden das im Einzelnen noch sehen — Geschäfte in einem oder mehreren bestimmten Gegenständen (z. B. in Aktien der Berliner Diskonto-Gesellschaft), man kennt diejenigen Makler, an welche man sich zu wenden hat, wenn man in diesem Gegenstand Geschäfte machen will und in ihrer Hand läuft daher Alles zusammen, was an Angebot und Nachfrage „zu Markte" kommt. —

Auf diese Art sorgt die Börse wie der Markt dafür, daß Käufer und Verkäufer sich zu finden vermögen. Allein das ist nicht der einzige Grund ihrer Bedeutung. Auch der Bauer fährt mit seinen Produkten, welche er in die kleine Land-Stadt bringt, zum Markt, und nicht etwa vor die Thüren der einzelnen Häuser von Städtern, die sie vielleicht brauchen könnten, nicht nur deshalb, weil dies eine unerhörte Zeitvergeudung bedeuten würde. Sondern vor Allem deshalb bringt er sie zu Markt, weil er dort den höchst-möglichen Preis zu erzielen hofft. Hier trifft der Käufer mit allen oder den meisten Verkäufern, der Verkäufer ebenso mit den Käufern zusammen und beide können gegenseitig übersehen, ob ihnen ein andrer der Anwesenden günstigere Bedingungen bietet, als der, mit welchem sie eben verhandeln. Im allgemeinen werden infolge der so entstehenden „Konkurrenz" der Reflektenten unter einander Waren gleicher Art und Güte auf dem Markt unter geringen Abweichungen zu etwa dem nämlichen Preise ge- und verkauft werden. Dieselbe Rolle spielt die Börse, nur daß der dort für einen Gegenstand bestimmter Art und Güte, in einem bestimmten Moment sich ergebende Preis — der „Börsen-Kurs" des Tages bezw. der Stunde — eine Bedeutung von ungleich gewaltigerer Tragweite hat. In die Spalten der Zeitungen, welche täglich die an der Berliner Produktenbörse für Getreide, Sprit rc. gezahlten Preise veröffentlichen, blickt der Getreide-, Sprit- rc. Händler und der Landwirt in ganz Ostdeutschland. Der Getreidehändler berechnet sich: der Preis für die Tonne (1000 Kilogr.) Getreide ist X Mark, ungefähr dafür also werde ich Getreide verkaufen können. Y Mark kostet die Eisenbahnfracht nach Berlin; wenn ich Z Mark an der Tonne verdienen will, kann ich mithin höchstens X weniger Y weniger Z Mk. an meine Kunden bezahlen. Er sagt also dem Landwirt, der ihm sein Getreide bietet: ich bin bereit zu zahlen „so und so viel, (nämlich wenigstens

Y + Z) Mk. unter der heutigen Berliner Kursnotiz für Getreide." In dieser Art wird der größte Teil der ostdeutschen Getreide-Ernte verkauft, ebenso fast der sämtliche dort gebrannte Sprit den Produzenten abgekauft, für sie ist dieser Börsenkurs und seine Höhe eine Lebensfrage. Bestände die Börse nicht, so hätten sie gar keine Möglichkeit, ungefähr zu kontrollieren, wie viel Profit der Getreidehändler an dem Getreide macht, das er ihnen abnimmt, und wären seinem Belieben ausgeliefert. — In die Spalten der Zeitungen, welche die Kurse von Staatspapieren, Aktien 2c. enthalten, sieht andererseits der Besitzer von solchen Papieren, um sich zu vergewissern, wie hoch an der Börse der Wert dessen, was er daran besitzt, veranschlagt wird. Er kauft mit Vorliebe „börsengängige" Papiere und leiht sein Geld meist nicht direkt irgend einem soliden Geschäftsmanne oder Landwirt, der es brauchen kann, und ihm verzinst. Einmal weil es reiner Zufall ist, ob er gerade einen solchen findet. Vor allem aber auch deshalb, weil er es von ihm nicht jeden Augenblick wieder haben kann, sondern warten muß, bis die Schuld fällig ist: er könnte ja die Forderung einem Andern, der sie ihm abnehmen und ihm dafür Geld geben will „cediren" (d. h. übertragen), aber ob er einen solchen findet, und was dieser ihm zu zahlen bereit ist, fragt sich sehr. Bei einem Papier dagegen, welches an der Börse regelmäßig gehandelt wird, ist er jeden Augenblick, wenn er sein Geld braucht, sicher, einen Käufer an der Börse zu finden, zu ungefähr dem Preise, den er aus der Zeitung ersehen kann. Die Ziffern des Kurszettels sind für ihn ein Thermometer, aus dem er täglich sieht, wie hoch er das Vermögen, welches er besitzt, veranschlagen darf.

Auf diesen Umständen vornehmlich beruht die ungeheure Bedeutung, welche die Börsen für die Volkswirtschaft gewonnen haben, deren Regulatoren und Organisatoren sie heute zu werden begonnen haben, immer mehr werden, und solange die heutige Gesellschaftsordnung auch nur in irgend annähernd ähnlicher Art bestehen wird, auch werden müssen. Zugleich zeigt sich aber auch, von welch' ungeheurer Wichtigkeit es ist, daß die Bildung und Feststellung des Preises („Kurses") auf der Börse sich in solider und richtiger Weise vollzieht. Für die Ermittelung der Preise, welche in den an der Börse gehandelten Waren und Papieren an den einzelnen Tagen gezahlt worden sind, haben alle Börsen Einrichtungen getroffen. Fast alle, speziell die

größte deutsche Börse: die Berliner, geben ein amtliches „Kursblatt" heraus, durchweg unter Mitwirkung der Makler, welche die Geschäftsabschlüsse vermittelt haben, dessen Inhalt dann die Zeitungen abdrucken. Wie diese „Kurse" zustande kommen und in welcher Art und zwischen welchen Personen sich der Geschäftsverkehr, dessen Resultat sie sind, an der Börse abspielt, werden wir uns noch im Einzelnen in einem weiteren Heft ansehen.

Die langen Zifferreihen am Schluß der Zeitungen, welche der Leser, welcher weder Kapitalist noch Geschäftsmann ist, überschlägt, sind nicht nur für die Kapitalisten und Geschäftsleute von Bedeutung, sondern die Art, wie sich im Laufe der Jahre die trocknen Zahlen darin ändern, bedeuten Aufblühen und Niedergang ganzer Produktionszweige, an deren Bestand heute Glück und Elend von Tausenden hängt.

Wir sehen: die wesentliche Grundlage und die Einrichtungen der Börsen müssen in der Hauptsache gleichartige sein, weil die Bestimmung der Börse überall dieselbe ist.

Trotz dieser grundsätzlichen Gleichartigkeit der wesentlichen Zwecke zeigt aber die Organisation der Börse in den einzelnen Ländern höchst auffällige Verschiedenheiten, deren Hauptformen wir kurz an Beispielen betrachten wollen.

Die größten englischen und amerikanischen Börsen haben — nicht alle, aber gerade die bedeutendsten — den Charakter geschlossener Klubs der berufsmäßigen Börsenhändler. Regelmäßig von einander getrennt sind Fonds- und Produktenbörsen und oft diese noch in weitere Spezialbörsen. Jede bildet einen sich selbst verwaltenden Verein, der regelmäßig als Korporation selbst beschließt, wen er in seine Mitte aufnehmen will. Die einzelnen Plätze an der Börse sind, wie früher allgemein und zum Teil noch die Kirchensitze bei uns, erblich und verkäuflich und kosten ganz bedeutende Summen, und nur wer einen Platz erworben hat und in den Verband aufgenommen wird, kann am Börsenhandel direkt teilnehmen, alle Anderen müssen sich eines der Zugelassenen als Kommissionär — broker — bedienen, wenn sie Geschäfte machen wollen.[1])

[1]) So kann in Newyork zwar Jeder in die Börsenhalle hinein, aber innerhalb derselben befindet sich eine von Schranken umgebene Amphitheaterartige Estrade, innerhalb der nur die zugelassenen Börsenhändler sich aufhalten und Geschäfte schließen: man kann herantreten und, wenn man den Kredit eines der Händler genießt, ihm den Auftrag zu einem Geschäfte geben. Zum Raum der Londoner Fondsbörse hat Niemand Zutritt als die zugelassenen brokers (Sprich: Brokers), Kommissionäre, und dealers (Sprich: Dielers), Händler.

Um in einen solchen Börsenhändler-Verband eintreten zu können, muß aber nicht nur der Platz erworben werden, sondern regelmäßig fordert der Verband noch eine bedeutende Kaution, damit, wer mit dem Eintretenden Geschäfte macht, auch sicher sei, daß er im stande sein wird, seinen Verpflichtungen nachzukommen.[1]) Hier ist also die Börse offen als Monopol der Reichen organisiert, die berufsmäßigen Händler haben sich nach Art einer Zunft des Handels allein bemächtigt, sie allein setzen die Usancen (Sprich: Üsangßen) fest, d. h. die Bedingungen, unter welchen ein für allemal die Geschäfte an der Börse als geschlossen gelten, der Staat weder noch sonst Jemand hat ihnen hineinzureden. Sie bilden eine Art „Geld-Aristokratie" des Börsenhandels.

Scheinbar den größten Gegensatz dazu stellt die größte französische, die Pariser Fonds-Börse dar. Hier existiert kein geschlossener Verband von Börsenhändlern, es hat Jedermann wie zu einem offenen Markt unmittelbar Zutritt und kann — wenn ihm Jemand Kredit giebt! — am Handel teilnehmen. Man sieht zuweilen Arbeiter in blauer Bluse ihre Anweisungen auf Staatsschuldscheine, die sie erworben haben, an die Börse weiter verkaufen. Der Börsenhandel ist äußerlich demokratisch eingerichtet wie der Staat. Aber das hat seine Grenze. Gerade die französische Fonds-Börse war von jeher eine politische Einrichtung, die der Staat für politische Zwecke dienstbar machte und in deren Organisation er dementsprechend nach Belieben eingriff. So finden wir an den 7 größten französischen Fondsbörsen, besonders der Pariser, das Institut des parquet (Sprich: Parkett) d. h. eines privilegierten Verbandes vom Ministerium zugelassener Makler „Agents de change" (spr.: Aschang de Schangsch'). Diese Makler haben nach dem Gesetz allein das Recht, Geschäfte an der Börse gegen das übliche Entgelt (die Courtage) zu vermitteln, jeder, der einen Makler braucht, soll sich an einen von ihnen wenden und, wie schon eben gesagt, in 9 von 10 Fällen muß Jemand, der ein Geschäft machen und schnell Jemand finden will, mit dem er es macht, sich eines Maklers bedienen. Sie haben also das Monopol der Geschäftsvermittelung und damit sind ihnen Einkünfte von gewaltigem Umfang gesichert. Für den ganzen un-

[1]) Entweder müssen sich wohlhabende Personen für ihn verbürgen — so in London 2 Personen in Höhe von je 500 Pfund Sterling (10000 Mark) — oder er muß einen Betrag in Geld oder Wertpapieren deponieren. Wer jemals seine Zahlungsverpflichtungen nicht hat erfüllen können, bleibt meist dauernd ausgeschlossen, und ziemlich streng ist auch die Disziplin gegen solche, welche sich unlautere Praktiken zu Schulden kommen lassen.

geheuren Verkehr der Pariser Börse giebt es solcher konzessionierter Makler nur sechzig. Und da jeder derartige Makler das Recht hat, wenn er sich zur Ruhe setzt, seinen Nachfolger selbst vorzuschlagen, also seine Konzession (ähnlich wie etwa die Apotheker bei uns) zu übertragen, so sind die Stellen thatsächlich verkäuflich und man zahlt jetzt etwa 2 Millionen Franks für eine solche. Jeder Makler muß außerdem eine Kaution von 250000 Franks hinterlegen. Diese Monopolmakler sind also Millionäre.[1]) Durch ihre Hände läuft also ein gewaltiger Bruchteil — etwa die Hälfte — aller Geschäfte der Fondsbörse. Sie haben ihren Platz innerhalb eines mit Schranken umgebenen Raumes und der Unterschied gegen die großen englisch-amerikanischen Börsen ist also nur der, daß hier nicht der ganze Börsenverkehr, sondern nur gewissermaßen dessen innerster Kern, das letzte Bindeglied zwischen Käufer und Verkäufer, das Monopol einer privilegierten Personengruppe bildet.

Die deutschen Börsen sehen sich untereinander verschieden an. Greifen wir die größten: also die Berliner, Hamburger, Frankfurter heraus, so finden wir zunächst, daß die Börsen für alle Arten Geschäfte — in Effekten und Produkten — an demselben Ort zusammengelegt, konzentriert sind, was in Frankreich und England regelmäßig nicht der Fall ist. Innerhalb des Börsengebäudes scheiden sich natürlich die einzelnen „Märkte." So finden die Produktengeschäfte in Berlin im hintersten der drei großen Räume des Börsensaales statt, und innerhalb der Fondsbörse haben wieder die einzelnen großen Papiere: Russische Banknoten, Diskonto-Kommandit-Aktien 2c. ihre Stelle, wo gewohnheitsmäßig sich in ihnen der Handel vollzieht. — Näher zugesehen, sieht ferner die Hamburger Börse anders aus als die preußischen. Die Hamburger Börse ist ein überdeckter Markt. „Das gesamte männliche anständige Publikum" kann sie besuchen; wem sie gerade auf dem Wege liegt, der benutzt sie als Durchgang. Schiffe und fremde durchreisende Kaufleute besuchen sie und schließen dort Fracht- und andere Geschäfte ab. An ständigen Besuchern finden wir neben dem berufsmäßigen Börsen-

[1]) Obwohl der Verkehr z. B. in Paris ein so gewaltiger ist, daß die 60 konzessionierten Makler ihn gar nicht allein bewältigen können, sondern wohl oder übel das Vorhandensein anderer, nicht konzessionierter, — der sogenannten Coulisse (Sprich: Kulisse) — dulden müssen, so haben sie es doch in der Hand, da das Gesetz die Coulisse nicht zuläßt, jeden nicht konzessionierten Makler zur Bestrafung anzuzeigen und „zum Tempel hinauszujagen." Sie können also jedenfalls dafür sorgen, daß ihnen, den konzessionierten, von den „Coulissiers" ein so großer und gewinnbringender Teil der Geschäfte ungestört überlassen bleibt, wie sie irgend zu erledigen im Stande sind.

händlern, die entweder für sich oder als Kommissionäre für andere Geschäfte machen, die Makler. Es existiren aber keinerlei nach Art der Pariser Agenten bevorrechtigte Vermittler, es steht jedem frei, das Maklergewerbe auszuüben, er hat sich nur den allgemeinen Pflichten jedes Maklers — Führung bestimmter Bücher, in denen er die vermittelten Geschäfte notiert, Ausstellung der Schlußnoten (s. o.) ꝛc. — zu unterziehen. Hier ist also das Prinzip des „freien Marktes" konsequent durchgeführt. Nur die äußere Leitung hat die Handelskammer, eine staatlich eingerichtete Vertretung der Kaufmannschaft. — Ein eigentümliches Mittelding zwischen den streng geschlossenen Börsenkorporationen Englands und Amerikas und dem Zustand in Hamburg stellen nun die preußischen, so namentlich die Berliner Börse dar. Die preußischen Börsen sind staatlich konzessioniert und stehen unter der Leitung der Handelskammern, d. h. der gewählten Vertretungsorgane des größeren Handelsstandes, in Berlin der ähnlich gearteten „Ältesten der Kaufmannschaft." Diese entscheiden in letzter Instanz über die für die Geschäfte maßgebenden Usancen und bestellen (in der Hauptsache) die Organe — Börsenkommissare und Deputierte —, welche die äußere Ordnung auf der Börse aufrechtzuerhalten haben, daneben Schiedsgerichte zur Entscheidung solcher Streitigkeiten, welche freiwillig vor sie gebracht werden, — in einzelnen, hier nicht weiter interessierenden Streitfragen, sind nach den Geschäftsbedingungen die Parteien verpflichtet, der Entscheidung derartiger Schiedsgerichte sich zu unterwerfen. Ein geschlossener Verein ist die Börse nicht, andererseits hat auch nicht jeder Zutritt, sondern dazu bedarf es des Besitzes einer Einlaßkarte. Diese aber wird gegen eine nicht erhebliche Gebühr jedem Einheimischen erteilt, der glaubhaft darthut, daß er zum Zweck des Handels die Börse besuchen will und von Mitgliedern der Börse zur Aufnahme empfohlen wird — eine Empfehlung, die den, der sie giebt, zu nichts verpflichtet und deshalb von jedem ohne Ausnahme erlangt werden kann. Zeitweise ausgeschlossen werden Leute, welche die Ordnung stören, Börsenmitglieder beleidigen, falsche Gerüchte verbreiten und Zahlungsunfähige — eine Disziplin aber von der Strenge der englischen existiert auf unserer Börse nicht. Auch frühere Bankerotteure erhalten regelmäßig nach einiger Zeit wieder Zutritt. Die Machtmittel der Börsenvorstände sind gering. Andere Strafen als die zeitweise Ausschließung giebt es gegen Händler nicht.[1])

[1]) Auf Grund einer rein privaten Abmachung z. B. mit einer größeren Anzahl

Neben den berufsmäßigen Händlern, Vertretern der Bankhäuser und Kommissionären finden wir auch an den preußischen Börsen die Makler. Auch bezüglich ihrer nimmt unsere Börse eine Mittelstellung ein, hier zwischen den konzessionierten Agenten in Paris und der gänzlichen Freigabe des Maklergewerbes in Hamburg. Es kann jeder das Maklergewerbe betreiben und es existieren zahlreiche „freie" Makler, deren Geschäftsbetrieb eben so wenig wie der der Hamburger Makler einer Kontrolle unterliegt. Eine Sonderstellung nehmen aber die von den Regierungen auf Vorschlag der Börseninstanzen bestätigten „vereidigten" Makler ein. Sie haben als Vermittler keinerlei Vorrechte und sind namentlich nicht, wie die Pariser Agenten, allein zur Vermittlung berechtigt, — man kann sich nach Belieben an einen vereideten oder unvereideten Makler wenden. Eine bevorrechtete Stellung besteht — von unbedeutenden Vorrechten bei Zwangsverkäufen 2c. abgesehen — nur an der Effektenbörse und nur insofern sie allein bei der Feststellung der Tages-Kurse für die einzelnen Papiere gefragt werden. Grundsätzlich — nicht durchweg thatsächlich — werden nur die durch sie vermittelten Geschäftsabschlüsse bei der Ermittlung und Notierung der angebotenen, verlangten und gezahlten Preise berücksichtigt.[1]) Nun werden wir aber noch sehen, daß in vielen Fällen der ein Geschäft Schließende ein Interesse daran hat, daß dasselbe bei Feststellung des Börsenpreises berücksichtigt wird. Das ist z. B. namentlich bei den Kommissionären der Fall, deren Kunden draußen durch die Zeitung den Kommissionär kontrollieren, ob er ihnen auch den richtigen — d. h. den an der Börse ermittelten und notierten — Preisbetrag verrechnet. Solche Reflektenten sind also der Regel nach — nicht bei allen Arten von Geschäften, wie wir später sehen werden — auf die vereidigten Makler mehr oder weniger angewiesen. Im Übrigen haben diese letzteren nur Pflichten vor den übrigen Maklern voraus: sie sollen vor allen Dingen keine eigenen Geschäfte machen, sich auch nicht dafür verbürgen.[2]) — Bei uns gehört also zur Ausübung des Maklergewerbes nicht ein derartiges Vermögen, wie es

---

Firmen haben die Ältesten in letzter Zeit begonnen, auf ein besonderes ehrenrühriges Verfahren: den Abschluß von Geschäften mit Kommis 2c. ohne Wissen des Prinzipals — wodurch erstere zur Untreue geradezu verleitet werden — eine „Rüge" zu setzen. Wenn aber ein so „Gerügter" sich die Rüge einfach verbittet, wäre damit die Sache erledigt, denn ein Recht dazu existiert nicht.

[1]) Über die Art der Kursermittelung s. das folgende Heft.

[2]) Daß und warum diese Vorschrift trotz des Maklereides täglich umgangen wird, werden wir gleichfalls später sehen.

der Pariser Agent besitzen muß. Es ist im Gegenteil nichts Seltenes, daß zahlungsunfähig gewordene Kaufleute zu Maklern bestellt werden, um sich in dieser Stellung wieder „emporzuarbeiten.“ Ebenso muß man sich hüten zu glauben, der Stand der berufsmäßigen Börsenhändler sei bei uns im Allgemeinen ein Stand reicher Leute. Man kann im Gegenteil sagen, daß die Vermögensunterschiede gerade der Börsenhändler mit die schroffsten sind, die es in einem Stande geben kann. Es ist in diesem Punkt eine äußerst „gemischte“ Gesellschaft — von den Vertretern der größten Banken, die Kapitalien von 50 und mehr Millionen Mark hinter sich haben, bis zu dem kläglichsten armen Schächer, der an den kleinen Preisschwankungen, auf die er spekuliert, sich von Tag zu Tag sein Dasein fristet. Große Vermögen werden zuweilen an der Börse „verdient“, meist freilich so, daß an sich schon große Vermögen ungemessen anschwellen, unter einem Aufwand von Nervenanspannung, der die Existenz eines Spekulanten durchaus nicht so beneidenswert gestaltet, wie mancher sie träumt. Aber man darf nicht glauben, daß der Börsenhändler durchweg den Marschallstab des Reichtums im Tornister trage. — Der Stand der Börsenhändler bildet bei uns in Folge dieser riesigen Unterschiede in keiner Weise eine so (verhältnismäßig) einheitliche Klasse wie die Mitglieder der großen englischen Börsenkorporationen. Das ist in mehr als einer Hinsicht ein schwerer Schaden.

Wer außerhalb der Börse steht, ist leicht geneigt, das Hauptgewicht bei ihrer Beurteilung darauf zu legen, daß hier nicht selten lotterieartige Gewinnste erzielt werden, deren Erwerb verhältnismäßig „mühelos“ erfolgt und daß andererseits die Ersparnisse langjährigen Fleißes im Börsenspiel verloren werden, zu welchem Agenten und Annoncen übel berufener Kommissionshäuser Leute, welchen nicht der geringste Beruf zur Teilnahme am Börsenhandel zukommt, verleiten. Die Vorschläge, welche die in den letzten 2 Jahren zur Untersuchung der Börsenverhältnisse versammelt gewesene Kommission (Börsen-Enquete-[sprich: Angkehte] Kommission) gemacht hat, wollen mit Recht die Verleitung zu unwirtschaftlichem und gefährdendem Börsenspiel nach Art des Wuchers unter Strafe stellen und die Geschäfte für rechtlich nichtig erklären. Soweit durch sonstige Maßregeln — einige der in Frage stehenden besprechen wir im folgenden Heft — die Ausbeutung des Privatpublikums verhindert und überhaupt der Teilnahme Unberufener, welche dem berufs-

mäßigen Börsenhandel fernstehen, am Börsengeschäft wirksam vorgebeugt werden kann, müssen diese ergriffen werden. Man muß sich freilich hüten, immer die stärksten Schreier auch für die bewährtesten Kritiker zu halten: zumal gewisse politische Kreise, welche jeden Feldzug gegen die Börse an der Spitze mitmachen, wissen ihrerseits nur zu gut darin Bescheid und verschmähen dort gemachte Gewinnste nicht, während sie Verluste ungern bezahlen. Und man darf — leider — auch die Aussichten, das Publikum von der Beteiligung an Spekulationen fernzuhalten, nicht allzu optimistisch ansehen.

Allein es muß vor allem daran erinnert werden, daß der wesentlichste Gesichtspunkt, unter dem man politisch und sozialpolitisch die Börse und ihre Schäden betrachtet, unmöglich der sein kann: Denjenigen, welche „nicht alle werden", und ihr Vermögen auf der Börse riskieren wollen, dessen Besitz unter allen Umständen zu garantieren. Sondern angesichts der völlig unentbehrlichen Funktion, welche die Börse im Wirtschaftsleben zu versehen hat, ist ungleich wichtiger die Frage: 1) erfüllt die Börse heute im Allgemeinen trotz jener Exzesse die ihr zufallenden volkswirtschaftlichen Funktionen — dieser Frage werden wir erst im folgenden Heft näher treten können; schon hier dagegen können wir einer entscheidenden Vorfrage näher treten, nämlich 2) der Frage, ob die Personengruppen, in deren Hand diese Funktionen bei unser heutigen Börsenorganisation gelegt sind, nach ihrer Eigenart die erforderliche Garantie bieten können. Diese Frage ist wichtiger als Lamentationen über einzelne schwindelhafte Praktiken. Wir werden (im nächsten Heft) noch sehen, daß es keine Geschäftsformen und Manipulationen an der Börse giebt, welche, um ihrer Form willen, an sich „reell" oder „unreell" wären, sondern nur reelle oder unreelle Geschäftsleute, welche sich dieser Formen bedienen. Auf die Personen kommt es an. Deshalb giebt es an sich gegen Misbräuche keine einschneidendere Maßregel, als die Einführung eines aus Standesgenossen zusammengesetzten Ehrengerichtes, wie es die Börsen-Enquete-Kommission vorschlägt, — welches die geschäftliche Praxis der Standesgenossen, wenn Beschwerden erhoben werden, einer Prüfung unterzieht und gegebenen Falls Ehrenstrafen, eventuell die Ausschließung von der Börse, verfügt. Aber: ein wirksames „Ehrengericht" setzt voraus, daß ein gemeinschaftlicher und gleichartiger Ehrbegriff innerhalb des Standes vorhanden sei. Das ist bei uns unzweifelhaft nicht

der Fall und kann es nicht sein bei der Einrichtung unsrer Börse, welche Jedem unterschiedslos ihre Thore öffnet. Vor allem besteht keine auch nur annähernde persönliche Gleichstellung zwischen den in ihrer Vermögenslage und ihren Anschauungen grundverschiedenen Besuchern der Börse. — Die Londoner Fonds-Börse ist „plutokratischer" (Plutokratie = Herrschaft des Reichtums, des Kapitals) organisiert, da sie, wie wir sahen, immerhin bedeutende Vermögenseinlagen und Bürgschaften als Vorbedingung des Zutritts zum Börsenhandel fordert. Man darf aber deshalb, weil unsre Börse auch den annähernd Mittellosen Zutritt gewährt, nicht etwa glauben, daß bei uns die Vorherrschaft der großen Kapitalien auf der Börse abgemindert sei. Davon ist auch nicht im Entferntesten die Rede, im Gegenteil: sie vollzieht sich bei uns nur in verhüllterer Form und deshalb unter einem weit geringeren Druck des Verantwortlichkeitsgefühls. der Großkapitalist verweist, zur Rede gestellt, auf die zahlreichen, „unlautern Elemente", welche am Börsenhandel beteiligt seien. Diese Elemente finden sich nun gewiß keineswegs nur in den minder bemittelten Schichten der Börsenhändler, denn Ehrenhaftigkeit der Gesinnung geht mit nichts weniger Hand in Hand als mit der Größe des Geldbeutels. Allein Eins ist sicher: heute können nur „starke Hände", d. h. große Kapitalien die Funktionen wahrnehmen, welchen der Börsenhandel dient. Die vielbeklagte Konzentration großer Kapitalien in den Händen der Banken ist innerhalb gewisser Schranken schlechterdings unentbehrlich für unsre heutige volkswirtschaftliche Organisation. Der kleine Spekulant, welcher in kleinen Preisdifferenzen zu verdienen sucht und die Börse zu einem Ort macht, auf welchem er ein Vermögen, welches er nicht besitzt, erst erjagen möchte, erfüllt gar keinen volkswirtschaftlichen Zweck; das was für ihn an Verdienst abfällt, zahlt die Volkswirtschaft ganz unnötigerweise an einen überflüssigen Schmarotzer. Welche gewaltigen Gefahren die großen Kapitalisten auf der Börse zu Zeiten über Volksvermögen bringen können, das werden wir noch weiter sehen, und auch, ob und was etwa zur Einschränkung dieser Gefahren sich thun läßt. Aber während ihre Mitwirkung andererseits ganz unentbehrlich ist und eine nationale Wirtschaft, welche keine konzentrierten Kapitalmächte besäße, damit nur in die Abhängigkeit von ausländischen Kapitalisten geriethe, ist der kleine Börsenspekulant ein Mann, welcher seine Arbeit nützlicher irgend einer andern Thätigkeit zuwenden würde.

Er vor allem aber hindert das Entstehen einer in ihrer allgemeinen gesellschaftlichen Vorbildung, Erziehung und Stellung gleichartigeren Klasse von Börsenhändlern, welche in der Lage wäre, aus ihrer Mitte „Ehrengerichte" zu bilden, welche die Energie haben könnten, erzieherisch zu wirken und deren Urteile respektiert würden. Niemals wird es durchzusetzen sein, daß Sprüche eines Ehrenhofes, der aus der Wahl eines solchen Mischmaschs, wie ihn jetzt unser Börsenpublikum darstellt, hervorginge, Beachtung finden, — schon die Voraussetzung: ein einheitlicher „Ehrbegriff", fehlt. Meine persönliche Auffassung[1]) die ich unter allem Vorbehalt hier äußere, weil ich glaube, man könnte mich mit Recht darnach fragen, geht deshalb dahin: Ehrlichkeit ist die Stärke jeder gesellschaftlichen Organisation; auf unsrer und auf jeder Börse herrscht thatsächlich der größere Geldbeutel, und es kann auch nicht anders sein. Deshalb möge man ihm auch formell das Feld lassen und durch Erfordern starker pekuniärer Garantieen den Zutritt zur Börse erschweren, man stärkt die Stellung der großen Kapitalien dadurch nicht, sondern macht eine Kontrolle und die Entstehung einheitlicher Anschauungen über das, was auf der Börse geschäftlich ehrbar ist oder nicht, erst möglich. Dazu wird derjenige ungläubig den Kopf schütteln, welcher die Börsenhändler als solche für einen Klub von Verschwörern gegen die Früchte fremder Arbeit hält. Ihm muß gesagt werden: er kennt sie nicht. Es kommt darauf an, den Elementen von unbezweifelbarer Ehrenhaftigkeit, welche dieser Stand, ebenso wie jeder andere in sich enthält, die Möglichkeit, seine Anschauungen mehr als bisher zur Geltung zu bringen, zu verschaffen; und gefragt werden kann nur, ob eine Organisation der Börse mehr nach englischer Art ein geeignetes Mittel bildet. Ich bin zur Zeit geneigt, diese Frage zu bejahen. Die Börse ist Monopol der Reichen, nichts ist thörichter als diese Thatsache durch die Zulassung unbemittelter und deshalb machtloser Spekulanten verhüllen zu lassen und damit dem Großkapital die Möglichkeit der Abwälzung der Verantwortung auf jene zu geben.[2])

Man könnte hoffen, durch eine energische Staatsaufsicht ähnliche Zwecke zu erreichen. Die Möglichkeit eines ziemlich

[1]) Dieselbe stimmt mit derjenigen der bedeutendsten Fachspezialisten überein.

[2]) Entgegengesetzten Falls wäre kein Grund, überhaupt Schranken um die Börse zu ziehen und sie nicht nach Hamburger Art zu einem offnen Markt für Alle zu machen. Der Charakter der Hamburger Kaufmannschaft, die eine Jahrhunderte alte gute Tradition besitzt, hat es mit sich gebracht, daß die dortige, ganz freie Börse nicht etwa zu den unsolidesten, sondern zu den verhältnismäßig besten ihrer Art gehört.

unbeschränkten Eingreifens des Handelsministers besteht nun in Preußen zu Recht. Es kommt also darauf an, wie die Aufsicht auszuüben wäre. In Oesterreich hat man einen Staatskommissar, der bisher so gut wie nichts hat ausrichten können. Wenn ein Börsen-Ehrengericht eingerichtet wird, so wird es erwünscht sein, einen staatlichen Kommissar als Ankläger nach der Art des Staatsanwalts zu haben; die Gerichtsbarkeit selbst in andere als die Hände der Standesgenossen zu legen, wäre dagegen wahrscheinlich ein Fehler. Kann man auf das Durchdringen der möglichst höchsten Auffassung von geschäftlicher Ehrbarkeit innerhalb des Standes selbst nicht rechnen, so ist die ganze Institution eine Komödie und unterbleibt besser. Vorgeschlagen wurde ferner, den leitenden Börsenorganen — „Ältesten", „Börsenkommissariaten" ꝛc. — staatliche Kommissare für ihre Verhandlungen beizugeben. Es handelt sich hier weniger um Kontrolle, als darum, staatlicherseits darin Anträge stellen und mit den Vertretern der Kaufmannschaft darüber verhandeln zu können. Ausgeschlossen ist ein solches Verfahren schon jetzt bei uns nicht. Sicherlich ist mit dem allen etwas Entscheidendes nicht geschaffen; am wenigsten eine Kontrolle des Verkehrs. Diese denkt man sich weit leichter als sie ist. Man kann auf den Lebensmittelmarkt einige Schutzleute stellen, welche Nahrungsmittelverfälschung, falsches Gewicht ꝛc. kontrollieren. Was man etwa Gleichartiges durch Entsendung noch so vieler, noch so intelligenter staatlicher Kommissare auf die Börse zu den Verkehrsstunden, um dort auf Unrat zu passen, erzielen wollte, ist schwer zu sagen. Eine allgemeine Börsenbeaufsichtigung ist ein leeres Wort, darüber muß man sich klar sein; es kommt darauf an, welche bestimmten Vorgänge man kontrollieren oder durch gesetzgeberischen Eingriff regeln, welche Geschäfte z. B. und zwischen welchen Personen man verhindern kann und will.[1])

---

[1]) Daß es darauf, also auf ein Eindringen in das Innere des Verkehrs, ankommt, darzulegen, war der Zweck der vorstehenden Ausführungen. Wir werden uns in einem folgenden Heft mit der Art der Abwicklung des Börsenverkehrs und seinen Formen und mit der Art der Kursfeststellung und Preisbildung und der Funktionen der großen Banken im Börsenverkehr beschäftigen, um eine ungefähre Vorstellung davon zu gewinnen, was hier erreicht werden kann und welche Ziele der Reform auf dem Gebiete des Börsenwesens gesteckt werden können und sollen.

Bodenwucher und Bodenbesitzreform

von

Pastor Dr. **Ernst Lehmann,** Hornberg.

§ 1. Die bodenreformerische Bewegung.

Nach den großen Fortschritten der Sozialdemokratie seit den sechziger Jahren in Europa kam in Amerika mit Beginn der achtziger Jahre eine andere sozialistische Richtung auf: die der Bodenbesitzreformer, kurz Bodenreformer genannt. Ihr Begründer war der frühere Setzerlehrlehrling und spätere Zeitungsredakteur Henry George. Seine Hauptschrift heißt: „Fortschritt und Armut", und erschien im Jahre 1880. In der Folge ergriff die Bewegung namentlich England, die Schweiz und Deutschland. In Deutschland wirkte für sie zuerst in verschiedenen Schriften der Fabrikant Flürscheim. Seit 5 Jahren besteht in Berlin der sehr eifrige deutsche Bund für Bodenreform, er zählt Angehörige der verschiedensten Parteirichtungen zu seinen Anhängern.

Die neue Bewegung erstrebt, was ihr Name besagt: eine Reform des Bodenbesitzes. Und zwar erstrebt sie eine Überführung des Bodens vom unumschränkten Privatbesitz in den Besitz der Gemeinschaft. Das klingt nicht viel anders als das Ziel der Sozialdemokratie, wenn sie Überführung aller Arbeitsmittel in den Besitz der Gemeinschaft fordert. Beide Richtungen wenden sich gegen das Privateigentum; nur geht die Sozialdemokratie weiter als die Bodenbesitzreform. Dennoch wäre es verkehrt, in den bodenreformerischen Gedanken etwa nur einen größeren Ausschnitt aus den Zukunftsplänen der Sozialdemokratie zu sehen. Sozialdemokratie und Bodenreform sind zwei ganz verschiedene wirtschaftliche Bestrebungen. Der Sozialdemokratie ist Grund und Boden nur ein Arbeitsmittel unter anderen Arbeitsmitteln; die Bodenreformer dagegen sehen im Boden ein von sämtlichen anderen Arbeitsmitteln, ja von sämtlichen anderen irdischen Gütern völlig seiner Art nach verschiedenes irdisches Gut. Mit welchem Recht, darüber belehrt uns:

§ 2. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Grund und Bodens.

„Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnet." Wir möchten dies Psalmwort der Bodenbesitzreform als ihren Wahlspruch voranschreiben. Die Voraussetzung der Bodenreform ist die Scheidung zwischen solchen Gütern, die Privateigentum eines einzelnen werden dürfen und solchen, die der Gesamtheit vorbehalten

bleiben müssen. Was Gott Dir ohne menschliches Dazuthun darbietet, das sollst Du auch nicht als Dein ausschließliches Privateigentum mit Beschlag belegen. Was Du dagegen Deiner eigenen oder auch Deiner Angehörigen Arbeit verdankst, das ist Dein; denn nur die Arbeit giebt ein sittliches Recht auf Eigentum. So schließt die Bodenreform dasjenige, was Gott unmittelbar erschaffen hat, — und das ist eben die Erde und ihre Schätze — von den Dingen aus, die ausschließliches Privateigentum werden dürfen. Du hast darauf nur so viel oder so wenig Anspruch, wie jeder andere Mensch.

Die Erde gilt aber als Gottes Eigentum, nicht, um sie den Menschen vorzuenthalten, sondern vielmehr, um jedem in's Leben tretenden Menschen so viel davon geben zu können, als er zum Leben braucht. Denn, ohne die Erde und was darinnen ist, kann kein Mensch leben, ohne sie kann er weder wohnen, noch essen, noch arbeiten. Alle menschliche Arbeit knüpft an bereits vorhandenes an. Das Haus, das Du bewohnst, die Maschine, an der Du arbeitest, das Brot, das Du ißt, das Kleid, das Du trägst — es sind doch nur durch die Arbeit bewirkte Umgestaltungen schon vorhandener Stoffe. Wenn Gott aber einem Menschen das Leben giebt, so giebt er ihm damit das Recht auf die Möglichkeit, leben zu können. Das heißt: er giebt jedem ein Anrecht auf „die Erde und was darinnen ist"; und er giebt damit das sittliche Verbot, daß einzelne Personen diese für alle Menschen bestimmten Güter mit Beschlag belegen und die anderen von ihrem Genuß willkürlich ausschließen.

Eine solche Anschauung spricht nicht gegen das Privateigentum als solches. Sie befördert dasselbe vielmehr! Sie giebt damit erst jedem einzelnen Gelegenheit, sich Privateigentum zu erwerben, durch Fleiß, durch Arbeit. Und nur dies im Schweiße Deines Angesichts erarbeitete Privateigentum ist im Sinne einer christlichen Sittlichkeit ein von Gott geheiligtes Eigentum. Gerade dies von Gott geheiligte Privateigentum hat aber nach der Anschauung der Bodenreformer heut sein Recht und seine Bedeutung verloren, weil die Menschen in widergöttlicher Weise auch das zum ausschließlichen Privateigentum gestempelt haben, was des Herrn sein und bleiben sollte: die Erde und was darinnen ist.

§ 3. Die agrarische Frage.

Die Bodenfrage zerfällt in verschiedene Einzelfragen, je nach den Zwecken, denen die Erde dient. Die Erde dient

sowohl als Wohnstätte wie als Erzeugerin von Früchten, wie schließlich als Schatzkammer schon seit Jahrtausenden vorhandener Schätze, als Kohlen, Erze, Öle, Salz u. s. w. Soweit die Erde als Erzeugerin von Früchten dient, als Acker, Weideland, Wald, Weinberg u. s. w., spricht man von einer agrarischen Frage, von dem lateinischen Wort ager, das Ackerland.

Es giebt nun wieder verschiedene agrarische Fragen und Notstände. Ein agrarischer Notstand besteht z. B. auch da, wo das Land sich verschlechtert hat und nicht mehr so viel trägt als früher. Wir sprechen von einem größeren, von dem eigentlichen agrarischen Notstand, der überall da entsteht, wo eine Minderheit den Grund und Boden in ausschließlichem Besitz hat. Denn damit kommt der Bewohner und der Bebauer des Bodens in die wirtschaftliche Knechtschaft des Bodenbesitzers. Wer das Land besitzt, sagt H. George, besitzt seine Bewohner.

Das ist eigentlich ganz klar. Gesetzt den Fall, der ganze Grund und Boden eines Landes befände sich in der Hand eines einzigen Mannes. Könnte dieser nicht allen übrigen Bewohnern für die Erlaubnis, das Land benutzen zu dürfen, Bedingungen ganz nach seiner Willkür auferlegen! Wenn sie diese Bedingungen nicht erfüllen wollten, so hätten sie nur die Wahl, zu verhungern oder auszuwandern. Unerträgliche Ausbeutung findet sich denn in der That auch überall da, wo dem Bauer die Möglichkeit eigenen Landerwerbs genommen und er nur auf Pachtland angewiesen ist. So in Irland, so in Sizilien. Beide Länder haben ihren brennenden agrarischen Notstand. In beiden Ländern müssen die Pachtbauern soviel an Pacht und Steuern zahlen, daß ihnen von den durch eigenen Fleiß erarbeiteten Erträgnissen des Bodens nicht mal der notdürftigste Lebensunterhalt übrig bleibt. Der Pächter arbeitet im Grunde gar nicht für sich, sondern für den Grundbesitzer. Wenn in Irland früher ein Pächter mit Arbeit und Kosten den Ertrag seines Landes erhöht hatte, so steigerte ihm gewöhnlich sein Grundherr auch den Pachtschilling. Es ist nur ein Fall von vielen, daß ein irischer Pächter einen Sumpf in Weideland verwandelt hatte und sofort das vierfache des bisherigen Pachtzinses zahlen mußte. So nimmt der Grundherr dem Pächter das Erträgnis seines Fleißes einfach fort. Der Pächter selbst ist dagegen wehrlos. Er muß zufrieden sein, wenn man ihm das nötigste zum Leben läßt, und ihn nicht gar durch Kündigung der Pacht von Haus und Hof treibt.

Aber der Druck des Grundbesitzes äußert sich nicht nur in Form von unerträglich hohen Pachtzinsen. Der Pachtbauer muß schließlich jede Bedingung erfüllen, um nur sein Land bebauen zu dürfen. Die Klagen der deutschen Bauern im Mittelalter über die unerträglichen und willkürlichen Lasten ihrer Grundherren sind bekannt. Der Bauer mußte bei einem Todesfall sein bestes Stück Vieh hergeben, er mußte harte Fronarbeiten verrichten, ja noch weit schimpflicheren Bedingungen mußte er sich oft fügen. Die Verzweiflung der rechtlich wehrlosen Bauern gegen diesen Druck des Privatgrundbesitzes rief dann schließlich den furchtbaren Bauernkrieg des Jahres 1525 hervor.

Aber das war nicht nur im Mittelalter so. Dieser Zustand muß eintreten, wo unumschränktes Privateigentum am Grund und Boden besteht. Der Großgrundbesitz macht jede gesetzlich gewährleistete Freiheit hinfällig. In England hat jüngst der Herzog von Beaufort den auf seinem Grundbesitz ansässigen Leuten gekündigt, weil diese einen Kirchenvorsteher gewählt hatten, der ihnen, aber nicht dem Grundherrn, gefiel. Erst als der Gewählte daraufhin auf sein Amt verzichtete, hob der Grundherr die Kündigung wieder auf.

Wie aber, wenn der Grundbesitzer die Laune hat, sein Eigentum gar nicht mehr von Menschen bevölkert zu wissen. Wer hindert ihn dann, die Menschen aus ihrem Vaterhaus zu vertreiben? Und meinst Du, lieber Leser, das wäre noch nie geschehen? In Schottland wie in Österreich sind in diesem Jahrhundert ganze Dörfer vom Erdboden verschwunden; die Grundbesitzer haben an ihrer Stelle ausgedehnte Wildparks erstehen lassen. In Schottland hat innerhalb weniger Jahre ein einziger Grundbesitzer 15.000 Menschen die Pacht gekündigt, um seine Ländereien in eine große Schaffarm umzuwandeln. Die 15,000 wanderten ins Elend, nicht wenige in den Tod; aber der Grundherr verdiente an seinen Schafen mehr wie früher an den Menschen. Das stimmt zwar mit unserem Begriff vom Menschenrecht nicht überein, aber das unbeschränkte Grundeigentum braucht sich einmal nicht um Menschenrechte zu kümmern.

Nicht immer hat das Privateigentum am Boden als etwas selbstverständliches gegolten. Es wurde vielmehr beinahe überall gewaltsam eingeführt. Das siegreiche Volk teilte das Land des besiegten Volkes unter sich auf. Die Besiegten blieben auf dem ehemals eigenen Lande als Pächter sitzen. So haben es die alten Völker, so hat es noch im XVII. Jahrhundert England mit dem

besiegten Irland gemacht. Ursprünglich galt Grund und Boden immer als Gesamteigentum eines Volkes oder Stammes. Überbleibsel dieser ursprünglichen Anschauung finden sich heut noch vor. Noch heut sagt ein englisches Staatsgrundgesetz: „Das Land gehört der Krone“, also dem Staate. Leider steht dies Gesetz nur auf dem Papier. In Deutschland ist die hier und da noch bestehende gemeinsame Dorfflur, die Allmende, ein Rest des früheren Gesamteigentums am Boden.

Den Privatgrundbesitz als Rechtsgrundsatz aufgestellt und allgemein eingeführt haben zuerst die Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christus. In Deutschland und England giebt es Privatgrundbesitz erst, seitdem gegen Ausgang des Mittelalters jenes römische Recht in den germanischen Ländern zur Geltung kam. Die heutigen deutschen Großgrundbesitzerfamilien waren ursprünglich nichts als vom Kaiser eingesetzte erbliche oberste Beamte in ihren Dörfern. Sie hießen Grafen und hatten einen gewissen Anteil an dem Ertrage des Landes, sie hatten ferner auf gewisse Dienstleistungen der Dorfbewohner Anspruch. Das galt mangels eines Geldgehaltes als ihre Besoldung. Das römische Recht erst verwandelte jene Grafen und Barone aus erblichen Beamten in erbliche Grundbesitzer. Auf diese Weise kam z. B. der Boden, auf dem heut London steht, in den Privatbesitz von nur 7 Personen.

Die schädlichen Folgen des unumschränkten Privatgrundbesitzes zeigen sich aber nicht nur in der Form der Pachtwirtschaft. In Deutschland ist Pachtbetrieb selten. Die großen deutschen Besitztümer werden zumeist durch Landarbeiter bestellt. Aber die soziale Lage des Landarbeiters im deutschen Osten ist keinesfalls günstiger als die des irischen Pächters. Beide erhalten aus dem Ertrag ihrer Arbeit kaum so viel, als sie zum Leben dringend bedürfen. Der Pächter stellt nur mehr vor. Es ist aber doch ganz einerlei, ob ich als Pächter $^3/_4$ meines Arbeitsertrages dem Grundherrn abliefern muß, oder ob ich als Landarbeiter $^1/_4$ meines Arbeitsertrages vom Grundherrn zurückerhalte. Wie daher Irland und Sizilien seinen Pächternotstand, so hat Deutschland seinen Landarbeiternotstand. Hier wie dort besteht der Notstand darin, daß sich die Mehrheit der Landbebauer in vollster wirtschaftlicher Abhängigkeit von einer kleinen Minderheit von Großgrundbesitzern befindet.

Die ganze Verderblichkeit des ausschließlichen Privatgrundbesitzes hat aber eigentlich erst das XIX. Jahrhundert enthüllt.

in der allgemeinen Hypothekenverschuldung. Sie ist die moderne Form des Bodenwuchers. Unter ihr erseufzt unser Volk. Sie findet sich auch da, wo der Grundbesitz gleichmäßiger verteilt ist, bei den mittleren und kleinen Bauern des deutschen Südens und Westens. Der Landwirt muß oft von seinem Arbeitsertrag die Hälfte, drei Viertel und mehr als Abgabe an den Hypothekengläubiger zahlen. Ja, manches Jahr gewinnt er aus dem Boden nicht so viel als er Zinsen zahlen muß. Kann er dann das fehlende nicht anderweitig beschaffen, so wird er, gerade wie sonst der Pächter, mittels der Zwangsversteigerung von seinem Lande vertrieben.

Das ließe sich ertragen, wenn es sich um einzelne Vorkommnisse handelte. Es wird nie aufhören, daß ein Mensch nicht nur durch Leichtsinn und Unverstand, sondern auch durch unverschuldetes Unglück sein Vermögen verliert. Man kann das bedauern und im einzelnen Falle helfend eingreifen; aber es wäre das kein Grund, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu ändern. Aber es handelt sich hier eben nicht um Einzelheiten, sondern um eine Gesamterscheinung. Nicht der verschuldete Boden, sondern schuldenfreier Boden bildet heut die Ausnahme. In Frankreich fiel schon im Jahre 1884 der dritte Teil des gesamten Bodenertrages den Hypothekengläubigern zu. Dabei nimmt die Verschuldung von Jahr zu Jahr in beängstigender Weise zu. Von den 1686 Millionen Dollars, mit denen der ländliche Boden der vereinigten Staaten hypothekarisch belastet ist, sind 700 Millionen Schulden in den letzten 10 Jahren neu hinzugekommen. Mit dem städtischen Boden steht es noch weit schlimmer. Da hat sich die Schuldsumme in 10 Jahren verdreifacht. In Preußen hat die Verschuldung in den Jahren 1886 bis 1889 zugenommen um 567, 655, 845 und im Jahre 1889 gar um 993 Millionen Mark. Dem entsprechend mehren sich auch die Zwangsversteigerungen. In Baiern sind im Jahre 1893 über ein Zehntel aller landwirtschaftlichen Anwesen auf dem Zwangswege veräußert worden. So ist zu dem Landarbeiternotstand ein Grundbesitzernotstand hinzugekommen. Was der Gutsbesitzer etwa dem Landarbeiter zu viel vorwegnimmt, das nimmt diesem wieder sein Hypothekengläubiger ab.

Wir können die Gründe dieser massenhaften Verschuldung hier nicht im einzelnen verfolgen. Erbteilungen, Fehljahre, Konkurrenz mit ausländischem billigeren Getreide, auch hie und da unrentable Bewirtschaftung, haben jedenfalls zu dieser allge-

meinen Verschuldung beigetragen. Aber sicher hätte eine so furchtbare Verschuldung nie stattfinden können, wenn der Boden nicht als ausschließlicher Privatbesitz beliebig hätte verpfändet und veräußert werden können. Denn die Hypothek ist eine Verpfändung des Bodens an den Geldverleiher. Und die Zwangsversteigerung ist der Heimfall des verpfändeten Bodens. So ist der Landwirt heut oft nur noch dem Namen nach Besitzer seines Landes; der eigentliche Besitzer ist der Hypothekengläubiger. Ihm steht der Landwirt oft viel ungünstiger, wie der Pächter dem Grundherrn, gegenüber. Zwar hat der Landwirt die Möglichkeit, die Hypothek abzuzahlen. Aber diese Möglichkeit tritt heut meist nur dann ein, wenn der Bauer eine Erbschaft macht oder in der Lotterie gewinnt. Im allgemeinen kann unsere Landwirtschaft bei den heutigen Verhältnissen der Hypothekenfesseln sich nicht entledigen. Die Hypothekenverschuldung, sagt H. George, ist der Sarg unserer Landwirtschaft.

§ 4. Die Erde als Schatzkammer.

Außer den Früchten, welche die Erde in ewiger Zeugungskraft täglich neu hervorbringt, bewahrt sie Schätze seit Tausenden und Millionen von Jahren in ihrem Schoße auf: Erze, Kohlen, Öle, Salzlager u. s. w. Diese Schätze finden sich nur an einzelnen Stellen der Erdoberfläche vor. Sie sind von Gott ohne irgend welches menschliche Zuthun geschaffen; sie sollten daher auch der Gesamtheit gehören. Nach dem geltenden römischen Recht gehören diese Schätze aber demjenigen, auf dessen Grund und Boden sie sich zufällig vorfinden.

Dadurch kann der zufällige Bergwerks- oder Ölquellenbesitzer sich die bloße Erlaubnis, das Bergwerk oder die Ölquelle ausnützen zu dürfen, mit Bergen Goldes aufwiegen lassen. So erhält z. B. der englische Bergmann für die mühevolle Förderung einer Tonne Eisen oft nicht mehr Arbeitslohn, als der Grundbesitzer für jede Tonne an Abgabe einzieht. Diese Abgabe ist die Bezahlung des Grundbesitzers, nicht für irgendwelche eigene Arbeit, sondern für die — Arbeitserlaubnis an andere. Wo anders wird die Erlaubnis zum Betrieb eines Bergwerkes unter dem Namen des Bergwerkregales meistbietend verkauft. Bis dies Bergwerksregal an die Gesellschaft kommt, die das Bergwerk wirklich betreiben will, hat es oft schon einen ungeheuren Preis erreicht. Den müssen dann entweder die Verbraucher von Kohlen, Salz u. s. w. mit bezahlen oder er wird, was leider häufiger ist, an den Arbeitslöhnen eingespart.

Gegen einen willkürlich hohen Preis pflegt nun allerdings die Konkurrenz zu schützen. Aber auch diese Beschränkung suchen die Bergwerks- oder dergleichen Besitzer zu umgehen, indem sie sich zu einem sogenannten Ring zusammenschließen. Heut sind z. B. sämtliche Petroleumquellen der Welt in der Hand von drei solchen Ringen. Der Versuch, diese drei Ringe zu einem einzigen zu vereinigen, ist dieses Jahr, zunächst noch ohne Erfolg, gemacht worden. Ist die Bildung eines Weltpetroleum-Monopols erst gelungen, so würde eine einzige Gesellschaft, vielleicht einmal ein einziger Mann, der Menschheit die Preise für dies wichtige Lebensbedürfnis ganz nach Willkür vorschreiben können. Uns aber will es das Gegenteil von jedem vernünftigen Eigentumsrecht scheinen, wenn einzelne Menschen etwas, dessen die ganze Menschheit bedarf, zum Zwecke eigener schrankenloser Bereicherung mit Beschlag belegen dürfen.

§ 5. Die Wohnungsfrage.

Die städtische Bodenfrage ist nicht ausschließlich Wohnungsfrage. Außer den Wohnungen werden auch Läden, Wirtschaften u. s. w. durch die Bodenspekulation oft in's ungemessene verteuert. Der Städter muß daher an jedem Stück Ware, ja an jedem Glas Bier, nicht nur die städtische Abgabe, das Oktroi, sondern auch Grundrente, d. h. eine Abgabe an den Grundbesitzer, mitzahlen. Aber die eigentlich brennende städtische Bodenfrage ist die Wohnungsfrage. Sie ist für jeden Arbeiter eine Lebensfrage.

Du bist vielleicht vor einigen Jahrzehnten vom Lande in die Stadt gezogen. Bessere Löhne, Aussicht auf dauernde Beschäftigung lockten Dich an. Du hast beides gefunden, aber Deine wirtschaftliche Lage hat sich nicht gehoben. Du wohnst schlecht und so teuer, daß jede Staats- und Gemeindesteuer Deinem Mietzins gegenüber belanglos erscheint Nur daß Du nach alter deutscher Sitte gegen den Druck der Staatssteuern am Biertische losziehst, während Du die Mietssteuer als etwas unabänderliches hinnimmst. Aber sind die hohen Mieten wirklich so selbstverständlich? Ist es eine Naturnotwendigkeit, wenn Millionen von Menschen heut in engen, luft- und lichtlosen Wohnungen schmachten? Allerdings, Dein Hausherr ist vielleicht am wenigsten verantwortlich für die drückende Höhe des Mietzinses, den er Dir abverlangt. Er ist vielleicht ein ganz wohlwollender Mann. Er hat das Haus so teuer gekauft, hat auch so hohe Hypotheken darauf stehen, daß er bei niedrigeren Mietpreisen womöglich zusetzen müßte. Frage jedoch mal nach, welchen Gewinn der oder die Vorbe-

sitzer des Hauses beim Verkauf gemacht haben; erkundige Dich namentlich, was der Bauplatz ursprünglich gekostet und wieviel an ihm „verdient" worden ist. Dann weißt Du sofort, warum Du heute so unverhältnismäßig hohe Miete zahlen mußt. Jede Mietskaserne hat eben gerade so viel „Wert", als die Miete ihrer Bewohner einbringt. Und jeder Bauplatz ist so viel „wert", als sich aus den Mietern, die dereinst in dem auf ihm zu erbauenden Hause wohnen sollen, irgendwie herausschlagen lassen könnte. Spekulation in Häusern und Grundstücken ist Spekulation auf Deinen Mietzins. Daher steigen bei einer Besserung der wirtschaftlichen Lage die Häuser- und Terrainwerte. Die Rechnung ist einfach: je mehr der Arbeiter verdient, desto mehr kann man ihm an Miete abverlangen. Das ist auch die Lösung des Rätsels, warum trotz mancher siegreicher Lohnkämpfe und Lohnaufbesserungen in vielen Arbeiterklassen die wirtschaftliche Lage des Arbeiters sich gemeinhin nicht gehoben hat. Der Arbeiter hat den Mehrverdienst in Gestalt einer Mietssteigerung dem Boden- und Hausspekulanten ausliefern müssen. Und das wird bleiben, so lange der Bodenwucher nicht selbst unmöglich gemacht ist. Denn gegen diesen Wucher giebt es für den kleinen Mann keinen Schutz. Er kann nicht, wie der wohlhabende, selbst Hausbesitzer werden, wenn ihm die Mietforderung zu hoch wird. Da er ohne Wohnung mal nicht existieren kann, muß er für sie hergeben, soviel man ihm abverlangt. Ja, diese Abhängigkeit geht in manchen Arbeitervierteln so weit, daß der Mieter, wenn er baldige Kündigung vermeiden will, gezwungen ist, seine Lebensmittel teurer und weniger gut, als er sie sonst haben kann, in dem Laden des Hausbesitzers oder des Hausverwalters zu kaufen. Was er da zu viel bezahlt, ist eine Art Extrazuschlag zum Mietzins. So teilen sich der gegenwärtige Hauswirt und alle die früheren Haus- und Bauplatzbesitzer in das Fell des Mieters, ohne daß dieser sich dagegen anders wehren kann, als indem er etwa die Miete schuldig bleibt. Letzteres kommt leider auch häufig genug vor. Darunter müssen dann zumeist wieder die noch ehrlichen Mieter leiden.

Das ist die furchtbare Thatsache des modernen Wohnungswuchers. Sie hat einerseits das körperliche und sittliche Elend von Millionen verschuldet, andererseits eine große Zahl von arbeitslosen Millioneneinkommen geschaffen. Die Milliarden der Astors in New-York haben diese Herkunft. In Berlin hat mancher Bauer jahrelang seinen Kohl und seine Rüben zu Markte

gefahren, bis eines schönen Tages seine Felder als Bauplätze begehrt waren und ihn zum „Millionenbauer" machten, wie der Berliner Volkswitz sagt. Aber die Kehrseite dieser raschen arbeitslosen Bereicherung ist der hohe Preis und die menschenunwürdige Beschaffenheit der Wohnungen, welche in den arbeitenden Klassen mit Gewalt Sittlichkeit und Familienleben untergräbt. Oder kann wohl da Keuschheit und Sittlichkeit auf die Dauer Bestand haben, wo, wie in Berlin, über 30 000 Familien eine einzige Stube, eine sogenannte „Kochstube", bewohnen, und wo an 20000 Familien in dumpfen Kellerwohnungen eingepfercht sind? Dabei sind die Mieten so hoch, daß eine Wohnung von Stube und Küche im IV. und V. Stockwerk nicht unter 210 Mark jährlich zu haben ist. Die elendeste Kochstube kostet noch 150 Mark jährlich. Dort, wo der Boden noch nicht künstlich emporgewuchert ist, kann man bei jährlicher Abzahlung von ebenfalls 150 Mark ein Häuschen mit 4 Zimmern, Küche und Vorgelaß innerhalb 25 Jahren sich zu eigen erwerben. So bei den kürzlich vom Fabrikanten ten Brink in Konstanz hergestellten Arbeiterhäusern. Die schlimmste Folge der erschrecklich hohen großstädtischen Mieten ist aber die, daß die Arbeiterfamilien zur Aufnahme von Schlafgängern gezwungen sind. Diese, einzelne Männer wie Mädchen, teilen mit der Arbeiterfamilie die oft einzige Stube. Solcher Schlafgänger giebt es in Berlin etwa 100 000. Ist da die Bewahrung von Schamgefühl überhaupt denkbar! Und derart sind die großen Mietskasernen, Stube an Stube, bis in den fünften und sechsten Stock vollgepfropft. Ein solcher Menschenkäfig ist im XIX. Jahrhundert eine durchgehende Erscheinung unserer Großstädte. Es ist nicht etwa nur in Berlin so, New-York, London, Paris, Hamburg, Dresden, Leipzig u. s. w. weisen dieselben oder ähnliche Erscheinungen auf.

Aber warum werden nicht mehr Häuser gebaut? Unbebauten Landes giebt es in oder um unsere Großstädte überall noch genug. Wie leicht ließen sich dort bessere und billigere Wohnungen herstellen! Wie leicht, — wenn die Rechnung nur nicht ohne den Bodenspekulanten gemacht wäre. Dieser kauft nämlich nicht nur die Bauplätze, die in absehbarer Zeit bebaut werden sollen. Die anderen Bauplätze werden auch aufgekauft, aber nicht, um sie zu bebauen, sondern um das Bauen auf ihnen vorläufig zu verhindern. Es soll eben nicht gebaut werden, so lange man nicht den höchstmöglichen Mietzins aus den zu erbauenden Häusern erzielen könnte. So hat die Bauspekulation

heut die ganze unmittelbare Umgebung von Berlin festgelegt. Das ist der Grund, warum die meisten gemeinnützigen Baugesellschaften bisher nichts nennenswertes haben leisten können.

§ 6. Der Notstand im Bauhandwerk.

Die Ungeheuerlichkeit der heutigen Bodenbesitzverhältnisse tritt nirgends so grell zu Tage, wie bei den jüngst bekannt gewordenen Verlusten der Bauhandwerker. Mittels des modernen Bodenrechtes kann man sich nämlich ein Gebäude auf sein Grundstück bauen lassen, ohne die Erbauer zu bezahlen. Man macht das einfach folgendermaßen. Der Grundbesitzer sucht sich zum Bauen einen Mann, der kein Vermögen haben darf. Der ist natürlich leicht zu finden. Diesem verkauft er sein Grundstück zu einem Preise, den dasselbe etwa haben könnte, wenn das zu bauende Haus schon darauf stände. Das heißt, der Grundbesitzer läßt den künftigen Bauunternehmer als Eigentümer und den Verkaufspreis als Hypothek auf sein Grundstück eintragen. An Baarzahlung erhält er oft keinen Pfennig. Dem Namen nach ist der Bauunternehmer jetzt Eigentümer des Grundstücks. Nur Geld fehlt ihm noch. Darum leiht er sich eine Summe Geldes auf zweite Hypothek. Dieses Geld dient zur Bezahlung der Zinsen der ersten Hypothek und für einiges andere. Was fehlt, macht ihm keine große Sorge; denn die Bauhandwerker geben Kredit. Ist die auf zweite Hypothek erborgte Summe aufgewendet, so stellt der Bauunternehmer seine Zahlungen ein. Das macht ihm selbst nichts; denn weniger als früher, wo er nichts hatte, hat er jetzt auch nicht. Dafür hat er während der Zeit seines Grundbesitzertums wenigstens auskömmlich leben können. Auch dem Geldbarleiher macht die Sache nichts; der ist durch die zweite Hypothek gedeckt. Das beste Geschäft von der Welt hat aber der Gläubiger der ersten Hypothek, also der ursprüngliche und eigentliche Grundbesitzer, gemacht. Er erhält nämlich bei der Versteigerung sein Grundstück zurück, und das neue Haus dazu. Wohl muß er die zweite Hypothek mit übernehmen, aber einmal beträgt diese meist viel weniger, als das Haus wert ist; zudem hat er einen Teil dieser Hypothekenschuld bereits als Zinsen für die erste Hypothek eingesteckt. Die einzigen, für die bei dem Handel nichts übrig zu bleiben pflegt, sind die Bauhandwerker. Denn mehr, als die erste und zweite Hypothek zusammen betragen, wird bei der Versteigerung des Grundstücks gemeinhin nicht erlöst. Dafür waren die Bauhandwerker auch die einzigen, welche durch ihre Arbeit zur Wertsteigerung des Grundstücks beigetragen

haben. Das ist der Vorteil des römischen Grundbesitzrechtes vor der ehrlichen Arbeit. In Berlin sind auf diese Weise in den letzten 3 Jahren 222 Bauhandwerker am hellen Tage und unter dem Schutz des Gesetzes um 5 Millionen Mark beraubt worden. Diese 222 mit ihren 5 Millionen Verlusten sind aber nur ein kleiner Bruchteil der betrogenen Bauhandwerker.

§ 7. Die Bodenbesitzreform.

Unsere bisherige Betrachtung hat gezeigt, wie überall der Privatgrundbesitz zu einer vom sittlichen Standpunkt aus verwerflichen Bereicherung einer kleinen Minderheit auf Kosten der Mehrheit der Menschen führen muß. An dieser unsittlichen Bereicherung geht die moderne Gesellschaft wirtschaftlich zu Grunde. Aber wie dagegen ankämpfen? Das Heilmittel liegt scheinbar auf der Hand: man überführe den Erdboden in den Besitz der Gesellschaft, man verstaatliche ihn. Wenn nur mit einer Verstaatlichung des Bodens die Frage gelöst wäre! Die Schwierigkeit besteht nämlich weniger darin, wie der Staat den Boden erwirbt, als darin, wie er ihn verwertet. Für die Sozialdemokratie löst sich die Schwierigkeit am leichtesten. Nach sozialdemokratischen Grundsätzen müßte der gesamte Grund und Boden in Form einer riesigen Domäne vom Staate bewirtschaftet werden. Mit einer solchen ausschließlichen Staatswirtschaft würde sich aber weder der Bauer noch im letzten Grunde der Fabrikarbeiter befreunden können! Ebensowenig wird man einer in gewissen Zwischenräumen sich wiederholenden Aufteilung des Bodens das Wort reden wollen. Gerade diese Maßregel hat in Rußland zu völliger Verödung des Landes geführt, weil das Interesse an einer dauernden Verbesserung des Bodens fehlte. Auch der Flürscheim'sche Vorschlag einer Verpachtung des Bodens an die Meistbietenden löst die Frage nicht. Zwar würde der Staat dabei durch die Pachtzinsen einen ungeheueren Gewinn machen. Aber nicht die Gesamtheit. Denn Pächter würden bei dieser Art doch nur die Reichen werden, die am höchsten bieten können. Dadurch würde die große Mehrheit von der Minderheit der Staatspächter künftig ebenso abhängig werden, wie sie es heute von den Eigenbesitzern ist.

Flürscheims Vorschlag vergreift sich darin, daß er den **Erwerb** von Grundbesitz erschweren würde. Aber nicht der Erwerb, sondern die Veräußerung sollte erschwert werden. Denn nicht an den Erwerb des Bodens, sondern an die Möglichkeit seiner willkürlichen Veräußerung knüpft überall der Bodenwucher

an. Erleichtere man daher den Erwerb, aber erschwere oder verhindere man die willkürliche Verkäuflichkeit des Bodens; dahin muß die Bodenbesitzreform zielen. Und wäre eine derartige Umgestaltung des Bodenbesitzrechtes nicht durchaus sittlich berechtigt? Der Einzelne hat von der Gesamtheit einen Teil der von Gott erschaffenen Erde als Eigentum erhalten, damit er ihn ausnütze, sei es zum Wohnen, sei es zum Arbeiten. Will er diesen Besitz nicht mehr ausnützen, was ist da natürlicher, als daß er ihn der Gesellschaft zurückgiebt, damit diese ihn nun einem anderen zur Ausnützung übergeben kann! Diese Rechtsanschauung lag bereits dem altdeutschen Lehensrecht zu grunde, das vor Einführung des römischen Rechtes in Deutschland geherrscht hat. Nach diesem Recht besaß der Fürst als Vertreter des Staates das Obereigentum oder Schutzeigentum, der Grundbesitzer als Lehensmann das Nutzeigentum. Der Lehensmann war Erbpächter; starb er, so ging sein Besitz auf seine Kinder über. Nur beim Aussterben der Familie fiel der Grundbesitz an den Lehnsherrn zurück. Bei einem solchen Zustand ist der Bodenwucher in allen seinen Formen einfach unmöglich, ohne daß dabei der berechtigte Bodenbesitz beeinträchtigt würde. Der berechtigte Privatbodenbesitz aber ist das Nutzeigentum am Boden. Das Obereigentum dem Staat, das Nutzeigentum dem Privatmann, das ist es, was eine vernünftige Bodenbesitzreform anstreben müßte.

Eine solche Scheidung läßt sich nicht über Nacht gesetzlich einführen. Aber sie sollte das Endziel werden, von dem sich jede staatliche und städtische Bodenpolitik bewußt leiten läßt. Um eine solche Politik anzubahnen, sollte der Staat den gesamten Grund und Boden zum gegenwärtigen Gebrauchswert abschätzen und sich oder den Gemeinden ein unbedingtes Vorkaufsrecht zu den abgeschätzten Preisen gesetzlich sichern. Damit würde sowohl jede weitere künstliche Preistreibung des Bodens verhindert, als auch könnten die Gemeinden auf diesem Wege immer mehr Boden zu gemeinnütziger Verwertung an sich ziehen. Eine solche Maßregel würde auch den einzelnen nicht in seinen wohlerworbenen Rechten schädigen, wie das z. B. bei der Durchführung des Henry George'schen Reformvorschlages der Fall sein müßte. Nach George sollte so viel, als die künstliche Preissteigerung des Bodens beträgt, durch eine Grundsteuer fortgenommen werden. Ein Bauplatz, der heute 100 000 Mark kostet und früher als Ackerland 5000 Mark gekostet hat, müßte sonach mit dem Betrag der Zinsen aus 95 000 Mark besteuert werden. Eine solche Steuer käme aber

einer Vermögensfortnahme gleich, von der dazu nicht nur die eigentlichen Bodenwucherer, sondern auch alle die getroffen würden, welche ein sauer verdientes Vermögen der Sicherheit halber in Hypotheken oder Terrainwerten angelegt hatten.

Um ein allgemeines und gemeinnütziges Schutzeigentum durchzuführen, sollte man ferner das Enteignungsrecht von Staat und Gemeinde erweitern. Man kennt ein solches Recht bereits für öffentliche Anlagen, wie Wege und Eisenbahnbauten. Ist aber eine Enteignung von Ackerland in der Nähe der Städte, zum Zweck der notwendig gewordenen Herstellung von Wohnhäusern, oder die Enteignung solchen Bodens, auf dem eine Erzmine oder eine Ölquelle oder ein Salzlager entdeckt wird, minder berechtigt? Auch eine möglichst hohe Besteuerung der geflissentlich behufs einer Wertsteigerung unbebaut gelassenen Bauplätze im Weichbild der Städte, ferner eine allmähliche Verstaatlichung der Hypothekenschulden könnte zu einer Umgestaltung des Bodenbesitzes in oben angeführtem Sinne beitragen. Für die Bauhandwerker aber sollte der Reichstag ein Gesetz geben, nach welchem ihre gerechten Forderungen vor jeder Hypothek befriedigt werden müssen. Es widerspräche das zwar dem römischen Recht, stimmt aber mit der natürlichen Billigkeit und dem gesunden Menschenverstand besser überein!

Du aber, Du Arbeiter, dem das Wohnungselend wie kein anderes auf den Leib brennt, Du solltest wenigstens keinem Manne bei den Gemeindewahlen Deine Stimme geben, der sich nicht zu einer gesunden städtischen Bodenpolitik verpflichtet. Die städtische Bodenpolitik ist heute eine oft unendlich kurzsichtige. Statt mehr Boden an sich zu ziehen, suchen die Städte meist das städtische Gelände zu möglichst hohem Preise zu verkaufen. Sie gehen dadurch nicht nur selbst mit dem bösen Beispiel des Bodenwuchers voran, sondern sie verzichten für das Linsengericht einer augenblicklichen Einnahme für alle Zukunft auf die Möglichkeit, die Interessen der Gesamtheit an Grund und Boden wahrzunehmen. Eine weitsichtige Stadtverwaltung sollte ihr Gelände nicht möglichst teuer an Privatleute, sondern möglichst billig an gemeinnützige Bauunternehmungen hergeben. Unter allen Umständen aber sollte sie sich bei jeder Hergabe von städtischem Boden das Obereigentum sichern. Sonst ist die Spekulation, wie man das z. B. in Mülhausen i. E. schmerzlich erfahren mußte, unfehlbar in Bälde wieder da.

Bis man soweit ist, wird es allerdings noch manchen

Kampf kosten. Denn die heutige kurzsichtige städtische Bodenpolitik wird bestimmt von der Selbstsucht der städtischen Grundbesitzer die leider in unseren Gemeindevertretungen den Ton angeben. In Berlin, wo $^2/_3$ aller Stadtverordneten Grundbesitzer sein müssen, haben sie vor wenigen Jahrzehnten den Vorschlag des bekannten Professors der Volkswirtschaft Adolf Wagner mit Hohn und Entrüstung zurückgewiesen, daß die Stadt Berlin den Boden in ihrer nächsten Umgebung enteignen sollte. Welche Fülle von Wohnungselend hätte sich dadurch nicht verhüten lassen! Wie wenig sich die Anschauungen seitdem geändert haben, beweisen die jüngsten Hamburger Vorgänge. Dort hat das jeder Beschreibung spottende Wohnungselend im „Gängeviertel" dem Wüten der Cholera vor 2 Jahren unbestritten außerordentlichen Vorschub geleistet. Trotzdem haben erst in diesem Jahre die von Grundbesitzern beherrschten städtischen Vertretungen um des geheiligten Grundeigentums willen die von der Regierung geplante Wohnungsreform einfach vereitelt. Wohl hat man sich zu neuen Bauordnungen und dergleichen verstanden. Aber unserem großstädtischen Wohnungselend kommt man mit Bauordnungen, Baupolizei und Bebauungsplan nicht mehr bei. Die Bauordnung mag bessere, luftigere und gräumigere Wohnungen erzwingen; aber Hand in Hand damit wird zunächst eine noch weitere Verteuerung der Mieten gehen. Wohl werden durch die Bestimmungen einer gemeinnützigen Bauordnung dem Bauunternehmer Einnahmen ausfallen oder Kosten erwachsen, die er nach seiner bisherigen Berechnung nicht gehabt hätte. Diese Mehrkosten wird er aber auf den Mieter abzuwälzen suchen. Schließlich wird sich der Bodenwucher auf jede neue Bauordnung und baupolizeiliche Vorschrift einzurichten wissen. Darum muß der Bodenwucher selbst unterbunden werden. Das Wohnungsbedürfniß der Einwohner muß auf gemeinnützige Weise, statt auf die bisherige wucherische Weise, befriedigt werden. Neben die teure Mietskaserne mit schlechten Wohnungen und unverhältnismäßig hohen Mieten müssen Häuser mit besseren Wohnungen und billigeren Mieten gestellt werden. Nach dieser Richtung hin Forderungen an die Stadtverwaltung zu stellen, ist Pflicht jedes Arbeiters, jedes kleinen Mannes und jedes Volksfreundes.

§ 8. Die finanziellen Folgen einer Bodenreform.

Daß die wirtschaftlichen Folgen einer Bodenbesitzreform, namentlich auf dem Gebiete der Wohnungsfrage, segensreiche sein müssen, glauben wir nachgewiesen zu haben. Wie steht es

aber mit meinen heute schon niedrigen Kapitalzinsen? Werden sie nach einer Bodenbesitzreform nicht noch niedriger werden? Diese Frage kann nur bejaht werden. Gewiß wird durch die mit einer Bodenreform notwendig verbundene Einschränkung, vielleicht allmähliche Ablösung der Hypothekenanlagen der Zins noch mehr heruntergehen. Denn die überwiegende Mehrzahl aller Kapitalien ist in Hypotheken angelegt. Auch könnten Staat und Gemeinden durch ihren Gewinn aus dem Obereigentum am Boden über kurz oder lang in den Stand kommen, ihre Schulden abzuzahlen. Damit fiele auch die Kapitalanlage in Staatspapieren fort. So weit nun das vorauszusehende Sinken des Zinsfußes die großen Kapitalien treffen würde, sehen wir darin durchaus nichts Bedauerliches. Wir halten vielmehr, gemäß unserem Programm, die Ansammlung des Kapitals in wenigen Händen für ein wirtschaftliches Unglück, und jede Verhinderung dieser oft lawinenartigen Kapitalvermehrung für einen Segen. Der kleine Mann dagegen würde durch eine Bodenreform im letzten Grunde auch keinen Schaden nehmen. Was ihm an Zinsen abgeht, kommt ihm in Form von Ersparnissen wieder zu gute. Kann ich aber 100 Mark jährlich an Miete sparen, und dadurch statt 200 Mark 300 Mark jährlich zurücklegen, so hat das, selbst wenn jeder Zins fortfiele, für mich unvergleichlich größeren Wert, als wenn mir die zurückgelegten 200 Mark alljährlich 10 Mark Zinsen eintragen.

§ 9. Zusammenfassung.

Unsere Ergebnisse sind kurz folgende:

1) Nach der Anschauung der Bodenreformer steht jedem Menschen von Gottes und Rechts wegen grundsätzlich die Benutzung des Erdbodens zu.

2) Der unbedingte Privatgrundbesitz ist somit eine unrechtmäßige Vorenthaltung des nötigsten Lebensmittels an die Mehrheit der Menschen. Er führt notwendig zum Bodenwucher.

3) Eine vernünftige Bodenbesitzreform kann nicht jedes Privateigentum am Boden abschaffen wollen. Sie sucht nur neben dem Nutzeigentum des einzelnen ein Schutzeigentum des Staates durchzuführen. Sie kämpft nicht gegen den Grunderwerb, wohl aber gegen die Behandlung des Bodens als Handelsartikel.

4) Eine Bodenreform wird den Zins immer weiter herunterdrücken und dadurch die Ansammlung großer Kapitalien erschweren, die Zinsausfälle des kleinen Mannes aber durch die Möglichkeit größerer Ersparnisse reichlich ersetzen.

Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft

von

Martin Wenck

in Darmstadt.

Einleitung.

Kann das vorliegende Schriftchen auch nicht den Anspruch erheben, eine Geschichte der Volkswirtschaft zu bieten, so will es doch wenigstens die einzelnen Wirtschaftsstufen kennzeichnen, die das wirtschaftliche Leben der Völker durchgemacht hat, ehe es den Zustand erreichte, den es innerhalb der gebildeten Völker in Mittel- und Westeuropa am Ende des 19. Jahrhunderts aufweist. Dabei wird es weniger darauf ankommen, eigenes Urteil zu fällen oder neue Gesichtspunkte geltend zu machen, als vielmehr das, was von der Nationalökonomie als wissenschaftlich feststehendes Resultat angesehen wird (vergl. Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie; Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft; Herckner, Vorlesung am Karlsruher Polytechnikum; Elster, Vorlesung beim evang. socialen Kursus u. s. w.) als Material für einzelne Bilder zu benutzen, die uns das Werden und Vergehen wirtschaftlicher Zustände vor Augen führen.

---

1. Die Hauswirtschaft.

Die niederste Stufe wirtschaftlichen Lebens, die wir ihrer Eigenart entsprechend „Hauswirtschaft“ nennen, entspricht zunächst der niedersten Stufe des Kulturlebens der Völker, wie wir es bei einzelnen Naturvölkern noch heute finden. Aber auch die auf einer so hohen Stufe geistiger Bildung stehenden Völker der Griechen und Römer sowie unsere deutschen Vorfahren bis weit in die Tage des Mittelalters hinein erheben sich wirtschaftlich nicht wesentlich über den Betrieb der Hauswirtschaft hinaus.

Weil uns aber das der Hauswirtschaft Eigentümliche am allerdeutlichsten bei den noch am wenigsten in der Kultur fortgeschrittenen Völkern entgegentritt, wollen wir sie auch dort zuerst kennen lernen.

Die Menschen leben und arbeiten in dem durch die Blutsverwandtschaft bestimmten Kreis der Familie. Sie wollen mit ihrer Arbeit nichts anderes als nur den eigenen Bedarf decken. Sie denken noch nicht daran, die Produkte ihrer Arbeit gegen

die Arbeitsprodukte anderer Familien auszutauschen. Was Vater und Mutter, Sohn und Tochter an Lebensmitteln, an Kleidung und Wohnung gebrauchen, das produzieren auch diese Familienglieder, ohne daß zunächst eine eigentliche Arbeitsteilung erfolgt. Eine solche Wirtschaftsführung war um so leichter möglich, als jene Völker einfach von dem lebten, was ihnen die Natur bot.

Die einen gewannen diese Naturprodukte ganz unmittelbar als Jäger und Fischer, die anderen mittelbar als Hirten und Nomaden oder als Ackersleute. Wie die Speise so empfangen sie auch Kleidung und Wohnung von der Natur. Ein Tierfell oder Blättergewinde dient ebensowohl zur Deckung ihrer Blöße als zum Bau eines Zeltes oder zur Ausschmückung einer Höhle — Steine und Blätter werden als Schmuck umgehangen — Produkte aus Holz und Bein werden zu Waffen, Fischgeräten und Handwerkszeug verwendet.

Aber je abhängiger sich die Menschen von der Natur fühlten, desto mehr suchten sie dieselbe zu beherrschen. Darüber wuchs ihre Einsicht und ihr technisches Geschick in Verwendung der rohen Naturprodukte und in Verwertung des Grund und Bodens. Je größere Anforderungen aber an die Arbeitsgeschicklichkeit gestellt wurden, desto notwendiger erschien es, die einzelnen Arbeiten an einzelne Menschen zu verteilen. Aber diese Arbeitsteilung, auch wo sie jetzt in bewußter und geregelter Weise eintritt, geschieht nur im Kreis der Familie. Einzig dort, wo sich eine besondere Geschicklichkeit hervorthat, wurde sie über den engsten Kreis der Familie hinaus in dem erweiterten Familienkreis, der „Sippe" verwendet, zu der sich einzelne blutsverwandte Familien in Dörfern und Höfen zusammengeschlossen hatten. Innerhalb derselben traten auch zeitweilig zu besonderen größeren Arbeiten (Bau eines Schiffes, Ausrodung eines Stück Waldes) freiwillige Arbeitsgemeinschaften zusammen, die hernach wieder verschwanden.

Andererseits wurde der Kreis der Familie erweitert durch die Eingliederung nicht blutsverwandter Glieder, wie es die „Sklaven" und die „Hörigen" waren, deren man sich entweder als Kriegsbeute bemächtigt hatte, oder die, nachdem sie ihren Besitz durch Viehseuchen oder Naturereignisse verloren hatten. wirtschaftlich abhängig geworden waren.

Die so erweiterte Familie hatte noch kein Bedürfnis außerhalb ihrer Gemeinschaft „arbeiten" zu lassen oder Produkte einzutauschen, die in anderen Familien hergestellt worden waren.

Was sie an Gütern brauchte, stellte sie auch her — aber auch nur dies. Es wurde in der Familie nicht mehr produziert als auch in der Familie konsumiert (verbraucht) wurde. So war der Kreislauf der durch Arbeit hervorgebrachten Güter ein ganz beschränkter — er geschah nur innerhalb der Familie. Ja — man setzte einen Stolz darein, so zu verfahren. Noch der reiche römische Emporkömmling wußte keinen höheren Ruhm als den „alles wird bei mir gemacht, es wird nichts gekauft" und wir zweifeln nicht, daß selbst der echte urwüchsige Bauer der Gegenwart noch immer dem Wort des römischen Schriftstellers Plinius Recht geben wird „der Landwirt taugt nichts, der da kauft, was eigene Wirtschaft ihm gewähren kann." So tief wurzelt im Menschen die Ansicht, daß die natürliche Lebensgemeinschaft der Familie auch die wirtschaftliche Gemeinschaft sein soll, in welcher sich Produktion und Konsumtion regulieren!

Uns — die wir unter dem Zeichen der „Volkswirtschaft" stehen und die Anfänge der „Weltwirtschaft" zu sehen glauben, will es freilich fast unglaublich erscheinen, daß unter dem engen Gesichtspunkt der Hauswirtschaft ein Kulturleben möglich war, wie wir es bei den Römern und Griechen finden. Wir müssen uns darum vergegenwärtigen, wie bei ihnen dieses Prinzip der Hauswirtschaft durchgeführt wurde.

Der an der Spitze eines römischen Hauswesens stehende Hausvater hatte ein unbeschränktes Herrenrecht. Durch ihn wurden die Hausgeschäfte bis in das einzelne verteilt. So konnten, ohne daß selbständige Handwerker oder Gewerbetreibende entstanden, technische Verrichtungen wie das Mahlen des Getreides, das Backen, Spinnen, Weben, die Anfertigung von Gerätschaften, die Bestellung des Ackers, die Besorgung des Viehs einzelnen Sklaven für ihr ganzes Leben übertragen werden und diese wurden dadurch für ihren besonderen Beruf technisch um so vollkommener geschult. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man annimmt, daß auf diese Weise 150—200 verschiedene technische Arbeiten in einem reichen römischen Haus verrichtet wurden. Da gab es ein Heer von Feld und Weinbergsarbeitern, von Schneidern, Zimmerleuten, Schreinern, von Kuchen- nnd Pastetenbäckern, von Thürstehern, Zimmer- und Saalwärtern. Man stellte seine Sklaven an als Badewärter, Leibärzte, Barbiere, Musikanten, Tänzer — ja auch zur Erziehung der Jugend und zur Befriedigung der eigenen „geistigen" Bedürfnisse wurden Sklaven verwandt als „Erzieher", als

„Vorleser“, als „Sekretäre“. Und auch der Staat selbst wirtschaftete nicht anders als der Hausherr in seiner Hauswirtschaft. Sklaven verrichteten den Straßenbau wie auch die Reinigung der Kloaken; auch der Polizeidienst, das Scharfrichteramt und der Aufsichtsdienst an den Gefangenen war ihnen übertragen — kurz alle niederen Beamten- und Dienststellen, welche bei uns als Glieder eines „Standes“ gegen Gehalt ihr Amt ausführen, ruhten in Athen wie in Rom in den Händen von Sklaven.

Aus diesen wirtschaftlichen Verhältnissen ergaben sich ganz bestimmte sociale Verhältnisse. Es gab keine produktiven Berufsstände. Wer so reich war, daß er sich einen Hausstand mit Sklaven halten konnte, war ein selbständiger Mann, der für seine und seiner Hausgenossen, auch seiner Sklaven, Bedürfnisse in seinem Hausstand arbeiten ließ. Wer dagegen arm war, konnte nicht daran denken, als Handwerker oder Lohnarbeiter oder Landmann sein Brod zu verdienen — sondern er mußte als unfreier Mann in der Hauswirtschaft des Reichen arbeiten. So entstand auf der einen Seite ein großes Sklavenheer, welches in vielseitigster Arbeitsgliederung alle jene Erzeugnisse hervorbrachte, die auch den verwöhntesten Geschmack des blasiertesten römischen Lebemanns befriedigen konnten und jenen Luxus des Kaiserreichs zu Tage förderten, an den selbst der Luxus unserer Tage kaum heranreicht — während auf der andern Seite eine verhältnismäßig kleine Schar von reichen, selbständigen Leuten stand, die als unumschränkte Gebieter über diese Massen wirtschaftlich und politisch herrschten und in sich den eigentlichen „Staat“ bildeten.

Blicken wir nun auch auf die wirtschaftlichen Zustände unserer deutschen Vorfahren. Sie haben die gleichen Grundzüge bis in die erste Hälfte des Mittelalters hinein. Bei ihnen findet die „Hauswirtschaft“ ihren regelrechten Ausbau in jenen großen „Hofwirtschaften“, welche auf dem ausgedehnten Besitz der Fürsten, des Adels und der Kirche mit ihren „Leibeigenen“ und „Hörigen“ betrieben wurden. Ein nicht unwichtiger Unterschied besteht aber hier zwischen den germanischen und römischen Verhältnissen. Während in Rom an der Stelle des Bauern der völlig unfreie Sklave arbeitet, bewahrt sich auch bei der mittelalterlichen Fronherrschaft der Bauer eine gewisse persönliche und wirtschaftliche Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit des einzelnen hindert aber nicht daran, daß die eigentliche Wirt-

schaftseinheit im Dorf der „Herrenhof“ ist. Hier vereinigt sich der ganze Wirtschaftsbetrieb. Mag auch jeder Bauer seine „Hufe“ selbständig bewirtschaften, so hat er doch den Genuß an Wald, Weide und Wasser nur mit dem „Hofe“ gemeinsam. Ihm hat er auch besondere Dienste zu leisten, die teils auf den Feldern, Gärten und Weinbergen, teils auch in der Werkstätte des Hofes an den „Frontagen“ geschehen. Dazu kommt die Leistung von Naturalzinsen, teils in Naturalprodukten, teils auch in Erzeugnissen gewerblicher Art. Letztere setzen voraus, daß die einzelnen Bauern sich in bestimmten technischen Fertigkeiten übten, wie der Anfertigung von Schuhen, Socken, Brot, Bier, Kesseln u. s. w., und zwar wurde es Sitte, daß diese technischen Fertigkeiten sich in den Familien forterbten. Aber von einer Ausbildung zu einem selbständigen Handwerk ist dabei noch nicht die Rede. Was angefertigt wird, wird nicht auf Bestellung hierhin oder dorthin geliefert, sondern für den eigenen Bedarf, vor allem aber für die Fronwirtschaft, welcher der Anfertiger angehört.

Dabei wurde aber auf mannigfache Weise die Wirtschaftseinheit für das Dorf festgehalten. Der Verkauf oder die Nutznießung von Grund und Boden an „Fremde“ wurde nicht gestattet, und der innere Zusammenschluß trat deutlich zu Tage durch das der Hofgenossenschaft eigene Maß und Gewicht. Gerade aber das Verhältnis des Grundherrn zu seinen Grundhörigen war das eines (wenn auch nicht immer sehr liebevollen!) Familienhauptes zu den Familiengliedern. Weder Pacht noch Mietzins noch Arbeitslohn regelte dieses Verhältnis, sondern die Leistung des Schutzes und der Hilfe von Seiten des Herrn war die Gegenleistung des Frondienstes von Seiten der Hörigen.

So ist auch hier die „Hauswirtschaft“ der zutreffende Ausdruck für die Wirtschaftsstufe, auf welcher neben den Naturvölkern, den Römern und Griechen unsere deutschen Vorfahren bis über das Jahr 1000 n. Chr. standen. Daran ändert nichts, daß es sowohl bei den Römern und Griechen als bei den Deutschen einen „Handel“ gab, denn er erstreckte sich wesentlich nicht auf die zum Leben und zur Arbeit notwendigen Gebrauchsgüter, die man selbst herstellte. Er umfaßte vielmehr fast ausschließlich Luxusgegenstände, wie Bernstein und Edelmetalle, und wurde als Tauschgeschäft betrieben. Er trat in der unvollkommenen Form des „Wanderhandels“ auf, und wie man seine Vertreter teils voll Abneigung teils voll Furcht betrachtete —

das ist schon in dem 2/3. Heft unserer Arbeiterbibliothek (vergl. Seite 19) von Prof. Weber anschaulich geschildert worden.

2. Die Stadtwirtschaft.

Die Möglichkeit der schlichten Betriebsform der Hauswirtschaft war so lange vorhanden als man bei einer geschlossenen Hauswirtschaft in der Lage war alle die Güter hervorzubringen, deren man bedurfte. Wie aber dann, wenn dies nicht mehr möglich war? wenn es z. B. in einer ganzen Fronhofswirtschaft an einem wichtigen Produkt für den Bedarf fehlte, während an einem anderen Produkt Überfluß war? Lag es da nicht nahe, daß man das Gut, an welchem man Überfluß hatte, gegen eins vertauschte, an welchem Mangel vorhanden war? So kam es, daß jeder Hauswirt zwar wie bisher darnach trachtete, seinen Unterhalt aus dem eigenen Boden und aus der eigenen Hausarbeit zu gewinnen; aber was ihm sonst noch nötig war suchte er von anderen Hauswirtschaften zu erhalten. Da er selbst hierfür etwas leisten mußte, so bot er zum Tausch das was innerhalb gerade seiner Wirtschaft besonders reichlich oder besonders vortrefflich hergestellt wurde. Darin unterstützte ihn teilweise die Verschiedenartigkeit des Bodens, die dem einen erlaubte vor allem Getreide zu gewinnen, dem anderen Wein, dem dritten Wildpret oder Fische — teils unterstützte ihn darin auch die verschiedenartige Ausbildung der technischen Geschicklichkeit, von der wir schon im vorigen Abschnitt sprachen. Wer es besonders verstand, Socken oder Kleider herzustellen — oder Bier zu brauen, der benutzte dies, um für diese Produkte solche einzutauschen, zu deren Herstellung es ihm an Material oder an Geschicklichkeit fehlte. So entstanden aus der fest geschlossenen Hauswirtschaft offene Sonderwirtschaften, die mit einander in Austausch traten.

Wir dürfen uns jedoch nicht vorstellen, daß diese Entwicklung plötzlich wie auf einen Schlag geschehen ist. Sie hat sich vielmehr ganz allmählich im Verlauf von Jahrhunderten vollzogen. Vor allem kam ihr die Gründung der mittelalterlichen Städte entgegen, die andererseits auch wieder durch diese Entwicklung gefördert wurde.

Diese Städte waren mit Mauern, Zinnen und Gräben umgebene Orte, in deren Mitte die „Burg" lag. Sie dienten den Bewohnern der Umgegend als Zuflucht und Schutz, wenn kriegerische Unternehmungen Leben und Besitz bedrohten. In diesen

Städten pflegte man den Austausch der Güter, und damit entstanden in den Städlen die „Märkte."

Ursprünglich waren auch die Bewohner dieser Städte nichts anderes als Landwirte, welche Wald, Wasser und Wiesen gemeinsam ausnutzten, ihr Getreide bauten und ihre Wohnungen mit Scheunen, Ställen und Hofräumen umgaben. Aber je mehr sie genötigt wurden den Wachtdienst auf den Wällen und an den Thoren zu versehen, und je mehr Leute wiederum bei der wachsenden Ausdehnung der Städte zu diesem Dienst gebraucht wurden, desto weniger reichte der Grund und Boden aus, sie zu ernähren. So ergaben sich die „Städter" mehr und mehr dem Gewerbebetrieb, dessen Produkte sie gegen die Produkte der Landwirte austauschten, die mit diesen an den Markttagen in die Stadt zogen. So entstand eine neue Wirtschaftseinheit. Sie wird gebildet von der Stadt und der sie umgebenden Landschaft.

Sie findet ihren Ausdruck darin, daß für sie ein und dasselbe Maß und Gewicht gilt und daß der „Marktfriede" die Landleute innerhalb der Stadt sowie auf ihrem Hin- und Rückweg schützt. Der Umfang dieser „Stadtwirtschaften" ist im ganzen Lande ungefähr überall der gleiche gewesen, im Südwesten Deutschlands etwas kleiner als im mittleren und westlichen Teil. Man kann sagen, daß dieser Umfang etwa der Entfernung entsprach, die der Bauer zum Markt und wieder zurück an ein und demselben Tage zurücklegen konnte.

Die Stadtwirtschaft hat wieder das gleiche Prinzip wie die Hauswirtschaft: was in ihr produziert wird, soll auch in ihr konsumiert werden und was in ihr zum Verbrauch notwendig ist, das soll nicht von „auswärts" bezogen werden, sondern seine Herstellung innerhalb dieses Wirtschaftsbezirks finden. Daher wurde der Landmann und der Handwerker auf das sorgfältigste durch strenge Gesetze gegen Einfuhr von einer anderen Stadtwirtschaft her geschützt. Damit dies aber nicht zu einem Mangel an Produkten führe, waren die Stadtverwaltungen eifrig bemüht, neuen Gewerben Eingang zu verschaffen.

Trotzdem mochte es vorkommen, daß dieser oder jener Verbrauchsgegenstand innerhalb des Stadtbezirks nicht produziert werden konnte. In diesen Fällen verschloß man sich der Einfuhr von auswärts nicht. Man erlaubte fremden „Händlern" bei den Jahrmärkten (Messen) ihre Ware feil zu bieten — aber wie man dem Handwerker und Landwirt des eigenen

Bezirks streng auf die Finger sah, damit sie nur reelle Produkte lieferten, so noch vielmehr jenen „fremden Leuten" gegenüber, die unter eine stramme Beaufsichtigung gestellt wurden. Ihr Absatzgebiet beschränkte sich denn auch (nach Bücher) auf folgende Warengruppen: Gewürze und Südfrüchte; getrocknete und gesalzene Fische, welche damals allgemeines Nahrungsmittel waren; Pelze und feine Tücher. Für Norddeutschland kam dann noch „Wein" in Betracht und für einzelne Landesteile „Salz."

Wir würden uns aber irren, wollten wir meinen, diese Jahrmarkts- und Meßleute hätten ein so trauriges Dasein geführt wie vielfach ihre Nachkommen heute. Ganz im Gegenteil! Mochten sie auch mit diesen die Rastlosigkeit gemein haben — so waren sie doch ganz eigentlich die Großhändler jener Zeit und darum auch voller Wohlhabenheit. Es war ein stattlicher Anblick sie dahin ziehen zu sehen mit einer langen Wagenreihe, die von wohlgenährten Fuhrherren geleitet und von stattlichen Reisigen bewacht werden. Aber die Stadt hielt auch darauf, daß sie ihr Gewerbe als Großhandel betrieben. Sie durften ihre Waren meist nur in Gebinden oder nicht unter einer bestimmten Gewichtsmenge verkaufen. Der „Kleinhandel" war anderen Leuten zugeteilt — seßhaften Städtern. Das waren die „Krämer". Von diesen bezogen namentlich die ärmeren Leute ihren Bedarf, die ja wie leider auch noch heute keine großen Vorräte auf einmal kaufen konnten, sondern „aus der Hand in den Mund" leben mußten.

Werfen wir nun auch einen Blick auf das „Handwerk", welches unter der Herrschaft der „Stadtwirtschaft" sich lebenskräftig entwickelte. Sein ursprünglicher Charakter tritt hier völlig zu Tage. Das Handwerk ist ein „Übernehmen von Arbeit" — es wird auf Bestellung gearbeitet, um vorhandenen Bedarf zu decken — aber es wird nicht auf Vorrat gearbeitet, um erst durch das Angebot einer Ware die Nachfrage zu reizen. So bestand denn auch zwischen dem Produzenten und Konsumenten ein unmittelbarer Verkehr. Man sah sich gegenseitig ins Auge. Das schärfte dem Handwerker die Erkenntnis seiner persönlichen Verantwortung für seine Leistung und das war ein wichtiges ethisches Moment, welches bei der „Warenproduktion" der Gegenwart vielfach verloren gegangen ist. Der Konsument lieferte auch vielfach noch dem Produzenten das Material. Dieser verarbeitete es und empfing dafür den meist vorher ausbe-

dungenen „Lohn.“ Der Lohn ist ein neues Moment im Wirtschaftsleben, ihn gab es ja in der Hauswirtschaft noch nicht. Aber der Lohn tritt hier auf das „Entgelt“ für die Arbeitskraft des Handwerkers, die der Konsument in Anspruch nimmt, und das ist etwas anderes als der „Preis“, den heute der Konsument an den Unternehmer zahlt, worauf dieser einen Teil der Summe, die den Preis ausgemacht hat, als Arbeitslohn den Lohnarbeiter zahlt.

Social bedeutsam ist die Periode der Stadtwirtschaft dadurch, daß von jetzt an „produzierende Berufsstände“ auftreten, die „Bauern“ und die „Bürger“.

Die Stadtwirtschaft hat gegenüber der Hauswirtschaft eine Arbeitsteilung ermöglicht, die auch für die Qualität der Produkte nur von Nutzen sein konnte. Sie bahnte eine selbständige Produktion an und schützt doch auch wieder den Produzenten vor einer Überproduktion und die Konsumenten vor einer geringerwertigen Produktion. Produzenten und Konsumenten gehören immer noch einer leicht übersehbaren Wirtschaftseinheit an, aber der Weg den die Produkte teils noch als Gebrauchsgüter (wie bei der „Hauswirtschaft“) teils schon als Tauschgüter zurücklegen von der produzierenden zu der konsumierenden Wirtschaft — ist schon weiter geworden.

3. Die Volkswirtschaft.

Die dritte Stufe wirtschaftlicher Entwicklung „die Volkswirtschaft“ finden wir zuerst bei den Völkern, die nach dem Ausgang des Mittelalters in der „neuen Zeit“ sich als Volk zu fühlen anfingen. Voran stehen England und die Niederlande im 16. Jahrhundert, es folgen Frankreich und Deutschland vom 16. bis 18. Jahrhundert. Die politischen und kulturellen Aufgaben, welche in diesen Zeiten den Völkern zufielen, erforderten eine einheitlichere Organisation der Völker als sie bisher bestanden hatte — sie forderte unter den Volksgenossen eine lebendige Interessengemeinschaft, und diese war undenkbar, wenn sie sich nicht erhob auf dem Boden einer gemeinsamen Wirtschaft. Wie im späteren Mittelalter die politische und geistige Macht der Städte eine Folge jener wirtschaftlichen Beziehungen war, die ihren Mittelpunkt in der „Stadt“ fanden, so war auch die Ausbildung der modernen Staatsgebilde wie die Entstehung des nationalen Einheitsstaates nicht zum mindesten die Folge eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses über die Grenzen der Stadt hinaus auf das ganze Volk hin. Man kann sagen,

es konnte keine „Volkswirthschaft" geben, ehe nicht der Kampf gegen die Sondergewalten des Mittelalters: Adel, Städte, Kirche mit dem Sieg der Landesfürsten im Interesse der Staatsidee beendet war — aber man darf vielleicht mit noch mehr Recht sagen, dieser Kampf wäre ohne Sieg geblieben, hätten nicht die Glieder des nun eigentlich erst als geschlossenes Ganze entstehenden Volkes die Notwendigkeit eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses empfunden, welchen dann der politische Zusammenschluß erst einen festen Halt verlieh. Die politischen Herrscher aber trugen um so lieber diesem wirtschaftlichen Streben Rechnung als sie dadurch ihre Macht vergrößert und gefestigt sahen.

So sind mancherlei gesetzgeberische Schritte zu verstehen, welche schon mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine wirtschaftliche Centralisation innerhalb eines „Volkes" anbahnen. An die Stelle der Stadtmünze tritt die Landesmünze. Die Abhaltung der Märkte wird nicht mehr von den Städten aus geregelt, sondern von der Landesobrigkeit; diese beaufsichtigt auch den Handel und den Gewerbebetrieb — ja es entsteht zum ersten Mal ein geordneter Staatshaushalt. Wir erleben es nun im 18. Jahrhundert, daß in diese ganze Ausbildung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Volkswirtschaft hin ein ausgesprochenes System kommt — das erste volkswirtschaftliche System: das Merkantilsystem. Ist es auch vor allem ein Mann in einem Staat gewesen, der französische Minister Colbert (†1738), der diesem System folgend in Frankreich regierte, so waren es doch thatsächlich alle civilisierten europäischen Länder, welche unter der Führung ihrer Fürsten bis in das 19. Jahrhundert gleiche Bahnen gingen.

Man strebte darnach, eine in sich abgeschlossene Staatswirtschaft an die Stelle der in sich abgeschlossenen Stadtwirtschaft zu setzen. Man wollte dafür sorgen, daß die Bedürfnisse aller Staatsangehörigen innerhalb des Landes (wie früher innerhalb der Stadt) befriedigt werden könnten. Deswegen suchte man das nationale Erwerbsleben in jeder Beziehung zu kräftigen und zu erweitern. So war Colbert bestrebt, gewerblich geschickte Ausländer durch Darlehen und Geschenke zu gewinnen, damit sie französische Lehrlinge ausbildeten. Er berief Tucharbeiter aus Holland, Glasarbeiter aus Italien. Ähnlich verfuhr Friedrich der Große in Preußen. Man schützte und kräftigte ferner das inländische Handwerk durch Vorrechte, die ihm verliehen wurden. Man erleichterte die Errichtung neuer

Industrieen mit Staatsmitteln und suchte den Verkehr im Lande durch Straßen- und Kanalbauten zu fördern. Schutzzölle schützten die nationale Produktion gegen die Konkurrenz des Auslandes, aber Rohmaterialien suchte man einzuführen, um sie für die einheimische Produktion zu verwerten.

Man sah den Reichtum eines Landes vor allem im „Geld" — darum wollte man viel Geld im Land haben. So wurde auch die Gewinnung von Edelmetallen nach Kräften gefördert, und Alchymisten, von denen in den Romanen über jene Zeit oft die Rede ist, bemühten sich „Gold" zu machen. Dieser ganzen Wirtschaftspolitik entsprach es auch, daß man Handelskompagnieen bildete, eigene Kolonieen gründete und so durch Einführung ihrer Produkte sich unabhängig von „fremden" Kolonieen machte.

Wir könnten noch eine ganze Reihe solcher Maßnahmen aufzählen, welche die Entstehung der „Volkswirtschaft" begünstigten — allein wir haben noch die Aufgabe zu zeigen, wie sich nun im Volk das wirtschaftliche Leben gestaltete, welches nach dem bisher Gesagten größtenteils als ein Produkt der Regierungskunst erscheint.

Der Handel gewinnt an wirtschaftlicher Bedeutung! Und das ist natürlich. Dem Produzenten ist für seine Produkte ein größeres Absatzgebiet eröffnet: das ganze Vaterland. Der Konsument kann die Befriedigung seiner Bedürfnisse ganz nach freier Wahl ebenso aus allen Teilen des Landes beziehen.

Zwischen Produzenten und Konsumenten tritt als ständige Mittelperson der Händler. Er ist fortan vor allem auf den großen Märkten und Messen zu finden, die für Deutschland besonders in Frankfurt und Leipzig abgehalten, alle anderen Märkte an Bedeutung zurücktreten lassen. In der Folge der Zeit nehmen aber auch diese großen Messen an Bedeutung ab. Der Kaufmann sendet seine „Reisenden", welche die „Ware" anpreisen und die Bestellung auf Waren annehmen. Der Händler begnügt sich aber auch nicht mehr damit, den Umtausch und Verkauf der Produkte zu vermitteln — er wird selbst Unternehmer und „Verleger", der sich dem Produzenten zur Verfügung stellt, seine Produkte kauft und dann absetzt. Die Folge ist, daß die ganze Produktion von vornherein eine Warenproduktion wird, bei welcher Produzent und Konsument einander in den meisten Fällen überhaupt nicht mehr kennen. Die Ware

wird vom Konsumenten dem Unternehmer abgekauft und dieser lohnt den Produzenten.

Je mehr nun aber durch die Gewinnung der Dampfkraft, durch die Verwertung der Maschine die Fabrik an die Stelle des Handwerks tritt, und die Arbeitsteilung immer detaillierter wird — durchläuft die Ware nicht nur nach ihrer Fertigstellung bis zur Konsumtion, sondern auch schon vor der Fertigstellung eine Menge von Händen, deren Eigentümer an ihr kaum noch ein anderes Interesse haben, als daß sie für ihre Arbeit Lohn empfangen. So entstehen auf der einen Seite große Scharen von Lohnarbeitern und auf der anderen Seite eine Menge von Mittelpersonen, durch deren Hände die „Ware" geht. Jeder will an der Ware seinen Verdienst haben. Das erhöht einerseits den Preis der Ware, der nun nicht mehr dem Wert des zur Herstellung des Produktes verwandten Rohstoffes und der dabei verwandten Arbeit entspricht — sondern ein „Mehr" in sich birgt, welches von dem Konsumenten mit bezahlt wird und größtenteils in die Tasche des Unternehmers fließt. Da aber andererseits die Konkurrenz den Preis drückt, so kommt der Unternehmer dahin, am Arbeitslohn zu sparen und so gerade die bei der Produktion am unmittelbarsten beschäftigten Leute d. h. die Arbeiter zu schädigen.

Diese wirtschaftlichen Verhältnisse bedingen auf Seiten des Unternehmers vor allem einen Kapitalbesitz. Dieser ist für ihn wichtiger als daß er selbst im stande ist, wie es bei dem Handwerk notwendig war, den Produktionsprozeß technisch zu beherrschen. So kann es vorkommen, daß ein kapitalkräftiger Mann ein großer Industrieller wird, ohne irgend welche technischen Kenntnisse zu besitzen, vorausgesetzt nur, daß er kaufmännisch und technisch tüchtige Beamte für sein Unternehmen gewinnt, während früher gerade die technische Fertigkeit die hauptsächlichste Vorbedingung war, ohne welche niemand Produkte an den Konsumenten liefern konnte. Aus diesem Grunde auch kämpft in der Gegenwart der Handwerker einen so schweren Kampf. Er mag die besten technischen Fähigkeiten besitzen: besitzt er kein Kapital, so wird er nicht vorwärts kommen können. In der durch die Gewerbefreiheit herrschenden unbeschränkten Konkurrenz siegt eben der, welcher größeres Kapital hat und in den Dienst dieses Kapitals die technischen Fähigkeiten hineinzustellen weiß. So ist es ganz natürlich, daß viele Handwerker ihre Selbständigkeit verlieren

oder freiwillig aufgeben, um diesem Kampf mit dem Kapital zu entgehen. Sie werden Lohnarbeiter.

Aber gerade für den Lohnarbeiter ist diese Entwicklung in socialer Beziehung auch keine glückliche gewesen.

Werkzeug, Betriebstätte, Rohstoff, Betriebskapital gehören ihm nicht — sie sind Eigentum des Unternehmers. Selbst der Anteil des Arbeiters am Produkt, den er thatsächlich durch die von ihm aufgewendete Arbeitskraft besitzt, bildet einen Teil des dem Unternehmer zugehörenden Kapitals. Dem Arbeiter verbleibt nur der vertragsmäßige Arbeitslohn, während sich alle Kapitalbestände in der Hand des Unternehmers sammeln, der auf ihrem Grunde die gewerbliche Produktion organisiert. Der Arbeiter befindet sich damit wirtschaftlich in einer ähnlichen Unselbständigkeit, wie sie auf seinem Vorgänger in der Hofhörigkeit lastete; nur steht es ihm frei, den Dienst zu wechseln, was ihm aber dadurch wieder erschwert wird, daß ein Überfluß an Arbeitskräften vorhanden ist. Weil aber der Arbeiter der Neuzeit gelernt hat, über seine Lage nachzudenken, so giebt er sich mit derselben nicht zufrieden. Er strebt vielmehr darnach, durch Organisation seiner Standesgenossen dem Kapital gegenüber eine wirtschaftlich und social gefestigste Stellung zu erringen. Die Regierungen aber haben einen Anfang damit gemacht, durch Gesetze der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes den Arbeiter wirtschaftlich zu kräftigen. —

Wir haben absichtlich diese wirtschaftliche Entwicklung so eingehend in ihren Folgen für den Handwerker und Arbeiter geschildert, weil wir an die Leser dachten, denen dieses Schriftchen vor allem bestimmt ist, die Mitglieder der Evangelischen Arbeitervereine. Darüber ist freilich manches zu kurz gekommen, vor allem eine Auseinandersetzung über die Rolle, die das „Geld“ auf den einzelnen Stufen der Entwicklung gespielt hat, ebenso über den „Kredit“; auch fehlt eine Darlegung, wie sich verschieden bei „Hauswirtschaft“, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft das Verhältnis von „Einnahme und Vermögen“ gestaltet hat u. s. w.; aber da wir ja keine Geschichte der Volkswirtschaft geben wollten, sondern nur Bilder aus der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung, so dürfen wir diese Mängel der Nachsicht des Lesers empfehlen, aber auch die Hoffnung aussprechen, daß geschultere Köpfe und Hände in einem besonderen Heft der Arbeiterbibliothek diesen Mängeln nachhelfen.

4. Die Weltwirtschaft.

Wie können wir aber überhaupt von einer Weltwirtschaft reden? Wir leben doch noch auf der wirtschaftlichen Stufe, die den Namen „Volkswirtschaft" trägt! Muß da nicht unser letztes Bild sich in Zukunftsträumen verlieren? Wird es nicht etwa ein Konterfei von Bellamys Zukunftsgesellschaft werden und zu socialistischen Ideeen anregen?

Unsere Leser werden schon aus den drei ersten Bildern ersehen haben, daß, wenn auch jedes derselben einem zeitlich begrenzten Abschnitt der Menschheitsgeschichte ein bestimmtes wirtschaftliches Gepräge verlieh — doch diese Abgrenzung nur eine allgemeine sein konnte, welche nicht ausschloß, daß Merkmale einer Wirtschaftsstufe „schon" oder „noch" in der andern vorhanden waren. So ragen in die Stadtwirtschaft manche wirtschaftliche Erscheinungen der Hauswirtschaft hinein und auch wieder sind Ansätze zu einer Volkswirtschaft schon bei der Stadtwirtschaft zu bemerken. Weil wir nun glauben, daß auch auf der Stufe der Volkswirtschaft Ansätze zu einer noch höheren Wirtschaftsstufe vorhanden sind, die in einer „Weltwirtschaft" zu den besonderen Merkmalen des Wirtschaftslebens gehören würden, darum meinen wir das Recht zu haben, dieses vierte Bild zu skizziren. Weil aber nun diese „Weltwirtschaft" erst in ihren Anfängen vorhanden ist, wird in diesem Schlußabschnitt auch nur davon die Rede sein können, welches inmitten der Volkswirtschaft Ansätze zur Weltwirtschaft sind.

Innerhalb der Länder, die auf der Stufe der Volkswirtschaft stehen, hat sich das Verkehrswesen ungemein rasch vermehrt und vervollkommnet. Zu den Straßen- und Kanalbauten sind mit den Erfindungen der Neuzeit die Bauten der Eisenbahnen gekommen. Der Kaufmann, der ehemals in langsamem Wagenzug mit seinen Waren zur Messe zog, vermittelt heute sein Angebot an Ware oder seine Bestellung durch Post, Telegramm und Telephon, und wenige Stunden darauf befindet er sich im Besitz des Bestellten oder kann der Bestellung nachkommen. Sein „Eilgut" durchmißt die weitesten Entfernungen wie im Flug, und wenn es Not thut, so bringt ihn der Expreßzug in fliegender Eile selbst zur Stelle. Das erleichtert vor allem auch den Verkehr mit dem Ausland. Es entsteht ein internationaler Verkehr, dessen Träger alle Grenzschwierigkeiten aufgehoben sehen möchten. Man lernt fremde Absatzgebiete für die eigene Ware kennen — man erfährt auch, daß andere Länder

die Ware billiger oder besser liefern können, die man im eigenen Lande teuer bezahlt. England nährt sich von dem Getreide fremder Länder. Die deutsche Kohle wird auf der Gotthardbahn nach Italien befördert — die deutsche Hausfrau näht mit englischen Nadeln und mit englischem Zwirn — der italienische Wein wird selbst im Markgräflerland und am Rhein getrunken — der aus überseeischem Baumwollrohstoff gefertigte Anzug kleidet den deutschen Arbeiter, der für den Export nach Rußland arbeitet. Die badische Staatsbahn befördert mit Maschinen, die in Belgien hergestellt worden sind, Waren aus der Schweiz und Frankreich nach dem Osten Deutschlands. Die „Börse" aber wird der Ort, an welchem das Großkapital aller Länder mit einander verkehrt.

Der Arbeiter im Schwarzwald und in der Pforzheimer Bijouterie-Industrie ist abhäugig von den Zolldebatten des amerikanischen Parlaments — der deutsche Bauer spannt darauf, wie die Ernteberichte aus Rußland lauten. Man dringt darauf, daß „Handelsverträge" den Austausch der Produkte zwischen den einzelnen Ländern regeln, man bekämpft die nationalen „Schutzzölle", welche diesem Verkehr im Wege stehen. Man denkt an eine internationale Regelung der Währungsfrage, man führt ein und dasselbe Maß und Gewicht ein. Es entstehen internationale Ringe der Unternehmer und internationale Associationen der Arbeiter. Ja, man denkt von seiten der Staatsregierungen daran, gemeinsame Schritte zur Lösung der socialen Fragen zu thun, weil man eine Internationalität der socialen Notstände erkannt hat.

Sind dies nicht alles Anzeichen, daß sich eine neue Stufe wirtschaftlichen Lebens anbahnt, die ihren Mittelpunkt nicht mehr in dem „nationalen Staat", sondern in der „menschlichen Gesellschaft" findet, und die darum „Weltwirtschaft" heißen kann?

Aber es findet auch eine gegensätzliche Bewegung statt! Sie wird durch solche Volkskreise herbeigeführt, die sich durch diese Entwicklung zur Weltwirtschaft in ihrem wirtschaftlichen Bestand geschädigt fühlen, und denen es dabei gelingt, einen Einfluß auf die Wirtschaftspolitik ihres Staates auszuüben. Denken wir nur an Deutschland — an den Kampf um die Handelsverträge, durch welche sich der deutsche Landwirt geschädigt sieht, weil er nicht so billiges Getreide liefern kann wie die russische Einfuhr, während der deutsche Arbeiter von ihr billiges Brot erhofft und die Industriellen durch die Handels-

verträge für ihre Produkte größere Ausfuhr erwarten. Je nachdem die Politik des Schutzzolles siegt oder unterliegt, findet ein Zurückgehen oder ein Fortschritt in der Entwicklung zur Weltherrschaft statt.

Jeder Socialpolitiker wird darum vor die Frage gestellt, in welcher Richtung er seinen Einfluß geltend machen soll!

Auch an uns Evangelisch-Sociale tritt diese Frage heran. Wie wird die Antwort ausfallen? Wir lernen aus dem Werden und Vergehen der Wirtschaftsstufen, daß „alle“ Wirtschaftsformen dem Wechsel unterworfen sind — also auch die Stufe, auf der wir leben; aber wir lernen aus eben derselben Entwicklung auch, daß eine geschichtlich gewordene Wirtschaftsstufe nicht um nationalökonomischer Theorieen willen zerstört werden darf, ehe sich nicht neue Formen gebildet haben, die einen sicheren Bestand versprechen, und die nicht mutwillig weite Volkskreise schädigen. Darum vermeiden wir es eben, die Richtung, die unsere socialpolitische Arbeit nehmen soll, aus einer nationalökonomischen Theorie abzuleiten. Wir verwahren uns aber auch dagegen, in der bestehenden Wirtschaftsart mit ihrer kapitalistischen Produktionsweise ein Heiligtum zu sehen, an welchem nicht gerüttelt werden darf. Uns bewegt der Gedanke, wie eine gerechte Güterverteilung erzielt werden kann und welche Maßnahmen wir vom Staat fordern müssen, damit all' seine Angehörigen in gerechter Weise teilhaben können an den wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Gütern der modernen Kultur.

Zeigt uns bei dieser Gedankenarbeit die in unseren Tagen so rasch fortschreitende Erkenntnis des Wirtschaftslebens, daß dieses Ziel erreicht werden kann auf der gegenwärtigen Wirtschaftsstufe, so werden wir nicht blindlings vorwärts dringen. Werden wir aber dahin belehrt, daß dieses Ziel erst unter der Herrschaft der Weltwirtschaft zu gewinnen ist — dann wird es uns eine „Pflicht“ sein, die Mittel und Wege zu unterstützen, die unser Wirtschaftsleben der „Weltwirtschaft“ zuführt.

Gesunde Wohnungen

von

W. Ruprecht
Göttingen.

Eine schwere Sorge für den Familienvater ist die Beschaffung einer geeigneten und gesunden Wohnung. Es giebt wenige Arbeiter, für welche diese Sorge nicht immer wiederkehrt, und je größer der Kindersegen ist, um so drückender und häufiger stellt sich die Sorge ein. Werde ich gesteigert, wird mir gekündigt werden? ist die bange Frage vor jedem Vierteljahrswechsel, und tritt der Fall ein, so entsteht die Sorge, wo werde ich hinziehen, was werde ich finden, was zahlen müssen, um nur die bescheidensten Räume zu haben! Wenn dann mit Aufwand vieler Zeit und Mühe eine anscheinend dem Bedürfnis einigermaßen entsprechende, wenn auch enge Wohnung beschafft, mit Kosten und Verlusten am Hausgerät der Umzug besorgt ist, da findet man, daß die Wohnung verwahrlost ist, und was oft noch schlimmer, Haus und Straße ungesund und die Nachbarn Leute sind, deren Einfluß die gute Erziehung der Kinder aufs höchste gefährdet. Wohl entstehen täglich große und schöne neue Häuser, aber wie selten sind darin Wohnungen für den Arbeiter! Wie häufig fallen dagegen, wenn es gilt, neue Straßen zu brechen, gerade Häuser mit Arbeiterwohnungen dem Bestreben „Licht und Luft" zu schaffen, zum Opfer, und werden die Ausgetriebenen in schon überfüllte Quartiere gedrängt. Es ist nicht nötig, den Lesern dieser Schrift ein Bild der Wohnungsnot zu entrollen, die in Deutschland und allen Kulturländern, namentlich in den Städten herrscht; die meisten von ihnen haben sie am eigenen Leibe erfahren. Ebensowenig sollen hier alle Maßregeln erörtert werden, welche eine Milderung oder Beseitigung der Not bewirken können. Unzweifelhaft haben vor allem Staat und Gemeinde große Verpflichtungen, die aber noch nirgend auch nur annähernd erfüllt sind. Vielfach werden nicht einmal die bestehenden Gesetze und Verordnungen, welche auf eine Besserung der Wohnungsverhältnisse abzielen, durchgeführt, geschweige daß energischere Maßnahmen ergriffen werden. Es ist gar keine Frage, daß man dabei vor erheblichen Beschränkungen des Eigentums nicht zurückschrecken darf, will man nicht einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein schütten. Was von Staat und Gemeinde in der Hinsicht zu verlangen, wie z. B. in großen Städten der Bodenspekulation, der Ernte Weniger auf Kosten Vieler beizukommen ist, soll hier nicht erörtert werden.

(Vgl. u. a. Heft 4 der Göttinger Arb.=Bibl.). Hier soll uns nur die Frage beschäftigen: Was kann der Arbeiter selber thun, um unter den heutigen Verhältnissen sich und seinen Genossen zu gesunden, freundlichen und ausreichenden Wohnungen zu verhelfen?

Die Baugenossenschaft.

1. Der Spar= und Bauverein in Hannover.

Zweifellos kann der einzelne Arbeiter in der Wohnungsfrage wenig ausrichten, ebenso zweifellos ist es aber bewiesen, daß auch hier bei einem kräftigen, zielbewußten Zusammenschließen schwache Kräfte zu einer Macht werden können. Den wirtschaftlichen und gesetzlichen Boden für dieses Zusammenwirken bietet die Genossenschaft. Während das Baugenossenschaftswesen in einigen anderen Ländern gute Erfolge errang, hat es in Deutschland nicht viel Anklang gefunden, bis vor einigen Jahren in Hannover eine Genossenschaft mit neuen Grundsätzen auftauchte. Sie ging aus Arbeiterkreisen hervor. Aus einem kleinen Kreis von 70 unbemittelten Arbeitern ist heute nach wenigen Jahren eine blühende Genossenschaft geworden. Sie hatte am 1. Oktober 1894 40 große Häuser mit 325 Wohnungen für ihre Mitglieder hergestellt, deren Zahl am 1. Februar 1894 2307 war. Das Vermögen der Genossenschaft betrug Ende 1893 958271 Mk., wovon 532865 Mk. aus Einzahlungen der Mitglieder und gutgeschriebenen Zinsen bestehen. Wahrlich eine achtunggebietende Macht, deren Entwicklung und Einrichtungen zu betrachten sich lohnt.

In Hannover war 1885 der Mangel an kleinen Wohnungen unerträglich geworden, und in Arbeiterkreisen wurde der Wunsch rege, einen Verein zur Erbauung neuer Wohnungen zu gründen. Eine Anzahl wohlhabender Leute teilte diese Bestrebungen, man einigte sich aber nicht über die Form des Vereins. Ein loser Verein ohne das Recht der juristischen Person wäre kreditlos gewesen, gegen die Errichtung einer Aktiengesellschaft sträubten sich die Arbeiter, weil dann ihre Mitwirkung gleich Null gewesen wäre. An einer Genossenschaft wollten begreiflicherweise die Wohlhabenden sich nicht beteiligen, da das Gesetz damals unbeschränkte Haftung jedes Mitgliedes verlangte und es in das Belieben eines nicht befriedigten Gläubigers stellte, sich an einen einzelnen wohlhabenden Genossen zu halten.

Die Arbeiter ließen sich aber nicht entmutigen und begründeten mit 70 Mitgliedern eine gerichtlich eingetragene Ge=

nossenschaft, unter dem Namen **Spar- und Bauverein.** Da die Mitglieder kein Vermögen besaßen und die auf 300 Mk. bemessenen Geschäftsanteile nicht sofort einzahlen konnten, beschloß man, Teilzahlungen von mindestens 30 Pfg. für die Woche einzuführen. Die über den Betrag von wöchentlich 30 Pfg. hinausgehenden Zahlungen konnten im Bedürfnisfalle zurückgezahlt werden, weshalb die bessergestellten Mitglieder nicht zögerten, auch ihre größeren Ersparnisse dem Verein anzuvertrauen. Die Verwaltung übernahm ein Vorstand von 9 und ein Aufsichtsrat von 24 Mitgliedern. Man wollte möglichst Vielen Mitarbeit, Einblick und Einfluß gewähren, was sich auch auf die Dauer bewährt und das Vertrauen gestärkt hat. Schon 1886 hatte der Verein 282 Mitglieder und erwarb nun ein Grundstück für 40000 Mk. Der Preis für die □Ruthe betrug 150 Mk., für das □Mtr. 7 Mk. Unter diesen Umständen war nicht daran zu denken, kleine Einzelhäuser herzustellen, sondern der Grund und Boden mußte durch Häuser für mindestens 8 Familien ausgenutzt werden. Zwar hätte man im weiteren Umkreise von Hannover billigere Grundstücke erwerben können, aber die Mitglieder wollten nicht an abgelegenen Stellen wohnen, wollten auch gar nicht durch allmälige Abzahlung Eigentümer kleinerer Häuser werden, sondern das Eigentum sollte der Genossenschaft verbleiben, die Genossen sollten nur Mieter sein. Damit kam ein neuer Grundsatz zur Geltung. Bei den älteren Genossenschaften war allmäliger Übergang kleiner Häuser in das Eigentum der Mitglieder bezweckt, kein Gemeinbesitz. Viele bezeichnen diesen Grundsatz als eine Verschlechterung, höchstens als einen Notbehelf. Gewiß ist das eigene Heim auf eigener Scholle, das z. B. der Verein „Arbeiterheim" erstrebt, Goldes wert, und Glückauf denen, die danach streben, und denen, die dazu verhelfen wollen. Die Vorzüge und Nachteile der Mietwohnung im großen Stadthause und der Wohnung oder gar des Eigentums in ländlicher Umgebung brauchen hier nicht dargelegt zu werden. Auch wenn man letzteres unbedingt als das Bessere anerkennen könnte, so müßte es hier doch heißen: das Bessere ist der Feind des Guten. Ebensowenig, oder noch viel weniger als erwartet werden kann, daß in absehbarer Zeit die Mehrheit der Mittelstände ein Heim auf eigener Scholle besitzen wird, ist unter heutigen Wirtschafts- und Lohnverhältnissen zu erwarten, daß das dem Arbeiter zu teil werde. Überdies wünscht er es vielfach gar nicht. Sehr

bedenklich aber vom Standpunkt des allgemeinen Wohles ist der bei den älteren Baugenossenschaften fast überall zu Tage getretene Übelstand, daß die in das freie Eigentum übergegangenen Häuser von ihren Eigentümern meist ebenso spekulativ ausgenutzt werden, wie diese es von den anderen Hausbesitzern gelernt haben. Das wird hier völlig vermieden. Die Genossenschaft ist und bleibt Eigentümerin der Häuser und regelt ihre Benutzung, aber die Bewohner werden nicht gesteigert, wenn die bebauten Grundstücke im Werte und damit unter anderen Verhältnissen die Mieten steigen. Ein anderer Hauptvorzug des neuen Grundsatzes ist aber, daß die Baugenossenschaft nicht mehr auf die bessergestellten Arbeiter beschränkt ist, sondern jeder strebsame Arbeiter Teil nehmen kann, da er nicht genötigt ist, außer der Miete bedeutende Abzahlungen zum Erwerb des Eigentums zu machen, und da es ihm ermöglicht wird, nicht zu fern von der Arbeitsstelle, der Schule u. s. w. zu wohnen.

Von den 40000 Mk. für das erworbene Grundstück zahlte der Verein nur 2000 Mk. an. Der Rest der Kaufsumme war mit $2^1/_2$% zu verzinsen, sobald jedoch Teile bebaut waren, waren für den diesem Baugrund entsprechenden Teil der Summe $4^1/_2$% Zinsen zu entrichten. Ein kühner Anfang! denn die verfügbaren Mittel waren erschöpft, und nur das Bewußtsein der Notwendigkeit der guten Sache und der Opferwilligkeit der Arbeiter konnte die Leitung des Vereins ermutigen, weiter zu streben. Mit großer Rührigkeit wurden neue Genossen geworben, und im Vertrauen auf die Verwaltung zahlten die älteren Mitglieder auch die letzten Notgroschen ein. Um letzteres zu bewirken, gestattete der Vorstand eine andere Form der Einzahlungen, das Darlehen. Dieses war nach kurzer Kündigung rückzahlbar und unabhängig von dem Gange der Geschäfte einfürallemal mit 4% zu verzinsen, während die Einzahlungen auf Geschäftsanteile natürlich erst verzinst werden konnten, wenn und soweit der Verein Reinertrag hatte. Dieses Verfahren war nicht unbedenklich und kann nicht allgemein nachgeahmt werden. Denn nur bei dauernd gutem Fortgang des Unternehmens war es möglich, die versprochenen Zinsen für die Darlehen zu zahlen, und brauchte man nicht besorgt zu sein, daß diese zurückgezogen wurden. Aber in der Zuversicht, daß die Genossen den ernsten Willen hatten, die begonnene Sache durchzuführen, nahm die Leitung die Verantwortlichkeit auf sich.

Mit den so gewonnenen Mitteln und naturgemäß noch

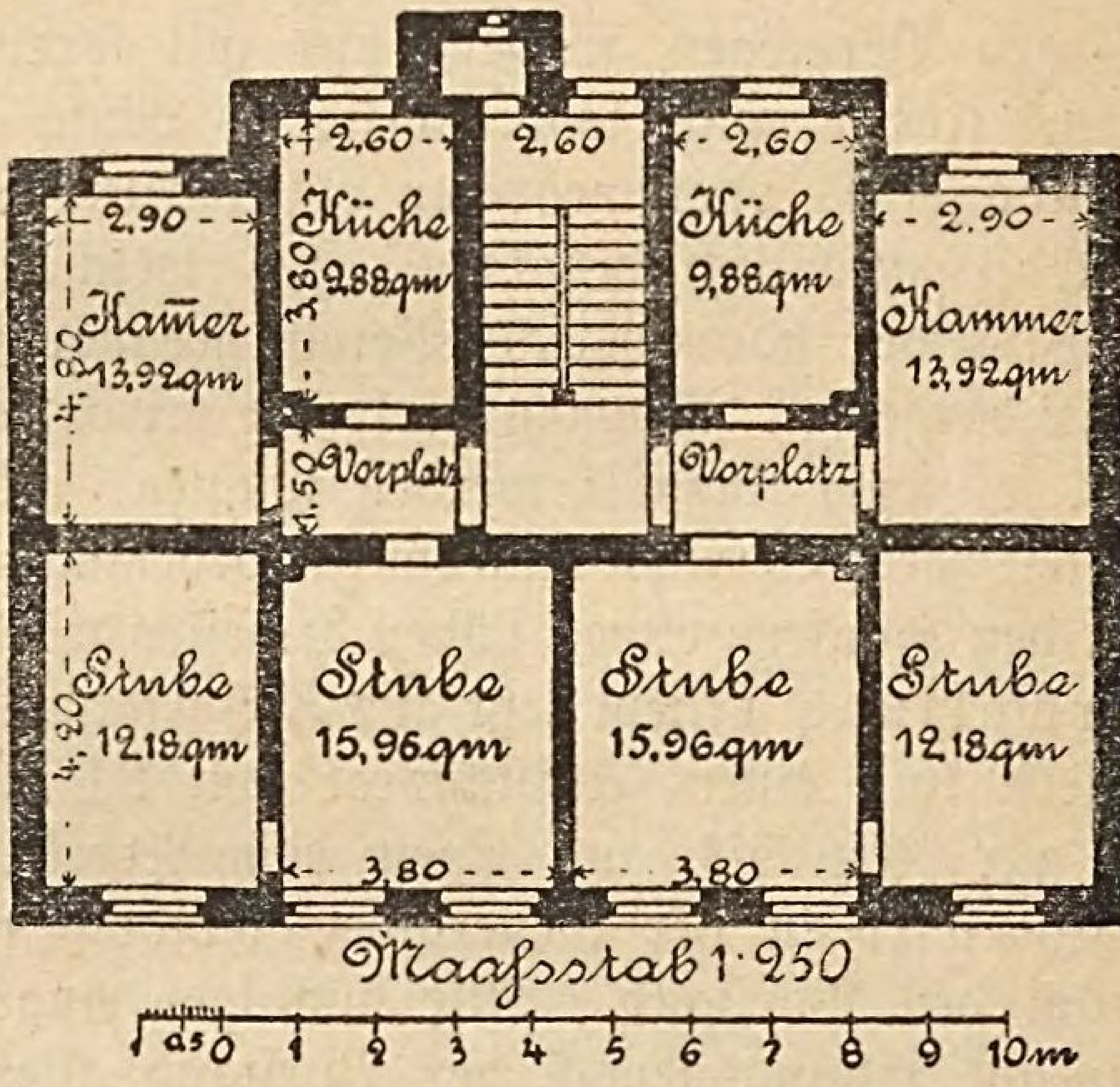
recht geringem Kredit wurde der Bau eines ersten Hauses für 8 Familien in Angriff genommen und glücklich unter Dach gebracht. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es nun auch, ein Hypothekendarlehen auf das im Rohbau stehende Haus zu erlangen. Damit ward der Bau vollendet und am 1. April 1887 bezogen. Da sich mehr als 8 Bewerber gemeldet hatten, fand auf der Baustelle unter offenem Himmel eine Verlosung der Wohnungen statt. Froh waren die glücklichen Gewinner, aber auch die, welche eine Niete zogen, waren nicht neidisch, sondern gelobten alles daran zu setzen, noch mehr so gute und billige Wohnungen zu schaffen. Dieser erste Erfolg führte dem Verein viele neue Mitglieder zu, Ende 1887 waren es bereits 470.

Einen großen Aufschwung nahm der Bauverein, als 1889 die beschränkte Haftpflicht gesetzlich ermöglicht und vom Verein eingeführt wurde. Da die Mitglieder nun nicht mehr mit ihrem ganzen Vermögen, sondern nur mit ihrem Geschäftsanteil hafteten, traten auch wohlhabendere Leute ein, welche durch Einzahlung eines oder mehrerer vollen Anteile die Mittel der Genossenschaft wesentlich erhöhten. Zu welcher Bedeutung bis Anfang 1894 der hannoversche Verein herangewachsen war, ist bereits S. 82 dargelegt. Obwohl die später erworbenen Grundstücke doppelt so teuer bezahlt werden mußten, als das erste, ist die Thätigkeit des Vereins keineswegs gehemmt, wenn auch die Mieten in den Häusern etwas höher bemessen werden mußten.

Die Verwaltung besteht jetzt aus 3 Vorstandsmitgliedern, 3 Stellvertretern und einem Aufsichtsrat von 24 Köpfen. Sie alle gehören zur Zeit bis auf einen dem Arbeiterstande an. Der Aufsichtsrat wird in der Generalversammlung gewählt und wählt wiederum den Vorstand. Alle wichtigen Angelegenheiten, auch solche, welche satzungsgemäß der Vorstand allein erledigen könnte, sind bis jetzt grundsätzlich in den gemeinschaftlichen Sitzungen vom Vorstand und Aufsichtsrat erledigt. Hier fallen die Entscheidungen über Ankauf von Bauplätzen, über neue Baupläne, über Vergebung der Arbeiten und Lieferungen, über Vermietung und Verwaltung der Häuser u. s. w. Auch das Verhalten der Mieter untereinander wird hier besprochen, und es ist festzustellen, daß eine strenge aber gerechte Beurteilung und Aufsicht stattfindet, und die Mieter sie auch willig annehmen, da sie von ihren eigenen Standesgenossen ausgeübt wird. Die Überwachung der Bauten, die Kontrole der Materialien üben ebenfalls baukundige Mitglieder der Vereinsleitung aus,

so daß es trotz des großen Umfangs der Geschäfte noch nicht nötig geworden ist, bezahlte Techniker heranzuziehen.

Bau und Einrichtung der Häuser ist zweckentsprechend, gefällig und solide. Die 4stöckigen Häuser sind massiv aus Backsteinen gebaut. Jedes Stockwerk enthält 2 Wohnungen, die fast durchweg aus 1 Stube, 2 Kammern, Küche bestehen und einen verschließbaren Flur haben. In der Küche ist Wasserleitung und Ausgußbecken für Schmutzwasser. Jede Wohnung hat einen Keller, ferner haben die Mieter das Recht auf Benutzung von Trockenboden und Waschküche, welch' letztere mit Waschkessel und Wasserleitung versehen und so eingerichtet ist, daß die Waschdünste weder in das Treppenhaus, noch den Keller gelangen. Aus dem Grundriß eines Geschosses ist die Einrichtung, Größe u. s. w. zweier Normal-Wohnungen zu ersehen:



Die Ausstattung ist keineswegs im Kasernenstil gehalten, sondern entspricht an Güte und freundlichem Aussehen durchweg der Einrichtung schlichter Bürgerhäuser, sodaß jeder Besucher einen angenehmen Eindruck erhält und, was mehr ist, die Bewohner auf die Dauer befriedigt werden.

Alle Materialien des Rohbaus mit Ausnahme des Holzes für die Zimmerarbeiten, ferner die Beschläge der Thüren und Fenster werden nicht von dem Meister geliefert, sondern direkt von den Ziegeleien, Fabriken u. s. w. bezogen. Da der Verein als pünktlicher Zahler bekannt ist, und stets große Massen bezieht, werden ihm die günstigsten Preise gestellt. Die Lieferung

der Maurerarbeiten, welche zu einem bestimmten Satze für 1000 Steine (bestimmte Nebenarbeiten inbegriffen) verdungen werden, sowie Zimmer-, Tischler-, Glaser- u. s. w. Arbeiten werden zumeist auf dem Submissionswege vergeben. Doch erhält nicht immer der Mindestfordernde die ganze Arbeit, sondern sie wird meist an mehrere Meister vertheilt. Da der Verein prompt zahlt, beteiligen sich besonders auch die kleineren Meister, die sonst unter den mißlichen Geschäftsverhältnissen am meisten leiden.

Die Vermietung der Wohnungen findet in der Weise statt, daß von den Bewerbern gelost wird. Doch können nur solche Mitglieder losen, welche mindestens 6 Monate ihre Beiträge gezahlt haben. Ob ein Mitglied nur seinen Pflichtbeitrag oder darüber hinaus eingezahlt hat, macht dabei nichts aus, der Wohlhabendere hat keinerlei Vorrecht. Nur erhalten die, welche schon mehrere Jahre dem Vereine angehören, ohne bislang eine Wohnung erhalten zu haben, diesen Jahren entsprechend 2 bis 5 Losnummern statt einer. Damit wird nach Möglichkeit dem vorgebeugt, daß ein Pechvogel Jahrzehnte lang, wie der Kranke am Teiche Bethesda, vergeblich sich abmüht zum ersehnten Ziele zu gelangen.

Für jedes Haus wird ein Bewohner als Vizewirt (Ehrenamt) eingesetzt. Er überwacht das Verhalten der Mieter, regelt Benutzung von Waschküche und Trockenboden, meldet dem Vorstande notwendig werdende Ausbesserungen u. s. w. und nimmt Beschwerden und Wünsche der Mieter an. Für mehrere Häuser ist dann wiederum, um den Vorstand zu entlasten, eine Beschwerdekommission von 5 Mitgliedern eingesetzt, welche teils den Bewohnern, teils der Verwaltung angehören. Diese Kommission stellt Untersuchungen an und giebt ihr Gutachten über nötige Ausbesserungen, Wünsche der Mieter und dgl. an den Vorstand ab, welcher darüber entscheidet. Streitigkeiten werden nach Möglichkeit von der Kommission geschlichtet. Erfreulicherweise kann festgestellt werden, daß bisher nur in 2 Fällen wegen Streitigkeiten das Zwangsmittel der Kündigung angewandt werden mußte. Das erklärt sich nicht nur aus der gesunden Einrichtung dieser Beschwerdekommission, welche die einzelnen Personen und Fälle genauer kennt und untersucht, als es der Verwaltung des großen Vereins möglich wäre, sondern auch wohl daraus, daß ein Geist der Kameradschaft die Mitglieder des Vereins umfaßt und namentlich die Bewohner der

einzelnen Häuser eint. Jeder Bewohner ist sich der Rechte, aber auch der Pflichten für das Gemeinwesen bewußt, zu dessen Verwaltung er jeden Tag mitberufen werden kann. Das Wort „unser“ Verein, „unser“ Haus hat keinen leeren Klang.

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, des gemeinsamen Besitzes wird noch dadurch gehoben, daß der Vorstand dem ordentlichen Mieter niemals kündigt, seine Miete nicht steigert. Es hat ferner die Folge, daß die Mitglieder ihre Wohnungen und die Häuser wie ihr Eigentum schonen. Sie sind viel eher geneigt, kleine Schäden selbst auszubessern, den Fußboden selbst anzustreichen u. dgl., als Mieter anderer Häuser, die bei jeder Mietzahlung Steigerung oder Kündigung zu fürchten haben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß einsichtslose Mieter, welche ungerechte Ansprüche stellen oder ihre Wohnung nicht im stande halten, von den Mitbewohnern belehrt und zur Ordnung angehalten werden.

Die Preise der Wohnungen von 1 Stube, 2 Kammern und Küche nebst Zubehör sind je nach der Lage und geringen Größenunterschieden auf 160—220 Mark bemessen. Die große Mehrzahl der Mieten schwankt zwischen 175—210 Mark. Außerdem sind einige Wohnungen vorhanden, welche um einen Raum kleiner oder größer sind, sodaß die geringste Miete 120, die höchste 255 Mark ist. Die Preise sind wenig geringer als die sonst in Hannover üblichen Mieten für Arbeiterwohnungen, die Vereinswohnungen sind aber weit geräumiger und besser. Wohnungen mit Laden oder Werkstatt — mit einer ist auch das geräumige Vereinslokal verbunden — werden entsprechend teurer bezahlt. Namentlich die Eckhäuser werden durch Anlage eines Ladens ausgenutzt.

Die Miete wird vierteljährlich an den Vizewirt gezahlt. Stundungen infolge von Krankheiten und dergl. sind bisher sehr selten, Mietausfälle gar nicht eingetreten. Dieser höchst bemerkenswerte Umstand beweist, daß der Spar- und Bauverein eine ganz bedeutende erzieherische Macht über seine Mitglieder ausübt. Gewiß treten ihm fast nur solche Arbeiter bei, die sparsam und strebsam sind. Aber keineswegs hat er nur besser gestellte Arbeiter. Häufig sind in Hannover Mieter in die Vereinshäuser gezogen, deren frühere Hauswirte darüber Klage führten, daß die Miete unpünktlich oder garnicht gezahlt, der Mann oder die Frau unverträglich, die Kinder schlecht erzogen seien Von diesen Untugenden ist nachher wenig gemerkt.

Der Wunsch, sich das angenehme und sichere Mietverhältnis zu erhalten, bewirkte eine Sinnesänderung oder mindestens gute äußere Haltung. Aus den schlimmsten Löchern sind hie und da Mieter gekommen mit dementsprechend verfallenem Hausrat. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Armen, durch das Beispiel der Mitbewohner angeregt, bald ihre Möbel ergänzt, ihre Räume wohnlicher und behaglicher gemacht haben, wobei ihnen der Fortfall der sonst unvermeidlichen Umzüge mit ihren Kosten und Verlusten zu gute kam.

Die Kassen- und Rechnungsführung ist sehr übersichtlich und praktisch gestaltet, nach einem mit der Zeit bis in das Kleinste ausgebildeten System. Den Posten des Hauptkassierers kann ein tüchtiger, zuverlässiger Arbeiter ohne zu große Schwierigkeiten zu versehen lernen. Zum Rechnungsführer eignet sich nur ein in der Buchhaltung erfahrener Mann; dieser Posten erfordert auch sehr viel Arbeit, so daß sich nicht leicht eine Persönlichkeit finden wird, welche ihn im Ehrenamt versieht.

Die Beiträge und Spareinlagen werden von Zahlstellen, welche von gelegen wohnenden Kaufleuten oder Mitgliedern unentgeltlich verwaltet werden, entgegengenommen. Geleistete Zahlungen werden durch Marken im Quittungsbuch der einzelnen Mitglieder quittiert. Der Hauptkassierer hebt die eingezahlten Beiträge bei den Zahlstellen ab und bringt sie zur Bank oder Sparkasse. Den Mitgliedern werden Zinsen nur für volle Monate und je volle 15 Mark berechnet. (4 % Zinsen, so werden in Hannover die Einlagen seit Jahren verzinst, betragen für je 15 Mark monatlich 5 Pf.) Genaue Auskunft über die Rechnungsführung findet sich in der Schrift: Die Spar- und Bauvereine in Hannover, Göttingen und Berlin. Berlin, Heymann. Der verdiente Hauptbegründer des Hannover'schen Vereins, F. Vork, giebt hier außer eingehender Schilderung der Geschichte und Thätigkeit seines Vereins, Statuten und Hausordnung im Wortlaut, die sämtlichen Formulare für Quittungsbücher, Zahlstellen, Anteilscheine, Mietverträge, Geschäftsbücher u. dgl., kurz eine höchst praktische Anleitung zur Begründung von Baugenossenschaften.

2. Der Spar- und Bauverein in Göttingen.

Von dem Spar- und Bauverein in Göttingen soll hier auch noch kurz gehandelt werden, weil er das erste Kind des hannoverschen Vereins war, und seine Entwickelung zeigt, wie

Spar- und Bauvereine auch in Städten von mäßiger Größe und mit wenig entwickelter Industrie entstehen und gedeihen können. Doch braucht dabei im wesentlichen nur hervorgehoben zu werden, was den Göttinger Verein in Entwickelung und Einrichtung von seinem Vorbilde unterscheidet.

Die Anregung zur Begründung einer Baugenossenschaft ging hier nicht von Arbeitern, sondern von einem kleinen Kreise anderen Ständen angehöriger Männer aus. Eine vor Jahren begründete „gemeinnützige Aktiengesellschaft", welche einige Arbeiterhäuser gebaut hatte, war unter Verlusten für die Aktionäre eben eingegangen. Da die Erfolge des hannoverschen Spar- und Bauvereins gerade anfingen, Aufsehen zu erregen, und das neue Genossenschaftsgesetz die beschränkte Haftpflicht eben gestattet hatte, lag der Gedanke nahe, auch hier eine Baugenossengeschaft ins Leben zu rufen. Er wurde durch eine Besichtigung der hannoverschen Einrichtung befestigt. In Hannover trat der dort befolgte Grundsatz „alles für und durch die Arbeiter" den Besuchern so lebendig vor Augen, daß man beschloß, vor allem Fühlung mit Arbeitern zu gewinnen, die auch in Göttingen zum Schaden aller Stände bisher nicht bestand oder verloren gegangen war. Die Vorstände zweier Arbeitervereine gingen mit Zurückhaltung aber freundlich auf die Pläne ein. Erst als einige Arbeiter und Handwerker an Ort und Stelle Kenntnis von den hannoverschen Einrichtungen genommen hatten, war mit einem Schlage Wille und Begeisterung für die Sache da. Aber in Göttingen ist die Arbeiterschaft in vielen Kleinbetrieben zersplittert und abgesehen von den Anhängern der sozialdemokratischen Partei, die der Sache leider kein Interesse entgegen gebracht haben, obwohl sie mit Freuden als Mitarbeiter an diesen dem Arbeiterstande förderlichen Werke begrüßt wären, nicht organisiert. So hätte es langer Zeit bedurft, bis eine große Anzahl Arbeiter zusammen gekommen wäre und durch ihre kleinen Zahlungen ein auch nur für den Anfang hinreichendes Kapital zusammen gebracht hätte. Über das lange Warten wäre vielleicht Geduld und Teilnahme verloren gegangen. Deshalb wurden auch die wohlhabenderen Kreise zur Beteiligung aufgefordert, und es fand sich eine ganze Anzahl Männer, welche versprachen, Mitglieder zu werden, Anteile voll einzuzahlen oder doch größere Teilzahlungen zu machen. Guten Muts trat nun ein aus den Urhebern des Planes und den gewonnenen Arbeiter-

vereinen gebildeter Ausschuß zusammen, der das Statut ausarbeitete. Am 8. Juni 1891 wurde dieses von einer aus allen Bevölkerungsklassen bestehenden Versammlung angenommen, und der Verein mit 70 Mitgliedern durch Unterzeichnung des Statuts begründet. Sodann wurde ein Aufsichtsrat von 15 Mitgliedern und 6 Stellvertretern gewählt und zwar aus allen Ständen und Parteien. Dieser wählte seinerseits einen Vorstand, dessen 6 Mitglieder Handwerker und Arbeiter, bezw. diesem Stande nahestehende Männer waren, da die Leitung des Vereins in die Hände solcher gelegt werden sollte, zu deren Wohl er gegründet war, die ein unmittelbares Interesse an dem Verein hatten. Im Aufsichtsrat halten sich die Mitglieder der verschiedenen Stände ungefähr die Wage. Den Vorsitz in ihm und damit in den gemeinschaftlichen Sitzungen des Vorstandes und Aufsichtsrats führt ein Mitglied der sog. höheren Stände Diese Verteilung des Einflusses hat sich bis heute praktisch bewährt.

Nunmehr begann die Arbeit von Aufsichtsrat und Vorstand in vielen, oft langen g e m e i n s c h a f t l i c h e n Sitzungen. Erfreulicherweise ist zu berichten, daß in schönster Einigkeit gearbeitet wird, daß die gemeinschaftliche Arbeit und Unterhaltung eine Freude und ein Gewinn für alle Teile geworden ist, und daß ein ernst sachlicher, oft aber auch zwanglos fröhlicher Ton herrscht. Ist es schon ein großer Vorteil, daß durch den Beitritt wohlhabender Kreise die Kapitalansammlung schneller vor sich geht, so ist es auch sonst wirtschaftlich von großer Bedeutung, daß in Geld-, Bau- und Rechtssachen erfahrene, durch ihre Stellung einflußreichere und der genossenen Bildung wegen weiterblickende Leute sich eifrig an den Verhandlungen und Arbeiten beteiligen. Wichtig ist, daß sie in steter Fühlung mit denjenigen bleiben, für welche die Wohnungen bestimmt sind, und daß diese in erster Linie (im Vorstand) die Verwaltung des Vereins in Händen behalten. Der Arbeiter weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt, kennt die Bedürfnisse, welche befriedigt werden sollen und müssen, und hat auf die Dauer das unmittelbarste Interesse am Blühen des Vereins, während Zeiten kommen, wo das Interesse der Wohlhabenden mehr durch andere Dinge in Anspruch genommen wird. Diese Eigenschaften der Arbeitermitglieder kann keine Theorie, kein guter Wille der Mitglieder anderer Stände ersetzen. Auf der anderen Seite darf nicht verschwiegen werden, daß gerade Arbeiter im Anfang sich oft

Täuschungen darüber hingeben, was mit den vorhandenen Mitteln geleistet werden kann.

Auch in Göttingen sprachen sich sämtliche Arbeitermitglieder sofort dafür aus, nicht kleine Häuser zum Einzelerwerb der Genossen, sondern im Eigentum der Genossenschaft verbleibende Miethäuser nach Art der hannoverschen zu errichten. Diese sollten möglichst innerhalb der Stadt errichtet werden, ein Wunsch, der leicht einleuchtet, wenn man erwägt, daß es sich hier weniger um Fabrikarbeiter handelte, welche allenfalls an beliebiger Stelle wohnen können. Viele Mieter müssen für das Publikum, für Arbeitgeber leicht erreichbar sein, wollen in der kurzen Mittagpause nach Hause gehen, ihre Frauen sind auf Nebenverdienst angewiesen, der nicht zu fern abliegen darf u. s. w.

Mit Rücksicht auf die in Göttingen niedrigeren Löhne wurden die Geschäftsanteile auf 200 Mk., der wöchentliche Mindestbeitrag auf 20 Pfg. festgesetzt. Meist wird aber in größeren Beträgen gezahlt.

Zur Annahme von Spareinlagen als Darlehen, welche ohne Rücksicht auf den Geschäftsgang, zu einem bestimmten Zinsfuß zu verzinsen sind, hat sich der Göttinger Verein bis jetzt nicht entschlossen, alle Einzahlungen geschehen vielmehr auf die Geschäftsanteile und werden als solche nach dem Geschäftsgange verzinst. Maßgebend war dabei nicht die Sorge, daß der Verein nicht ebensoviel oder mehr als jede Sparkasse an Zinsen leisten könne, sondern eine Scheu, die Geschäfte namentlich im Anfang verwickelter zu gestalten. Die Annahme von Sparkasseneinlagen ist aber im Statut vorgesehen und kann geschehen, sobald Vorstand und Aufsichtsrat sie beschließen.

Die Miete wird vierteljährlich gezahlt, jedoch werden auch kleinere Zahlungen angenommen. Obwohl Verluste aus unpünktlicher Zahlung kaum zu befürchten sind, da die Genossenschaft durch die Guthaben der Mitglieder ziemlich gedeckt wird, ist es ohne Frage wünschenswert, die Miete würde in kürzeren Zwischenräumen gezahlt. Die Genossen würden so an eine geordnetere Wirtschaftsführung gewöhnt, die ein Vielen unbekannter Segen ist. Als ein ungerechtfertigtes Ausnahme-Verlangen kann man das Streben nach kürzeren Mietszahlungsfristen nicht bezeichnen, es ist vielmehr wirtschaftlich begründet, da die meisten Arbeiter im Gegensatz zu anderen Ständen ihr Einkommen wöchentlich beziehen. Auch auf die allgemeinen Mietsverhältnisse

außerhalb der Genossenschaften würde die Einbürgerung kürzerer Zahlungsfristen bei den Vereinen höchst segensreich einwirken: die große Unsicherheit des Einganges der Vierteljahrsmieten bedingt mit die Höhe der Mieten und macht das Vermietegeschäft so unerquicklich, daß die wenigsten Hausbesitzer Neigung haben, mit vielen kleinen Parteien zu wirtschaften. Ein Druck, solche Einrichtungen gegen die Wünsche der Mehrzahl der Genossen durchzusetzen, wird grundsätzlich nicht geübt, das Gute bricht sich doch allmälig Bahn, wenn erst einige zur Einsicht gekommen sind und sich von Schlagworten wie „Ausnahmerecht" frei gemacht haben.

Alle auf den Bau bezüglichen Angelegenheiten werden in G. von einer ständigen Baukommission vorberaten und bearbeitet. Sie besteht hauptsächlich aus Sachverständigen (Tischlern, Schlossern u. s. w.), an ihrer Spitze steht zur Zeit der Kreisbauinspektor. Alle wichtigeren Entscheidungen hinsichtlich der Pläne, der Vergebung der Arbeiten und Lieferungen 2c. werden auf Vortrag der Baukommission von Vorstand und Aufsichtsrat gemeinsam beraten und gefaßt. Die große Anzahl ihrer Mitglieder bürgt dafür, daß die Verwaltung im allgemeinen mit allen Wünschen und Anschauungen der Genossen vertraut ist. Tadel und Widerspruch wird erklärlicherweise doch mancher Maßregel zu teil. Es empfiehlt sich, Genossen, die sich durch Tadeln hervorthun, baldmöglichst in den Aufsichtsrat zu wählen. Sie leisten dort entweder gute Dienste oder sehen doch ein, daß Tadeln leichter ist als Bessermachen.

Bei der Bauausführung ist noch eine erhebliche Abweichung vom hannoverschen Beispiel zu erwähnen. Die Baumaterialien sind bisher nicht direkt bezogen, sondern von den mit der Arbeit betrauten Unternehmern auf Grund der sorgfältig aufgestellten Verträge geliefert. Eines schickt sich nicht für Alle. Die hiesigen örtlichen Verhältnisse ließen es nicht ratsam erscheinen, dem hannoverschen Muster zu folgen. Da nicht solche Massenlieferungen wie in Hannover in Aussicht standen, erhielt der Verein nicht so günstige Angebote, zudem wäre die Arbeit der Bauleitung bedeutend vermehrt und erschwert, auch das Risiko wäre erhöht, während jetzt Maurer und Zimmerer den ganzen Rohbau zu vertragsmäßig festgestelltem Gesamtpreis liefern.

Die Bauthätigkeit des im Sommer 1891 begründeten Vereins wurde bereits im Herbst begonnen. Dieser ungemein schnelle Erfolg ward dadurch herbeigeführt, daß viele Anteile

voll eingezahlt wurden, und daß der Verein ein Legat von 10 000 Mk. erhielt. Das Vermögen betrug bei Beginn des Baues 25 000 Mk., wovon ca. 13 000 Mk. sofort für ein 130 □Ruten (27 Ar) umfassendes Grundstück bezahlt wurden. Das Legat von 10 000 Mk. soll übrigens nicht dazu dienen, die Wohnungen unter Kostenpreis abzugeben, sondern wird wie alle Anteile verzinst. Die Zinsen werden zur Steigerung der Bauthätigkeit verwandt.

Im Herbst 1894 waren 4 Häuser mit 35 Wohnungen bezogen. Die meisten Wohnungen bestehen wie in Hannover aus 1 Stube, 2 Kammern und Küche mit verschließbarem Flur und verschließbarem Bodenraum. Die Mieten schwanken zwischen 127 und 180 Mk., und sind in betracht der gebotenen Räume sehr niedrig zu nennen. Eine Erhöhung der Mieten ist ausgeschlossen, da sie so bemessen sind, daß das angelegte Kapital sich mit 6 % verzinst. Ein solcher Ertrag ist aber auch nötig, sollen (neben einer Verzinsung der Anteile mit 4 %, den Kosten für Reparaturen, Steuern und dergl.) die im Interesse der zweifellosen Sicherheit des Vereins unumgänglich nötigen Abschreibungen stattfinden. Eine Verzinsung der Anteile nicht unter 4 % ist erwünscht, um zur Beteiligung anzulocken. Sie ist auch in Göttingen bereits im 3. Geschäftsjahre erreicht.

Kassen- und Rechnungsführung entsprechen dem hannoverschen Muster, der Rechnungsführer erhält eine Entschädigung.

Die Ausstattung der Häuser und Wohnungen ist im wesentlichen wie in Hannover. Nur ist die Höhe der Zimmer etwas geringer, nämlich 2,80 m. Die hier sonst verlangte Minimalhöhe von 3 m ist eine zwecklose Übertreibung der sanitären Vorsichtsmaßregeln, sofern die Wohnungen sonst geräumig und nicht mit Bewohnern überfüllt sind. 20 cm mehr oder weniger Geschoßhöhe schlägt aber bei den Baukosten erheblich zu Buche.

Die Zahl der Mitglieder betrug Anfang Februar 1894 bereits über 300, das Vermögen der Genossenschaft etwa 55 600 Mark.

Eine wesentliche Unterstützung hat auch der Göttinger Spar- und Bauverein der Alters- und Invalidenversicherungsanstalt in Hannover zu verdanken, welche ihm bedeutende hypothekarische Darlehen zu $3^1/_2$ % gewährt hat und fernerhin gewähren wird. Dadurch, daß die zum Besten der Arbeiterschaft aufgespeicherten

Millionen, während sie ihrer eigentlichen Bestimmung noch harren, innerhalb der nötigen Sicherheitsgrenzen mehr und mehr zur Förderung von Baugenossenschaften verwandt werden, erfüllen sie ihren Zweck, den Arbeitern zu nützen, in doppelter Weise.

Bei dieser Gelegenheit ist es unerläßlich, auf den Vorschlag einer ausgedehnten Staatsunterstützung der Baugenossenschaften einzugehen, der neuerdings in einer weitverbreiteten kleinen Schrift „Wohlfahrtseinrichtungen über ganz Deutschland“ von Lechler gemacht ist und vielfach auch in Arbeitervereinen Zustimmung erfahren hat. Der Vorschlag Lechlers ist, kurz wiedergegeben, folgender:

Über ganz Deutschland soll ein Netz von (ca. 100) „**Wohlfahrtsämtern**“ begründet werden, Kommissionen, welche die Regierungen unter Berücksichtigung der Handelskammern, der Großindustriellen und anderer erfahrener gemeinnütziger Männer, auch maßvoller und einsichtiger Arbeiter, beruft. Diese Ämter sollen vor allem der Verbesserung der Arbeiterwohnungen dienen und Baugesellschaften gründen, deren Kapitalien das Reich eine Verzinsung mit 4 % garantiert. Auf Grund dieser Garantie werde sich das Privatkapital in fast unerschöpflicher Weise beteiligen. Diese mit Mitteln überreich ausgestatteten Bauvereine müßten und könnten so arbeiten, daß die Unternehmungen, trotz Herabsetzung der Mieten auf fast die Hälfte der gegenwärtig üblichen, noch 4 % netto abwürfen. Dem Reiche würden also keine oder nur geringe Opfer zugemutet, außer vielleicht der Beihülfe durch einige Bau- und Rechnungsbeamte. Dafür solle eine Wohlfahrtscentralstelle, eine im Gegensatz zu den Lokalkommissionen besoldete Behörde, sorgen, die alle Pläne und Berechnungen genau prüft und mangelhaft begründete verwirft. Mit einem Aufwande von jährlich 100 Millionen während einer Reihe von Jahren werde die Wohnungsfrage „gelöst“ werden „ohne große Schwierigkeiten und erhebliche finanzielle Anstrengungen.“ Lechler ist so überzeugt von der Richtigkeit seiner Pläne, daß er die von ängstlichen Seelen vorgeschlagenen Einzelversuche in einem deutschen Bundesstaat als eine Verschleppung ansieht und die sofortige Durchführung im ganzen Reiche fordert.

Wenn die von den Lechler'schen Baugesellschaften zu erbauenden Häuser ebenso construiert werden, wie dieser Plan, so kann ein vorsichtiger Familienvater sie nicht beziehen, denn fast jeder Balken erweist sich als gebrechlich. Der Mangel an Blick für die thatsächlichen Verhältnisse zeigt sich schon darin, daß L. die leider irrige Meinung hat, wenn nur eine Unzahl neuer Häuser gebaut werde, so würde die Wohnungsfrage „gelöst“ sein. Diese Frage ist aber nicht losgelöst von allen übrigen wirtschaftlichen und sozialen Fragen zu betrachten. Sie hängt vor allem mit der Lohnfrage zusammen, die guten Wohnungen müssen auch bezahlt werden können. Es würde einen schönen Baukrach geben, wenn die Gesellschaften mit Staatsgarantie einige Jahre im Lechler'schen Stil darauflos bauten! Auch die Frage der Erziehung durch Mitschuld der Gesellschaft verrohter Arbeiter, einer leider breiten Schicht, die gute Wohnungen auch gut zu erhalten, vorläufig nicht im stande sind, kann nicht so schnell gelöst werden. An der Lohnfrage scheitere die Reform nicht, wird L. einwerfen, eine gut geleitete Gesellschaft könne die Wohnungen wohl um die Hälfte billiger abgeben, und doch „4 % netto“ für die angelegten Kapitalien herauswirtschaften. Das „kann“ und „muß“ alles so sein, jeder Beleg fehlt. Dagegen haben wir oben gesehen, daß peinlich sparsam aber solide wirtschaftende Baugenossenschaften im wesentlichen nicht viel billigere, sondern nur bessere, preiswertere Wohnungen liefern können. Und da sollen „von oben herab“ gegründete Gesellschaften, deren Verfassung im Unklaren bleibt, die angesichts der Staatsgarantie keinen erheblichen Trieb haben, sparsam zu wirtschaften, das Unglaubliche leisten! Die Beschaffung von Kapital für die Baugesellschaften ist wichtig, unendlich wichtiger ist aber hier wie anderswo die Personenfrage. Von der aufopfernden, gewissenhaften unermüdlichen Thätigkeit der Verwaltung hängt alles ab, in folge von Mangel daran, nicht infolge Kapitalmangels sind so viele Aktiengesellschaften für den Bau von Arbeiterwohnungen wieder sanft entschlafen. Diese Thätigkeit kann hier und da vielleicht von oben herab angeregt werden, obwohl solche Kommissionen — womöglich mit dem Herrn Regierungspräsidenten oder Landrat und angesehenen Bürgern, die nirgend fehlen dürfen, an der Spitze — sich nicht immer dauernder Erfolge und großen Vertrauens zu erfreuen pflegen; im allgemeinen muß es aber hier heißen durch das Volk und für das Volk. Wir haben gerade genug Regierung. Im besten Fall würden die Kommissionen zuerst eifrig Projekte machen,

aber ihr Eifer würde bald erkalten, wenn diese Projekte von Berlin, wo, nebenbei gesagt, jede Möglichkeit fehlte, die Bedürfnißfrage vorurteilsfrei zu prüfen, mit den gehörigen Randnoten zurückkämen. Beamte können und müssen in solcher Abhängigkeit wirtschaften, für freie Thätigkeit ist sie der Tod.

Angenommen nun, aber nicht zugegeben, die Thätigkeit der Kommissionen käme in das von Lechler als nötig angesehene Tempo, nach welchem jede jährlich etwa eine Million verbauen soll, und das Privatkapital strömte infolge der Reichsgarantie völlig genügend zu, so würden, falls die Wohnungen zum wirklichen Kostenpreise abgegeben würden, bald viele Wohnungen keine Mieter finden und Ausfälle entstehen. Würden die Mieten herabgesetzt, so kämen die Gesellschaften auch nicht auf ihre Kosten. Die Mietausfälle infolge säumiger Zahlung, die Verluste durch Mißbrauch der Wohnungen würden dazu in's Unendliche gehen, da gerade die Mieter, welche wegen ihrer schlechten Eigenschaften sonst nirgends gern gesehen werden, in die Staatshäuser ziehen würden und nicht abgewiesen werden könnten. Wie anders steht es in dieser Beziehung bei den freien Genossenschaften, wo die guten Elemente naturgemäß überwiegen! In welchem Maße die Staatsgarantie nach wenigen Jahren in Anspruch genommen würde, ist gar nicht auszurechnen. „Die angesammelten Fonds der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten in dem sicheren Rahmen einer staatlichen Garantie für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen dienstbar zu machen" wird unter diesen Umständen eine gewissenhafte Regierung oder Volksvertretung ablehnen müssen. Diese Summen sind nicht da, um auf Nimmerwiedersehen geopfert zu werden, ebensowenig allerdings Steuern, die sonst zu diesem Zwecke erhoben werden müßten.

Es ist nicht Lust an der Kritik, wenn hier ein so gutgemeinter Plan mit aller Entschiedenheit bekämpft wird. Es geschieht auch nicht aus Sorge, daß seine Ausführung unvorsichtigerweise auch nur versucht würde; dafür werden Regierung und Volksvertretung sorgen. Gefährlich bei solchen Plänen ist aber, daß die Arbeit im einzelnen leidet, daß die, welche sonst wohl an ihrem Teile mitarbeiten würden, sagen: Der Erfolg unserer Arbeit ist zu gering, laßt uns auf die Unterstützung der Regierung warten, die jetzt gewährte Unterstützung durch hypothekarische Darlehen genügt nicht. Ja, Berge werden die Baugenossenschaften, wie sie oben zuerst geschildert sind, nicht versetzen, sie werden die Wohnungsfrage nicht „lösen", ebensowenig wie die soziale Frage in absehbarer Zeit oder überhaupt je völlig „gelöst" werden wird. Aber mag auch viel Wohnungsnot bestehen bleiben, wo Baugenossenschaften bestehen oder gegründet werden, ist der einzige Weg beschritten, auf welchem unter heutigen Verhältnissen der Arbeiter selbst zur wesentlichen Einschränkung der allgemeinen und seiner persönlichen Not beitragen kann. Wenn man doch die Zweifler alle einen Tag z. B. nach Hannover führen könnte, wo es am klarsten und am längsten hervortritt, was eine Anzahl entschlossener Arbeiter auch unter heutigen Verhältnissen leisten kann!

Damit, daß eine Anzahl Arbeiter sich ein behagliches, dauernd gesichertes Heim schafft, in welchem das gefährdete Familienleben wieder gedeihen kann, daß ferner infolge des vermehrten Angebots von guten Wohnungen auch indirekt die Wohnungsverhältnisse einer großen Stadt bis zu einem gewissen Grade verbessert werden können, ist der Segen der Baugenossenschaft nicht erschöpft. Auch das ist ein Großes, daß die Genossen aus eigener Kraft und unter eigener Leitung zusammen einem hohen Ziel zustreben, daß sie neben ihrer sonst vielleicht einseitigen Berufsarbeit für ideale Zwecke der Gemeinschaft arbeiten. Sie heben und werden gehoben. Und noch erfreulicher wird das Bild, wenn, wie das in Zukunft hoffentlich immer häufiger der Fall ist, Mitglieder aller Stände sich hier zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Sie alle werden nicht nur reiche Freude an dem Werke haben, sondern alle persönlich und sozial gefördert werden, sie alle werden Vorurteile fallen lassen und wertvolle persönliche Erfahrungen und Bekanntschaften in Kreisen machen, die ihnen sonst ferne stehen. Das ist wenigstens unsere Göttinger Erfahrung. Sollte sie nicht an anderen Orten auch gemacht werden?

Die Genossenschaftsbewegung
der englischen Arbeiter
von
Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.

Unter den Mitteln, denen der englische Arbeiter die Verbesserung seiner Lage verdankt, steht die Genossenschaftsbewegung obenan. Nicht zum mindesten ihr verdankt er es, wenn er im Laufe des Jahrhunderts über den Standpunkt sozialer Verzweiflung sich erhob, wirtschaftlich emporstieg und damit allmälig jenen großen und wachsenden Einfluß auf den Staat gewann, den er durch einen revolutionären Handstreich in den vierziger Jahren vergeblich zu erobern versucht hatte. Die Genossenschaftsbewegung aber beruht auf dem die Arbeiterschaft begeisternden Genossenschaftsgedanken.

Der Genossenschaftsgedanke geht aus von dem großen Sozialisten Robert Owen. Dieser war ein geschäftsgewandter und erfolgreicher Baumwollspinner. Aber indem er die Lage der Arbeiter in seinen und seiner Nachbarn Fabriken beobachtete, wurde er selbst ein Gegner des Systems der unbeschränkten Konkurrenz, auf dem die heutige Gesellschaft beruht. Dieses bewirke, so meinte er, daß zwar die toten Maschinen sauber und gut gehalten, die Arbeiter aber, jene „beseelten Maschinen, die doch viel zarter und verwickelter konstruirt seien, als jene", vernachlässigt würden. Nachdem Owen sich vergeblich an die englischen Fabrikanten, wie die europäischen Kabinete gewandt hatte, erhoffte er eine Reform in seinem Sinne nur mehr von einem sozialistischen Gesellschaftsaufbau durch die Arbeiter selbst. Gemeinsam sollen nach ihm die Menschen die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nötigen Güter hervorbringen und nach dem Maaß dessen unter sich verteilen, was für den persönlichen Aufwand eines tüchtigen Mitgliedes der Gesellschaft notwendig ist.

Owen glaubte dieses Ziel durch Genossenschaften erreichen zu können, in welchen die Arbeiter ihre Lebensbedürfnisse gemeinsam produzierten und unter sich verteilten. Aber diese frühesten Genossenschaften schlugen fast alle fehl, weil der Arbeiter sich nur langsam die Erfahrung aneignete, welche nötig ist, um große und verwickelte Geschäftsunternehmungen zu leiten.

Der Genossenschaftsgedanke wurde aufgegriffen durch die christlichen Sozialisten, unter welchem Namen eine Schaar jüngerer Geistlicher und Rechtsanwälte sich in den vierziger

Jahren in London sammelte. Sie wollten mit diesem Namen bezeichnen, nicht daß sie Christen und Sozialisten, sondern daß sie als Christen notwendig Sozialisten seien. Sie müßten nämlich eine Gesellschaft verurteilen, in welcher, wie der gegenwärtigen, der Starke den Schwachen niedertrete; als Christen hätten sie vielmehr eine Ordnung anzustreben, in welcher der Bruder den Bruder fördere und das wirtschaftliche Leben selbst eine brüderliche Gemeinschaft sei; denn die Anbahnung des Reiches Gottes auch auf Erden sei das gottgesetzte Ziel der Menschheit. Dieses aber sei unverträglich mit der unendlichen Masse von Elend, Sünde und Not, wie sie sich insbesondere in den Großstädten, diesen Mittelpunkten der modernen Wirtschaftsweise, zusammenhäufen. Von allen christlichen Sozialisten hat Kingsley, wenn auch nicht den bestimmenden, so doch unstreitig den weitestreichenden Einfluß gehabt. Sein Lebensziel war „nicht die laute Lobpreisung einer Kirche, sondern die stille, praktische Verwirklichung der Kirche.“ Es war kein kleines, zu einer Zeit, da der Klassengegensatz noch in aller Schärfe bestand, den oberen Klassen, insbesondere den Geistlichen, zuzurufen, daß an ihnen die Schuld läge, wenn die Massen ungläubig seien, weil man die Bibel gemißbraucht hätte, „als Leitfaden für Polizeidiener, eine Dosis Opium für Lastthiere, während sie überladen werden, ein Buch, lediglich um die Armen in Ordnung zu halten.“

Durch die Verbreitung des Genossenschaftsgedankens haben die christlichen Sozialisten der Genossenschaftsbweegung einen wichtigen Dienst geleistet, wie denn auch die Agitation für die gesetzliche Anerkennung der Genossenschaften von ihnen ausging.

Tausende und abertausende von englischen Arbeitern glauben heute in der Genossenschaftsbewegung einen praktischen Weg gefunden zu haben in der Richtung nach dem sozialen Ideal, welches gerade die tüchtigsten und willenskräftigsten Naturen unter den Arbeitern am meisten ersehnen.

Lernen wir den Grundgedanken dieser Bewegung kennen: Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft besteht in dem Siege des Grundsatzes der christlichen Brüderlichkeit gegenüber dem Kampfe aller gegen alle.

Bei aller Verschiedenheit der Lehrmeinungen betonen die Genossenschafter, daß die praktische Seite des Christentums unbestreitbar sei. Das „Sonntagschristentum“ sei es, über welches man streite, das Christentum der Kultusfragen und Dogmen, die „Theorie des Christentums.“ Über die „Praxis des Christen-

tums", das „Wochentagschristentum", gäbe es keinen Streit, und doch sei dieses gerade das wichtige. Denn eine Religion, welche nicht in das tägliche Leben eintrete, es beherrsche und umgestalte, sei eitel Schein und Heuchelei — „gut für den Sonntag und nicht für den Montag, gut zum Kirchenlieder-Singen und nicht für industrielle Unternehmungen. Religion ist nicht ein zerbrechliches Ding, bestimmt für Frauen und Stunden der Einsamkeit; es ist ein hartes, brauchbares Ding, bestimmt für des Lebens Arbeit, Schwierigkeiten und schreckliche Probleme, ein Ding, das starke Männer mit sich in ihre Arbeitsstätten und Fabriken nehmen, das ebenso sicherlich mit Politik und sozialen Fragen zu thun hat, wie mit Lüge, Wollust und Trunkenheit."

Das Almosen wirkt in der modernen Volkswirtschaft häufig schädigend für den Empfänger. Dagegen erschließen sich in der Arbeiterbewegung neue und reinere Formen der Bethätigung der christlichen Bruderliebe.

So sagt Neale, einer der hervorragendsten der christlichen Sozialisten, der langjährige Führer der Genossenschaftsbewegung, in der Einleitung des Berichtes zum Kongreß der Genossenschafter 1888: „Achtzehnhundert Jahre sind vorübergegangen, seitdem der Apostel Paulus den Grundgedanken der genossenschaftlichen Handlungsweise mit einer Klarheit und Vollendung ausgesprochen hat, über die wir nicht hinauskönnen, und doch — um das Wort des verstorbenen Beecher Stowe zu gebrauchen — predigen wir zwar Rahm, aber handeln dünne Milch." Jedoch verloren gegangen ist die lange Zwischenzeit nicht. Zwischen der Idee des großen Apostels und ihrer beginnenden Verwirklichung liegen „die Abschaffung der Sklaverei und die Entstehung der modernen Staaten, welche die bürgerliche Ordnung, die das kaiserliche Rom hervorgebracht hatte, mit der bürgerlichen Freiheit verbinden; die wissenschaftlichen Entdeckungen, durch welche die menschliche Vernunft die Natur zu beherrschen und Gütererzeugung wie Güteraustausch in fast unbeschränkter Weise zu erleichtern gelernt hat; die wachsende Tendenz auf dem Gebiete der theologischen Spekulation, die Theorie der Praxis unterzuordnen; das Aufhören des Glaubens, daß politische Mittel soziale Krankheiten beseitigen können."

„Wir, die wir solche Errungenschaften besitzen, leben heute inmitten von Äußerungen einer neuen sozialen Macht: durch genossenschaftliche Unternehmung eignen sich die arbeitenden Klassen jenen gewerblichen Gewinn an, aus denen die Massen

des vorhandenen Kapitals entsprungen sind; diese Macht wird — so dürfen wir hoffen — das große Ideal des großen Apostels verwirklichen in einer Ausdehnung und Schnelligkeit, welche in keiner Periode bisher möglich gewesen wäre."

Die Genossenschafter erklären, daß ihr Ziel dasselbe sei, wie das der großen Propheten des Sozialismus. Aber sie betrachten sich als die wirksamsten Sozialisten, welche die Reform der Gesellschaft, über welche jene sprächen, praktisch in die Hand genommen hätten. Niemals nämlich könne es den Arbeitern gelingen, durch politische Mittel, z. B. durch Abstimmungen oder Umsturz, eine sozialistische Gesellschaft herbeizuführen. Immer und immer wieder seien solche Versuche gescheitert, und zwar nicht blos deshalb, weil der Arbeiter den bestehenden Mächten gegenüber zur Zeit noch schwach und wehrlos sei. Ein viel tieferer Grund liege vor, der jene Hoffnung zum Trugbild mache, — einem Trugbild, das die Arbeiter bezaubere und sie von praktischen Methoden, ihre Lage zu bessern, ablenke. Sie selbst, die Arbeiter, seien nämlich heute innerlich für eine gerechtere Gesellschaftsordnung noch nicht reif; nur auf dem Wege einer allmäligen sittlichen wie geistigen Erziehung seien die Grundlagen der neuen Gesellschaft zu legen.

Die englischen Arbeiter hatten noch bis in die Mitte des Jahrhunderts gehofft, auf dem Wege der politischen Parteibildung den Staat in die Hand bekommen zu können, um dann mittelst des Staates von oben herab die Gesellschaft nach sozialistischen Grundsätzen umzugestalten. Aber jener Tag des Heils, den sie immer wieder in nächster Nähe gewähnt hatten, war nicht gekommen — ähnlich wie auch den deutschen Arbeitern der noch für dieses Jahrhundert prophezeite Zukunftsstaat nicht anbricht, wie sie vielmehr trotz allgemeinen Wahlrechts und fünfundzwanzigjähriger politischer Agitation von Einfluß auf den Staat heute weiter denn je entfernt sind. (Vgl. Umsturzvorlage.) Nach schmerzlichen Enttäuschungen hatten die englischen Arbeiter eingesehen, daß sie die Besserung ihrer Lage in die eigene Hand nehmen müßten — wenn sie nicht ewig darauf warten wollten. Die Früchte dieser Einsicht waren die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung.

Weder staatliche Hilfe noch das Wohlwollen der Besitzenden rufen die Genossenschafter zu Hilfe; beides erniedrige als Almosen; insbesondere glauben die Genossenschaften, daß das wichtigste, was der Staat für die Arbeiter thun könne, die

Gewährung vollster bürgerlicher und politischer Freiheit sei. Die Genossenschafter nehmen damit nicht etwa grundsätzlich gegen den Staatseingriff Stellung. Vielmehr glauben sie, daß die Frage, ob Staatshilfe, ob Selbsthilfe überall dort unpraktisch sei, wo das Staatsruder von Klassen geführt werde, deren Interessen den Arbeitern entgegengesetzt seien. In solchen Fällen bedeute Staatseingriff viel häufiger Eingriff zu Ungunsten als zu Gunsten der Arbeiter und sei daher zu fürchten. Auf dem Gebiete der Politik bleibe für den Arbeiter unter solchen Verhältnissen nichts übrig, als die Parteien zu unterstützen, welche die Verwirklichung der Vereins-, Preßfreiheit u. s. w. auf ihre Fahne geschrieben hätten.

In welcher Weise gehen nun die Genossenschafter an die Lösung ihrer eigenen Aufgabe? Sie gehen davon aus, daß das System der Konkurrenz zwar in gewissem Grade die Güterproduktion vermehrt und verbilligt habe, die Güter jedoch ungleich und ungerecht verteile. „Dem, der hat, giebt es und dem, der nicht hat, nimmt es noch, was er hat.“ Ja, wenn es sich rühmt, die Zahl der Güter zu vermehren und ihre Kosten zu vermindern, so erfüllt es selbst diese Aufgabe unzureichend. Es schafft eine große Anzahl kostspieliger Zwischenmänner, welche sich zwischen dem Arbeiter als Hervorbringer und dem Arbeiter als Verbraucher einschieben, und welche vermieden werden könnten, wenn die Verteilung der Güter an die, welche ihrer bedürfen, planmäßig und im großen vor sich ginge.

Die Genossenschafter betrachten daher den Konsumverein als den ersten Schritt in der angestrebten Richtung. Wenn sie überhaupt den Gewinn des Kapitals beseitigen wollen, so ist zuerst der Gewinn des Kleinhändlers, später auch der des Großkaufmannes, endlich der des gewerblichen Unternehmers anzugreifen. Die Arbeiter kaufen gemeinsam und im großen ihre notwendigen Lebensbedürfnisse ein und verteilen den Gewinn, den der Kaufmann machen würde, unter sich; einen solchen Verein nennen wir Konsumverein. Später, wenn viele solche Vereine bestehen, vereinigen sich dieselben zu einer Großhandelsgenossenschaft, welche die Güter direkt im Produktionslande kauft und den Gewinn des Großkaufmanns für den Arbeiter in Besitz nimmt. Endlich kommen die vereinigten Genossenschaften auch in die Lage, eigene Fabriken anzulegen und so den industriellen Gewinn für die Arbeiter zu erobern. Der Konsumverein ist deswegen der erste Schritt, weil der Arbeiter

durch ihn allein sich in den Besitz der Kapitalmengen setzen kann, welche zu der weiteren Ausdehnung des Genossenschaftswesens nötig sind. In der genossenschaftlichen Ausübung der leichteren Güterverteilung eignen sich ferner die Arbeiter erst allmählig die Geschäftskenntnis an, welche die schwierigere Güterhervorbringung voraussetzt.

Die thatsächliche Entwicklung gab diesem Gedankengange recht. In der That war es der kleine Konsumverein der Weber von Rochdale, welcher der Ausgangspunkt der glänzenden Entwicklung des englischen Genossenschaftswesens wurde. Er verdankte seine Entstehung 1844 einem mißlungenen Streik, welcher den Arbeitern nahelegte, ein anderes Mittel zur Verbesserung ihrer Lage zu versuchen. Holyoake, einer der ältesten Genossenschafter, preist daher die Ufer der Flüßchen Roch als die eines zweiten Tiber, mit den Worten, die der Dichter auf Rom anwendet:

Vom Nichts, vom kleinsten,
Geringsten Dorf (nur hie und da
Ein schilfgedecktes Dach am Flussesrand)
Wuchs es zum Alles, furchtlos Jahr um Jahr,
Geduldig über Sumpf und Feld die Bahn
Sich bahnend, über's Festland und die See.

Dieser Verein, das Vorbild für alle späteren, wurde unter dem Namen der „Pioniere von Rochdale“ bekannt. Bezeichnend für den Geist, welcher die Pioniere beseelte, war, daß von den Gewinnen $2^1/_2$ % vorweggenommen wurden zum Zwecke der Belehrung und Erziehung der Mitglieder. Dieser Verein entwickelte sich aus den kleinsten Anfängen. Im Dezember 1844 wurde von 24 Arbeitern in Rochdale ein winzig kleiner Laden in einer Hintergasse eröffnet. Kleine Quantitäten von Butter, Zucker und Mehl erschienen im Schaufenster. Der Laden war nur Sonnabend und Montag Nachmittag geöffnet. Die Mitglieder besorgten anfänglich abwechselnd und unentgeltlich die Geschäfte des Verkäufers, Buchführers und Kassierers. Der wöchentliche Umsatz betrug etwa 40 Mk. Aus diesem anfänglich so unbedeutenden Vereine erwuchs die großartige Genossenschaftsentwicklung. Bald waren die Mitglieder nicht mehr im Stande, die Geschäfte des Vereins selbst zu führen. Sie stellten bezahlte Beamte an, aus welchen allmälig ein Heer von 20000 kaufmännischen Angestellten geworden ist, welche die englischen Konsumvereine beschäftigen — abgesehen von der großen Anzahl der in ihren Diensten stehenden gewerblichen Arbeiter.

Der Grund dieses Aufschwunges liegt — abgesehen von der Begeisterung für die Sache — in der Innehaltung folgender Grundsätze, welche sich nach mancherlei widrigen Erfahrungen als die förderlichsten erwiesen.

a) Die Waaren werden im Genossenschaftsladen zu den an Ort und Stelle herrschenden Preisen gegen bar verkauft, und der sich ergebende Gewinn an sämmtliche Mitglieder im Verhältnis der Summe ihrer Einkäufe als Dividende verteilt. Durch das Prinzip der Barzahlung hält der Verein sich die Betriebsmittel flüssig und befreit die Arbeiter von der Abhängigkeit, in der sie sich so häufig dem kreditgewährenden Kleinhändler gegenüber befinden. Durch die Einkäufe machen die Arbeiter, ohne sich Entbehrungen aufzuerlegen, Ersparnisse, welche in der Dividende zum Ausdruck kommen.

b) Die Genossenschaften als Arbeitervereine stehen jedem Käufer offen. Zwar verlangen sie meist den Betrag von 20 Mark als den mindesten Anteil des Genossen am Genossenschaftsvermögen, aber dieser Betrag wird unmerklich dadurch erspart, daß die ersten Dividenden bis zu diesem Betrage nicht aus dem Verein gezogen werden dürfen.

c) In den Generalversammlungen der Vereine herrscht der Grundsatz „ein Mann, eine Stimme“, während in ähnlichen, kapitalistischen Gesellschaften das Stimmrecht sich nach der Höhe des Anteils des einzelnen Mitgliedes am Gesellschaftsvermögen richtet. Frauen werden bei den Abstimmungen wie Männer behandelt.

d) Der leitende Ausschuß wird von den Genossen gewählt; angestellte Beamte des Vereins können nicht in diesen Ausschuß gewählt werden.

e) Die den Genossenschaften angehörigen Mitglieder erkennen die „Pflicht des vernünftigen Güterverbrauchs“ an. Sie bekämpfen das System der Reklame. Ihre Waren sind unverfälscht. In der That ist es unberechenbar, welchen Nutzen die Konsumvereine in dieser Hinsicht dem englischen Arbeiter gebracht haben. Früher war er dem Truck*) oder dem Krämer ausgeliefert, seine Lebensmittel waren teuer und schlecht. Heute sind dieselben, soweit die Genossenschaften reichen, von vor-

*) Truck nennt man die Bezahlung des Arbeiters durch den Arbeitgeber in Waren statt in Geld; eng verwandt hiermit ist der Zwang, im Fabrikladen die Lebensbedürfnisse einzukaufen, der meist zu dauernder Verschuldung der Arbeiter an die Arbeitgeber führt.

trefflicher Qualität. Die „Pflicht des vernünftigen Güterverbrauchs“ aber geht noch weiter. Die Vereine haben bei ihren Einkäufen, soweit als möglich, darauf zu achten, daß der Arbeiter, der die Waren hervorgebracht hat, seinen angemessenen Lohn erhielt.

f) Die Genossenschaften erstreben endlich, so viel als möglich, solche Güter zu verteilen, die auf genossenschaftlichem Wege hergestellt sind. Früher begünstigte man einzelne, für sich bestehende Produktivgenossenschaften. Später fand man praktischer, daß die Konsumvereine eigene Fabriken anlegen und auf diesem Wege genossenschaftlich produzirte Waren zum Verbrauch der Arbeiter bringen. — Diese Grundsätze trennen die englischen Arbeitergenossenschaften scharf von den in den sechziger Jahren entstandenen Konsumvereinen der Mittelklassen, welche als kapitalistische Unternehmungen den Gewinn nicht unter die Käufer, sondern unter die Besitzer der Kapitalanteile verteilen und statt eines gleichen Stimmrechts aller Genossen das Stimmrecht nach dem Kapitalbesitze der Mitglieder abstufen.

Die englischen Arbeiterkonsumvereine haben glänzende Erfolge erzielt. Sie umfassen heute über eine Million Mitglieder, (1893: Mitgliederzahl 1,240,000) d. h. den gesammten besseren englischen Arbeiterstand. Sie haben riesenhafte Umsätze. 1893 verkauften sie an Waren für mehr als tausend Millionen Mark, wobei ein Gewinn von über 90 Millionen Mark an die Mitglieder verteilt wurde. Ihr Kapitalbesitz beläuft sich auf mehr als 240 Millionen Mark. Die soziale Bedeutung dieser Thatsache ist sehr schwerwiegend. Durch die Genossenschaften wurden die Arbeiter vereinigt das, was sie vereinzelt nicht sein können: Kapitalisten. Da aber Kapitalbesitz heute die Voraussetzung der gewerblichen Produktion ist, so war der durch die Genossenschaften erworbene Reichtum das einzige Mittel, um dem Genossenschaftsgedanken auch auf dem Gebiete der modernen Gütererzeugung zum Durchbruch zu verhelfen.

Ehe wir jedoch hierauf eingehen, erwähnen wir kurz zwei andere Zwecke, denen zahlreiche englische Konsumvereine einen Teil ihrer Überschüsse zu widmen pflegen.

Die Wohnungsfrage ist in allen Ländern von Menschenfreunden und Sozialpolitikern zum Gegenstande ihrer Erwägungen gemacht worden. Nicht nur, daß der Besitzlose einen viel größeren Teil seines Einkommens auf die Wohnung ausgiebt als der Besitzende; auch absolut genommen, für den gleich großen Wohnraum muß er mehr zahlen. Wie teuer der

Arbeiter zu wohnen pflegt, geht daraus hervor, daß Anlagen von Arbeiterwohnungen, welche gemeinnützige Vereine oder Fabrikherren unternehmen, selbst wenn sie 5 Prozent und mehr vom Kapital abwerfen, dem Arbeiter eine nicht selten bessere und billigere Wohnung darbieten, als er ohne das sich zu verschaffen in der Lage wäre. Mögen nun aber Volkswirte dem Arbeiter vorrechnen, wie er in der Lage sei, sich durch nicht höhere Zahlungen als den jetzigen Mietzins zum Eigentümer zu machen; diese Vorschläge scheitern, obgleich rechnerisch unanfechtbar; dahingehende Versuche werden vereitelt durch die Schwäche und Trägheit der Massen. Erst dort, wo der Arbeiter fähig wird, seinen wirtschaftlichen Vorteil zu erkennen und wahrzunehmen, thut er das, was Gesetzgebung und Wohlthätigkeit nicht können: er beseitigt jene Schmarotzergewächse, wie den Kleinkrämer so auch den wucherischen Hauswirt.

Für die englischen Konsumvereine ist die Anlage der sich sammelnden Kapitalien häufig der erste Grund zur Errichtung einer Abteilung für Häuserbau. Zahlreich sind diese genossenschaftlichen Ansiedlungen in den Fabrikstädten der Grafschaft Lancashire, in welcher die Wiege der Genossenschaftsbewegung stand. Jeder Arbeiter hat hier ein Häuschen mit zugehörigem Gartengrundstück, und die Hauptstraße pflegt den Namen „Genossenschaftsstraße" zu tragen. Gewöhnlich bauen die Genossenschaften die Häuser auf eigene Rechnung. An die Mitglieder werden die Wohnungen vermietet, jedoch in der Weise, daß in dem Mietzins eine Abzahlung auf das Capital enthalten ist, so daß der Arbeiter nach Verlauf einer Reihe von Jahren, gewöhnlich 20 Jahren, Eigentümer wird — wobei er nur um ein weniges mehr zahlt als den üblichen Mietzins.

Unter gewöhnlichen Umständen pflegt der englische Arbeiter für eine Familienwohnung wöchentlich etwa 5—6 M. zu zahlen; in größeren Städten (London) bezahlt er oft bedeutend mehr. Derjenige Konsumverein, über dessen Häuserbau mir ein Bericht vorliegt, ist einer der ältesten der Grafschaft Lancashire. Das Verfahren dieses Vereins kann als Beispiel für andere angesehen werden. Die Mieter der von dem Verein errichteten Arbeitshäuser entrichten einen wöchentlichen Mietzins von 6 Mk. Der Inhaber eines solchen Hauses zahlt also wenig mehr als den gewohnheitsmäßigen Mietzins. Einen nicht unbeträchtlichen Teil dieses Mietzinses aber bringt er dadurch auf, daß

er dem Verein die ihm aus seinen Einkäufen zufallende Dividende für Mietforderungen überläßt. Der Rest, den er an Miete zu zahlen hat, beträgt dann weit weniger als der Mietzins, den er ohne den Verein zu zahlen hätte, wobei er im Verlauf von neunzehn Jahren das Haus im Wert von 4000 M. eigentümlich erwirbt. Im Laufe von achtzehn Monaten hatte der als Beispiel angeführte Verein auf Grund des entwickelten Planes 140 Häuser gebaut und vermietet, während zahlreiche andere im Bau standen.

Es sei hier nur erwähnt, daß neben den mit Häuserbau sich befassenden Konsumvereinen auch zahlreiche genossenschaftliche Vereine bestehen, deren einziger Zweck die Errichtung von Arbeiterwohnungen ist — Vereine, welche keineswegs den Charakter von Wohlthätigkeitsanstalten tragen, sondern von Arbeitern gegründet und selbständig geleitet werden. (Vgl. Heft 6.)

Nicht minder erfolgreich sind die Bestrebungen der Genossenschaften auf dem Gebiete des E r z i e h u n g s w e s e n s. Ihr eigenes Interesse gebietet ihnen, die geistige Hebung der Arbeiter mit allen Mitteln zu fördern, um unter dem jüngeren Nachwuchs immer wieder Männer zu gewinnen, die in selbstloser Weise ihr Leben in den Dienst des Genossenschaftsgedankens stellen. Das gewöhnlichste Mittel, welches die Vereine für ihre Erziehungswerke anzuwenden pflegen, ist die Errichtung zunächst einer Bibliothek und eines Lesezimmers. In letzterem ist natürlich die genossenschaftliche Litteratur vorhanden, daneben Zeitungen und Zeitschriften politischen oder volkswirtschaftlichen Inhalts. Die Bibliotheken mancher Vereine sind sehr reichhaltig und alle werden viel benutzt. Die Pioniere von Rochdale errichteten bereits im Jahre 1849 eine Bibliothek, welche 1856 1000 Bände zählte. Ihre Benutzung war unentgeltlich; die des außerdem eingerichteten Lesezimmers, das den ganzen Tag über offen stand, kostete monatlich 20 Pfennig. 1877 hatte die Bibliothek 13389 Bände vorwiegend wissenschaftlichen Inhalts und 37316 jährliche Benutzer. Die Genossenschaften veranstalten Unterrichtskurse, auch Vorlesungen, zu denen nicht selten Universitätslehrer kommen, und zu Ehren des Gedächtnisses ihres einstigen Rechtsanwaltes Thomas Hughes gründeten sie eine Freistelle an der Universität Oxford.

Mit Freuden haben die Genossenschafter die ihnen dargebotene Hand ergriffen, als die Universitäten den Weg „der Universitätsausdehnung“ beschritten. Von besonderer Bedeutung

war in dieser Hinsicht der in Oxford 1882 abgehaltene Kongreß der Genossenschafter. Auf das freundschaftlichste empfangen, in den altehrwürdigen Kollegien beherbergt, kamen wohl die meisten jener nordenglischen Arbeiter hier zum erstenmal mit dem geschichtlichen England in Berührung. Die Teilnahme der Genossenschafter war gewiß ein Hauptgrund für den Erfolg, welchen kurz darauf die Wanderlehrer der Universitäten in den gewerblichen Bezirken Nordenglands erzielten.

Aber auch die rein geselligen Zusammenkünfte der Genossenschafter haben einen bedeutenden Erziehungswert, zumal da die Genossenschafter zumeist Anhänger des Mäßigkeitsprinzips sind. Unter 1465 Konsumvereinen giebt es wohl kaum 20, die Spirituosen verkaufen. Die Unterhaltungsabende werden nicht selten durch Vortrag oder Vorlesung eines genossenschaftlichen Flugblattes belebt. Von jenen alten bewährten Kämpfern, die das Salz der Bewegung bilden, breitet sich so die genossenschaftliche Weltanschauung unter den Massen aus. Nirgends fehlen solche Männer, besonders zahlreich sind sie in jenen Bergthälern um Rochdale, wo die Wiege der Bewegung stand. In der That ist der Besitz solcher Männer das wichtigste Erfordernis für den Aufschwung des Genossenschaftslebens. Sie sind die geborenen Vorstandsmitglieder. Häufig nicht mehr bezahlt als mit dem entgangenen Tagelohn führen sie Geschäfte, welche ein Kaufmann nur wohlbesoldeten Beamten überlassen könnte.

Die geschäftlichen Erfolge der Konsumvereine ermöglichten ihnen, weitere genossenschaftliche Aufgaben ins Auge zu fassen. Das wichtigste in dieser Hinsicht ist die Gründung der Großhandelsgenossenschaft. Die erste wurde 1864 gegründet und umfaßt die englischen Genossenschaften. Eine ähnliche wurde 1869 für Schottland eröffnet. Wenn durch die Konsumvereine die Arbeiter sich von der Herrschaft der Kleinhändler befreien, so bedeutete die Großhandels-Genossenschaft den Versuch, auch den Großhandel in die eigene Hand zu nehmen. Nur die Konsumvereine der Arbeiter sind als Mitglieder dieser Großhandels-Genossenschaften zugelassen. Außer ihren Hauptniederlassungen besitzen die letzteren heute elf Zweigniederlassungen zu Verkaufs- und fünf zu Einkaufszwecken. Einen beträchtlichen Teil der Waren, welchen die Großhandelsgenossenschaften unter die Konsumvereine zur Verteilung bringen, produzieren sie in eigenen Fabriken. Den größeren Teil ihrer Waren dagegen

kaufen sie im Großen ein, womöglich direkt vom Produzenten. Sie besitzen eine ganze Handelsflotte, welche den überseeischen Verkehr vermittelt, und Kontore in allen Teilen der Welt. Geradezu großartig ist die Niederlassung der Großhandelsgenossenschaft zu Manchester, welche ein ganzes Straßenviertel umfaßt: riesige, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Warenhäuser und Geschäftslokale. Die aufgespeicherten Waren, eingeteilt in die Abteilungen der Nahrungsmittel, der Kleidung und des Hausgeräts, sind nur Proben, auf Grund deren die Vertreter der im Lande zerstreuten Konsumvereine ihre Bestellungen machen; und diese Proben allein füllen Räume von einer Ausdehnung, wie sie sonst die Vorratslager selbst der größten kaufmännischen Firmen nicht erreichen. Die Großhandelsgenossenschaften besitzen ferner eine ganze Anzahl von eignen Fabriken. Insbesondere fabrizieren sie Schuh-, Seifen-, Backwaren für den Verbrauch der Arbeiter; ferner haben sie großartige, mit allen Errungenschaften der Technik ausgerüstete Kornmühlen in Betrieb. In der Dunstonmühle z. B. sind 124 Arbeiter beschäftigt, während die Mehlproduktion für eine Bevölkerung von 200000 Seelen ausreicht. Alle diese Fabriken und Warenhäuser sind Eigentum von Gesellschaften, deren Mitglieder in ihrer großen Mehrzahl von der Einkommensteuer befreit sind, weil ihr Einkommen die gesetzliche Minimalgrenze nicht erreicht, d. h. Eigentum der Arbeiter selbst.

Während so in der Hand der Großhandelsgenossenschaften eine großartige genossenschaftliche Produktion vereinigt ist, haben sich die Unternehmungen schlecht bewährt, in denen eine Anzahl einzelner Arbeiter auf gemeinsame Rechnung ein Geschäft anfangen, wobei sie den Gewinn unter sich, etwa nach dem Verhältnis der verdienten Löhne, verteilen. Es sind dies die sog. Produktiv-Genossenschaften; die Arbeiter sind hier zugleich Betriebsunternehmer; sie verteilen Gewinn und Verlust des Geschäftes unter sich und leiten durch ihre Generalversammlung selbständig das Geschäft. Die Beförderung dieser Produktiv-Genossenschaften im engeren Sinne des Wortes war ein Irrtum der christlichen Sozialisten. Hören wir Fräulein Potter, jetzt Fau Webb, deren Buch über die Genossenschaftsbewegung (Deutsch hrsg. v. Brentano in Leipzig, 1893) nebenbei bemerkt die gründlichste und reizvollste Leistung ist, die wir auf wissenschaftlichem Gebiete einer Dame verdanken. Nach ihr sind von den mehreren hundert Produktiv-Genossen-

schaften, die 1870 vorhanden waren, jetzt nur noch drei am Leben. Gegenwärtig bestehen im ganzen 54 gewerbliche Produktivgenossenschaften. Aber auch unter ihnen sind wenige, welche den wahrhaft genossenschaftlichen Charakter an sich tragen, d. h. in denen sämmtliche Arbeiter zugleich Teilhaber am Geschäft sind, der Verwaltungsausschuß und Direktor von allen gewählt wird und der Gewinn unter alle verteilt wird.

Drei Gründe sind es, die diese Produktiv-Genossenschaften zum scheitern bringen:

a) Da der Arbeiter kein Kapital besitzt, so kann er nur solche genossenschaftliche Betriebe anfangen, in denen die handwerksmäßige Produktion vorwiegt; Beispiele sind Genossenschaften von Buchbindern, Schneidern, Stubenmalern. Da aber allenthalben die Großunternehmung das Handwerk zurückdrängt, so beschränkt sie auch damit das Gebiet der Produktiv-Genossenschaft.

b) Ein weiterer Grund des Scheiterns ist der Mangel an Absatz. Geschickte Handwerker, welche sich zu einer Genossenschaft verbinden, können die technischen Einzelheiten ihres Gewerbes gut verstehen, in Bezug auf kaufmännische Angelegenheiten sind sie absolut unwissend. Die Notwendigkeit einer Leitung, welche Kenntnis des Marktes und Voraussicht der Nachfrage besitzt, begründet die Überlegenheit eines kaufmännisch gebildeten Privatunternehmers gegenüber einer Produktiv-Genossenschaft von Arbeitern auch dort, wo die Maschine noch nicht die Herrschaft angetreten hat.

c) Das schlimmste ist der Mangel an Disziplin. Hierüber sagt Fräulein Potter: „Man vergegenwärtige sich die Lage der Dinge einer Fabrik, in welcher die Arbeiter den Verwaltungsrat aus ihrer Mitte wählen; dieser und die Arbeiter wählen den Direktor und die Vorarbeiter; Verwaltungsrat, Direktor und Vorarbeiter haben alle zusammenzuarbeiten in einem hochorganisierten System geteilter und ineinandergreifender Arbeit. Den ganzen Tag hindurch sind die Mitglieder des Verwaltungsrats dem Direktor unterthan, ihre Arbeit muß geprüft, der Preis derselben bestimmt, Abzüge für Fehler und Nachlässigkeit müssen gemacht, ihr Betragen kontrolliert werden — all die zahllosen Anordnungen und Kontrollen (von deren genauer Erfüllung der Wohlstand des Unternehmens abhängt) müssen vom Direktor und den Vorarbeitern vorgenommen werden. Am Abend ist das Bild ein ganz anderes; die Beziehungen sind die entgegengesetzten.

Der Direktor steht als Diener vor dem Verwaltungsrat. Wenn er sich am Tage geweigert hat, die Arbeit eines seiner Mitglieder für gut zu befinden, wird jede Handlung der Disziplin im Lichte des Interesses der Lohnverdiener betrachtet und erörtert. — — Man erwäge, eine Eisenbahn, welche nach einem System verwaltet wird, in dem die Kofferträger den Stationsvorstand, der Stationsvorstand den Güterdirektor, die Gesamtheit der Beschäftigten das Direktorium wählt. Wer beobachtet hat, wie sich das innere Leben dieser Art von Genossenschaften abspielt, ist sich bewußt, daß diese Form der Regierung in einer hochorganisierten Industrie ein Ding der Unmöglichkeit ist." (Fräulein Potter ist die Tochter eines bekannten Eisenbahnunternehmers.)

Die Produktivgenossenschaft ist eine Unternehmungsform älterer Zeiten der Wirtschaftsgeschichte. Die älteste Form der menschlichen Wirtschaft selbst war eine Produktivgenossenschaft: die Familienwirtschaft, in der die große, oft mehrere Generationen und zahlreiche Personen umfassende Familie gemeinsam die notwendigen Lebensbedürfnisse beschaffte und verbrauchte. Einen produktivgenossenschaftlichen Charakter trug auch ursprünglich das Gemeindeeigentum an Grund und Boden, jene sozialistische Einrichtung, welche die Wiege aller menschlichen Kultur war. Produktivgenossenschaftlich waren die ersten Formen des Bergbaues; die Genossen, sog. „Gewerken", gruben das Erz eigenhändig und auf gemeinsame Rechnung. Produktivgenossenschaftlich war vielfach der Fischfang. In Rußland ist das sog. Artell noch heute ein Beispiel dieser altertümlichen Wirtschaftsform: Wanderarbeiter betreiben gewerbliche oder landwirtschaftliche Arbeiten aller Art unter selbstgewählten Vorstehern, sog. Starosten, und auf gemeinsame Rechnung; ja es giebt ausgedehnte Bettlerartelle, welche den Bettel genossenschaftlich betreiben. Als ältere Unternehmungsform lebt die Produktivgenossenschaft in Westeuropa nur vereinzelt heute noch fort in technisch rückständigen Zweigen des Gewerbes.

Die heutige Großindustrie dagegen verlangt eine riesige Kapitalzusammenhäufung sowie eigene kaufmännische Leitung, einen einheitlichen Organisationsplan und strenge Unterordnung jedes einzelnen Gliedes in dem großen Räderwerke. Alles dieses ist unmöglich für eine beschränkte Anzahl besitzloser, sittlich wie geistig nicht über den Durchschnitt veranlagter Lohnarbeiter. Dagegen sind alle diese Voraussetzungen in hohem Maße ge-

geben für die hunderttausende von Arbeitern umfassenden Konsumvereine.

Insbesondere die als Großhandelsgenossenschaften vereinigten Konsumvereine sind in der Lage, eigene Fabriken zu gründen. Sie besitzen große Kapitalien, sie verfügen über ausgedehnte geschäftliche Erfahrung, sie kennen genau die Nachfrage der Konsumenten, sie besitzen einen Stab von geschulten Beamten. Im Gegensatz zu den Produktivgenossenschaften alter Art sind die gewerblichen Unternehmungen der Großhandelsgenossenschaften technisch vollendete Großbetriebe mit ausgedehnter Maschinenanwendung.

Die von den englischen Konsumvereinen in's Leben gerufenen Fabriken pflegten bisher den in ihnen beschäftigten Arbeitern Gewinnbeteiligung zu gewähren. Heute sind sie von dieser Einrichtung mehr und mehr abgewichen. Sie halten es mehr im Interesse der Arbeiter, ihnen den gewerkschaftlichen Normallohn zu bezahlen. Die meisten der die Konsumvereine bildenden Genossenschafter sind nämlich zugleich in den Gewerkevereinen, und diese sind Gegner der Gewinnbeteiligung, weil sie für jedes bestimmte Gewerbe einen einheitlichen Normallohn aufrecht zu erhalten sich bestreben.

Aber nicht nur weil sie dieselben Personen umfassen, haben die Genossenschaften ein reges Interesse an der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter. Lassalle hatte den Genossenschaften einst vorgeworfen, daß sie zwar das Leben des Arbeiters verbilligten, aber dadurch Anlaß zu Lohnherabsetzungen gäben. Dieser Einwand ist erst dann gänzlich beseitigt, wenn die Gewerkschaft den einmal erreichten Lohnsatz verteidigt und so den Arbeiter in Stand setzt, die Dividende des Konsumvereins zu behalten und sich den Vorteil der billigen Preise und besseren Qualität der Waare zu sichern.

Aber die Gewerkschaften haben auch ihrerseits ein reges Interesse an der Entwicklung der Genossenschaften. Gewerkschaften sind Vereine von Arbeitern zwecks Verbesserung der Arbeitsbedingungen, besonders zwecks Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit. Nehmen wir nun an, daß eine Gewerkschaft durch straffe Organisierung der Arbeiter auf dem Gebiete ihres Gewerbes große Erfolge erzielt; in einer Hinsicht ist selbst die stärkste Gewerkschaft völlig machtlos. Sie kann nämlich nicht verhindern, daß die Arbeitgeber des Gewerbes auf gemeinsame Verabredung hin die Preise ihrer Waren

steigern (industrielles Kartell); für die Lohnerhöhung, die sie ihren eigenen Arbeitern gewähren, halten sie sich dann schadlos auf Kosten der Gesammtheit der Arbeiterschaft, welche ja die Hauptverbraucherin der gewerblichen Erzeugnisse ist. Genossenschaftliche Fabriken, welche das Verbraucherinteresse vertreten, sind in der Lage, derartige Verabredungen zur Preissteigerung zu durchbrechen, wie wiederholt in England vorgekommen ist — die genossenschaftliche Produktion dürfte sich als eines der wichtigsten Schutzmittel gegen die Auswüchse der Kartellbildung erweisen. Gewerkschaften und Genossenschaften sind also aufeinander angewiesen wie der Lohn verdienende Mann und die den Haushalt führende Gattin. Beide sind das Ergebnis der Einsicht, daß die wirtschaftliche Hebung der Arbeiter nicht durch politische Mittel herbeizuführen ist, daß vielmehr, wie oben gezeigt, die wirtschaftliche Machtentfaltung der politischen vorangeht.

Fassen wir unser Urteil zusammen. Über die Bedeutung der Genossenschaftsbewegung für die ferne Zukunft der Menschheit wollen wir schweigen; denn eine Anmaßung des menschlichen Verstandes wäre es, die verschlungenen Wege der Zukunft vorausschauen zu wollen. Solche Versuche, Utopien genannt, überlassen wir der Phantasie des Dichters, wohl wissend, daß die Zukunft allemal anders, gewaltiger und fremdartiger gekommen ist, als das kühnste Phantasiebild vorspiegelte. Für die Gegenwart dagegen behaupten wir, daß wenige Mittel zur Hebung der arbeitenden Klassen geeigneter sind, als die Genossenschaften. Im Zusammenschluß aller, die ihrer bedürfen, liegt die Bedingung ihrer Macht. Dabei müssen die Genossen von dem Gefühl durchdrungen sein, nicht nur ihrem eigenen, engen Interesse, sondern einer allgemeinen sittlichen Aufgabe zu dienen. Teilnehmend am Vereinsleben, wachsam über die Verwaltung, werden sie alsdann Verluste vermeiden, welche Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit oftmals verursachten.

Schöpfung und Entstehung der Welt

von

Gymnasial-Oberlehrer **Dr. Gottfried Riehm** in Halle a. S.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", das haben wir alle als Kinder in der Schule gelernt; wir stellten uns Gott vor, wie er in der Bilderbibel gemalt ist, als einen alten Mann mit eisgrauem, langem Bart, mit weitem, faltigem Gewande, wie er mit laut hallender Stimme in die dunkle Nacht hinein spricht: „Es werde Licht!" und sofort wird es helle, und man sieht die Erdkugel, noch von Wasser überflutet, wüste und leer, und erst im Laufe von weiteren 5 Tagewerken macht Gott sie zu dem schön ausgestatteten Wohnplatz der Menschen: Er hebt den Himmel mit den Wolken von ihr ab, weist dem Wasser unter der Feste seinen bestimmten Platz an, läßt das auftauchende Festland sich mit Pflanzen schmücken, stattet den Himmel mit Gestirnen aus und heißt schließlich Meer und Luft und Erdboden mit Tieren sich bevölkern. Wir hörten das so von Eltern und Lehrer erzählen und glaubten es, ohne weiter darüber nachzudenken; wir glaubten es um so mehr, weil es ja in der Bibel so beschrieben steht.

Aber seitdem sind wir älter geworden, wir haben uns daran gewöhnt, über das, was wir glauben sollen, nachzudenken; wir sind oft belogen worden, haben auch selbst oft die Unwahrheit gesagt und blicken infolgedessen zumeist mit Mißtrauen auf die Worte anderer, ganz besonders aber, wenn diese Worte an Kinder gerichtet sind, denen man doch oft „etwas vormacht", z. B. die Geschichte vom Klapperstorch. Das ist ja nun freilich nicht recht, den Kindern etwas vorzumachen, aber wer bürgt uns dafür, daß man uns mit der alten Schöpfungsgeschichte nicht auch etwas „vorgemacht" hat, man hört doch so oft sagen, das sei alles Unsinn, die Naturforscher wüßten jetzt, daß der Hergang bei der Entstehung der Welt ein ganz anderer gewesen ist, als wie er da am Anfang der Bibel beschrieben wird. Nun, so lohnt es sich also der Mühe, das, was die Naturforscher über die Entstehung der Welt gefunden haben, in der Kürze kennen zu lernen, und das ist der Zweck dieses Heftes; am Schluß werden wir dann auf den biblischen Bericht zurückkommen und nachsehen, was daran Wahres ist.

Die Naturforscher haben allen Grund zu der Annahme, daß die Erde früher ein feuerflüssiger, also glühender Körper gewesen sei, ja bis vor nicht allzulanger Zeit schätzte man die

Dicke der festen Rinde oder Kruste, welche durch Abkühlung der Erdoberfläche fest geworden sei, recht gering, weil man berechnete, daß schon in einer Tiefe von wenigen Meilen eine so große Hitze vorhanden sein müsse, daß dabei alle uns bekannten Mineralien schmelzen. Man hatte eben beobachtet, daß die Temperatur in den Bergwerken mit der Tiefe stetig zunimmt. In manchen Goldbergwerken (Comstockgang im Staate Nevada) z. B. ist die Hitze so unerträglich, daß die Arbeitsdauer für einen Mann nur 10 Minuten betragen kann, und einzelne Strecken mußten ganz aufgegeben werden, weil sie mehr als 50 Grad C. aufwiesen. Man hat aus zahlreichen Beobachtungen und unter Berücksichtigung aller denkbaren Störungen die durch heiße Quellen, kühlende Wasserströme, Erdbrände und andere chemische Vorgänge veranlaßt sein könnten, den Schluß gezogen, daß man mit jeder Strecke von 33 m, die man tiefer in die Erde eindringt, einen Grad Wärme mehr vorfindet. In 330 m Tiefe ist es also schon 10 Grad wärmer, in einer Tiefe von 3300 m bereits 100 Grad wärmer als an der Oberfläche und in einer Tiefe von 10 deutschen Meilen, also 75 Kilometern, herrscht eine Temperatur von ungefähr 2300 Grad, eine Hitze, bei welcher alle bekannten Gesteine geschmolzen sein müssen, falls sie nicht durch den kolossalen Druck der darüberliegenden Erdmasse in festem Zustand erhalten werden. Nun kühlt sich aber doch die Erde fortdauernd ab, und somit muß es eine Zeit gegeben haben, in welcher nicht nur das Innere der Erde, sondern die gesammte Erdkugel in glühendem, ja in geschmolzenem Zustande sich befand. Mit dieser Folgerung stimmt auch die Gestalt der Erde überein. Denn jede Flüssigkeit nimmt, wenn sie frei schwebt, die Gestalt eines Tropfens, einer Kugel an, und unsere Erde hat in der That Kugelgestalt. Freilich ist die Erdkugel von den Polen her etwas abgeplattet, aber gerade diese Abplattung wird zu einem neuen Beweis für den früher feuerflüssigen Zustand der Erde, wenn man beachtet, daß ein Tropfen, der auf irgend eine Weise gedreht wird, sich abplattet.

Blicken wir nun aber gar zum gestirnten Himmel empor, so bemerken wir dort eine Unzahl von Himmelskörpern, die sich gleichfalls in glutflüssigem Zustande befinden. Vor allem die Sonne ist ein riesiger Feuerball, dessen Hitze wir trotz der ungeheuren Entfernung deutlich genug fühlen. Um uns von ihrer Größe einen Begriff zu machen, bedenken wir, daß man auf

eine Sonnenaxe über hundert Erdkugeln aufspießen könnte. Diese Sonnenkugel besteht aus einer glutflüssigen Masse und ist von einer Dampfhülle umgeben, welche zwar weniger heiß ist als die Sonnenkugel selbst, immerhin aber z. B. noch das Eisen nicht in flüssigem, sondern in dampfförmigem Zustande enthält. Aus der Bewegung dunkler Flecken, die man mit dem Fernrohr auf der Sonnenoberfläche bemerkt, und die man für Anfänge einer Erstarrung und Abkühlung ihrer Oberfläche ansieht, schließt man auf eine Umdrehung der Sonne um ihre eigene Axe, welche sich in $25^1/_4$ Tagen vollzieht und zwar in derselben Richtung, in welcher die Erde um die Sonne kreist, und in welcher sich auch die Erde um ihre eigene Axe dreht. In derselben Richtung umkreisen aber noch etwa 250 andere Himmelskörper die Sonne, nämlich die Planeten, von denen wir einige, die Venus als Morgen- oder Abendstern, den hellleuchtenden Jupiter, den rötlich strahlenden Mars, den Saturn mit seinem seltsamen Ringe, gewiß kennen. In derselben Richtung drehen sich auch diese Planeten um ihre eigene Axe, und zum Überfluß drehen sich auch noch die Monde, mit welchen die größeren Planeten ausgestattet sind, wieder in derselben Richtung um die Planeten. Diese Übereinstimmung in der Drehungsrichtung aller Körper unseres Sonnensystems in Verbindung mit noch anderen Übereinstimmungen ihrer Bahnen, brachten den großen Philosophen Kant auf die Vermutung, daß alle jene Weltkörper aus einem einzigen Zentralkörper entstanden sein möchten, der sich in der Richtung von Westen nach Osten um seine Axe drehte, bei seiner Drehung große Fetzen seiner dampfförmigen oder glutflüssigen Masse abschleuderte und so die Planeten, darunter auch die Erde, bildete, während den Rest dieses Zentralkörpers die noch immer sich drehende, glühende Sonne darstellt. Dieser Gedanke Kants ist durch spätere Entdeckungen immer mehr bestätigt worden, und namentlich, seit Laplace 40 Jahre später ganz selbständig auf denselben Gedanken kam, ist derselbe als Kant-Laplace'sche Theorie von allen Astronomen anerkannt worden, weil er am einfachsten die Übereinstimmung in der Bewegung der Sonne, der Planeten und ihrer Monde erklärt.

Es giebt ein sehr niedliches Experiment, durch welches man sich im Kleinen jenen Hergang veranschaulichen kann: Bekanntlich ist Alkohol leichter als Öl, und Wasser schwerer als Öl, sodaß Öl im Alkohol untersinkt, auf Wasser dagegen schwimmt.

Man kann also aus Wasser und Alkohol eine Mischung herstellen, in welcher das Öl weder untersinkt noch oben aufschwimmt. Hat man eine solche Mischung, so kann man Öl hineingießen und beobachtet dann, daß es in Form großer Tropfen in der Mischung schwebt. Diese Tropfen kann man mit Hilfe eines Stäbchens zu einem großen Tropfen vereinigen, dem jede beliebige Größe gegeben werden kann. Diese in der Alkoholmischung schwebende Ölkugel stellt uns den ursprünglichen Zentralkörper dar. Tauchen wir das Stäbchen in die Mischung ein bis in die Ölkugel, so können wir durch Drehung des Stäbchens auch die Ölkugel zum Rotieren (Drehen) bringen. Sogleich bemerken wir, daß die Kugel sich abplattet. Drehen wir schneller, so löst sich von der sich immer mehr abflachenden Ölkugel der Rand ab, zunächst in Gestalt eines Ringes (ähnlich wie ihn der Saturn hat), der sich in sich selbst dreht, aber bald in Stücke zerreißt, die sich wieder zu kugelförmigen Tropfen zusammenziehen und nun alle in gleicher Richtung die noch immer rotierende Ölkugel umkreisen. Dabei drehen sich die aus den Stücken des Ringes entstandenen Kugeln, welche nunmehr die Planeten darstellen, auch noch in gleicher Richtung um ihre eigene Axe, und wenn wir Glück haben, sehen wir auch wohl noch einen und den anderen Tropfen von einem kleinen Tröpfchen umkreist, so daß wir damit auch noch ein Abbild der Monde bekommen. — Aber die Kant-Laplace'sche Theorie (Anschauung) ist seither noch viel weiter ausgedehnt worden:

Außer Sonne, Mond und Planeten sehen wir am Himmel noch die ungezählte Menge der Fixsterne, d. h. derjenigen Sterne, welche ihre gegenseitige Stellung am Sternhimmel gar nicht oder doch fast gar nicht veränderu. Diese sind auch Weltkörper und man hat berechnet, daß der nächste von ihnen etwa 900 000 mal so weit von uns entfernt ist als die Sonne. Daher müssen die Fixsterne nicht nur sehr groß sein, sondern auch noch viel heller sein als die Sonne, sonst würde man sie auf solche Entfernung hin gar nicht mehr sehen. Diese Sonnen stehen nun auch nicht völlig regellos im Himmelsraum, sondern bilden einen linsenförmigen, noch von einem besonderen Gürtel umgebenen Sternhaufen, woher es erklärlich wird, daß wir nach dem Rande dieses Sternhaufens zu die Sterne viel dichter gedrängt sehen. In diesem Rande sehen wir auch den aus noch zahlreicheren Sternen gebildeten Gürtel, welchen wir Milchstraße nennen, weil wir in dem ungeheuren Gewimmel die ein-

zelnen Sternchen nicht mehr erkennen können. Man hat nun die Vermutung aufgestellt, daß auch dieser ganze linsenförmige Haufen von Sonnen wiederum aus einer einzigen ungeheuren, rotierenden Zentralsonne durch Abschleuderung entstanden sei.

Freilich lieferte zu dieser Vermutung die Beobachtung von Bewegungen dieser Gestirne keinen Beweis; denn wenn sie auch nicht genau ihre Stelle am Himmel innehalten, so erscheint doch ihre Bewegung, aus so ungeheurer Entfernung betrachtet, so gering, daß zur wirklichen Kenntnis dieser Bewegung eine jahrhundertelange Beobachtung erforderlich ist. Wohl aber wurde der Gedanke an eine gemeinsame Abstammung aller Fixsterne nahegelegt durch die Entdeckung, daß sie alle aus denselben Grundstoffen bestehen.

Bekanntlich bestehen nach den Untersuchungen der Chemiker alle Gegenstände hier auf der Erde aus etwa 70 Grundstoffen oder Elementen. Alle irdischen Stoffe können in einige dieser Grundstoffe zerlegt werden, diese Grundstoffe selbst konnten aber bisher noch auf keine Weise in noch einfachere Stoffe zerlegt werden. Solche Grundstoffe sind z. B. Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei, Gold, aber auch Schwefel, Sauerstoff, Wasserstoff, Chlor, Stickstoff. Alle diese Stoffe geben, wenn sie bis zur Verdampfung erhitzt werden, der Flamme eine ganz bestimmte Farbe, während das elektrische Bogenlicht oder das Licht eines weißglühenden festen oder flüssigen Körpers alle Farben in sich vereinigt und dadurch weiß erscheint. Betrachtet man weißes Licht durch ein Glasprisma (z. B. durch eine von den dreikantigen Glasstangen, wie sie zur Schmückung von Kronenleuchtern vielfach in Gebrauch sind) oder läßt man einen Strahl solch weißen Lichtes durch ein Prisma auf eine weiße Wand fallen, so sieht man, wie sich das weiße Licht in Regenbogenfarben zerlegt, deren Gesamtheit man als das Spektrum des weißen Lichtes bezeichnet. Läßt man dagegen auf die gleiche Weise diesen Strahl von dem Lichte einer Flamme, die man durch Eisen rotgelb gefärbt hat, durch ein Prisma auf die weiße Wand fallen, so erhält man nicht ein kontinuierliches (ununterbrochenes) Band aller Farben, sondern nur einzelne rote und gelbe Striche und zwar genau an der Stelle, an welcher diese Farben in dem kontinuierlichen Spektrum liegen würden. Färbt man die Flamme mit Kupfer statt mit Eisen, so bekommt man wieder anstatt eines kontinuierlichen Spektrums nur einzelne farbige Striche; sie sind aber anders gefärbt und liegen auch

an anderer Stelle, weil sie wiederum die ihnen im kontinuierlichen Spektrum zukommende Stelle einnehmen. So hat jeder Grundstoff sein ihm eigentümliches, aus farbigen Strichen zusammengesetztes Spektrum. Betrachtet man diese Spektren durch ein Vergrößerungsglas, so kann man natürlich noch viel genauer die Lage der einzelnen farbigen Striche bestimmen, und man begreift, daß es möglich ist, aus dem Spektrum eines Lichtes oder einer Flamme die Stoffe zu bestimmen, welche in der Flamme gasförmig vorhanden sind. Es ist somit auch möglich, anzugeben, aus welchen Grundstoffen jene Sterne bestehen, deren Licht ein aus einzelnen farbigen Strichen zusammengesetztes Spektrum ergiebt.

Läßt man andererseits einen Strahl weißen Lichtes erst durch eine mit Eisen gelbrot gefärbte Flamme fallen, ehe man ihn mit dem Prisma auffängt, so erhält man zwar das kontinuierliche Spektrum des weißen Lichtes, aber genau an den Stellen, an welchen sich die farbigen Striche der eisengefärbten Flamme befinden würden, zeigen sich schwarze Linien in dem sonst kontinuierlichen Spektrum. Diese Erfahrung wird uns in allen den Fällen wichtig sein, wo das Licht eines Gestirns ein von schwarzen Linien durchzogenes Spektrum zeigt; das wird uns zu dem Schlusse berechtigen, daß das betreffende Gestirn selbst glutflüssig, aber noch von einer glühenden Dampfhülle umgeben ist, deren einzelne Grundstoffe durch die Stellung der schwarzen Linien angegeben werden. Ein solches Spektrum liefert z. B. die Sonne, und man hat aus seiner genauen Untersuchung geschlossen, daß ihre glutflüssige Kugel von einer Dampfhülle umgeben ist, in welcher sich Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei, aber auch Schwefel, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, kurz solche Grundstoffe vorfinden, aus denen auch die irdischen Gegenstände zusammengesetzt sind.

Aus ganz denselben Grundstoffen wie Sonne und Erde bestehen nun aber, wie die Untersuchung zahlloser Gestirnsspektren zeigt, auch die Fixsterne, und soll diese Gleichartigkeit der Zusammensetzung nicht ein unerklärlicher Zufall sein, so müssen wir annehmen, daß auch diese Fixsterne alle aus einem einzigen Zentralkörper entstanden sind, ähnlich wie die Planeten mit ihren Monden aus der Sonne.

Diese Annahme hat um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als wir solche Vorgänge, wie wir soeben für die Entstehung unseres Sternsystems voraussetzten, am Nachthimmel

mehrfach zu beobachten scheinen: Unter dem Namen der Nebelflecke kennt der Astronom leuchtende Dämpfe am Himmel, Dämpfe von ungeheurer Ausdehnung und in ungeheuren Entfernungen. Einige dieser Lichtwolken zeigen durch ihre spiralige Gestalt, daß sie sich in gewaltiger rotierender Bewegung befinden, andere haben die Gestalt eines leuchtenden Ballens, um welche ein leuchtender Ring rotiert, während bei noch anderen bereits die Auflösung eines solchen Ringes in einzelne kugelige Haufen vollendet ist; endlich fehlt es auch nicht an solchen, welche sich bei stärkster Vergrößerung in ein Haufwerk einzelner Sterne auflösen. Man hat Grund, anzunehmen, daß diese Nebelflecke nichts anderes sind als Sternenwelten, die noch in ihrer Bildung begriffen sind, und da auch sie dieselben Grundstoffe enthalten wie unsere Erde, so dürften sie mit unserer Sternenwelt wiederum aus einem einzigen rotierenden Zentralweltenkörper entstanden sein.

Wie ist also die Welt entstanden? In einem ungeheuren, an Größe all unsere Vorstellungen weit übertreffenden rotierenden Dampfballen von solcher Hitze, daß alle existierenden Grundstoffe nur in Dampfform vorhanden waren, wurde infolge allmähliger Abkühlung und Zusammenziehung die Rotation so heftig, daß in Form von Ringen sich einzelne Partien ablösten; die Ringe zerrissen, die einzelnen Stücke kreisten um den Zentralkörper und rotierten um ihre eigene Axe, und diese Rotation gab Veranlassung zu weiterer Ablösung von Ringen, die in Stücke zerfielen und so fort. Eins der kleinsten Stücke ist unsere Erde, die von einem noch kleineren Stücke, dem Monde, umkreist wird, während sie selbst die Sonne umkreist, aus der sie entstanden ist.

So weit die Antwort des Astronomen.

Ob die Erde im Augenblicke ihrer Lostrennung noch völlig dampfförmig gewesen sei, oder ob in ihr bereits infolge stattgehabter Abkühlung einige Stoffe flüssig waren, das weiß niemand. Sicher aber ist, daß die Erdkugel wie jeder andere heiße Körper im Verlauf der Zeit sich abkühlte und dabei die meisten Stoffe flüssig werden und mannigfache Verbindungen bilden ließ. Enorme Stoffmengen blieben natürlich auch jetzt noch gasförmig und umhüllten die glutflüssige Kugel mit einer Dampfhülle, einer Atmosphäre, die also nicht nur wie unsere heutige Atmosphäre, Stickstoff, Sauerstoff und etwas Kohlensäure enthielt, sondern z. B. den gesamten Kohlenvorrat der Erde in Gestalt von Kohlensäure, das gesamte Wasser der Erde in

Gestalt von Wasserdampf, den Schwefel in Gestalt von schwefliger Säure, aber auch noch zahlreiche Metalle und Metallverbindungen in sich schloß. Solche Dämpfe waren auch in der glühenden Flut massenhaft aufgelöst und verursachten bei dem allmähligen Erstarren der Erdoberfläche ein Feuerwerk, von welchem sich unsere kühnste Fantasie keine Vorstellung machen kann. Denn Versuche haben gezeigt, daß erstarrendes Gestein die Gase so wenig festzuhalten vermag wie das Selterwasser, welches man entkorkt hat, seine Kohlensäure. Im Momente der Erstarrung stürmten die aufgelösten Gase also heraus, rissen die glühenden Fetzen der Erdrinde mit sich hoch in die Luft, viele Kilometer, viele Meilen hoch, und ließen sie dann wieder in den glühenden Brei zurückstürzen. Endlich war die Abkühlung soweit fortgeschritten, daß es zur Bildung einer starren Erdkruste kam; die Kruste war auch so fest geworden, daß sie im allgemeinen den Dämpfen genügenden Widerstand leistete, die fernerhin aus der tieferliegenden und weiter erstarrenden Glutmasse empordrängten. Nur an gewissen alten Bruchlinien der Kruste fanden diese Dämpfe noch ihren Ausweg und gaben zur Entstehung von Vulkanen (feuerspeienden Bergen) Veranlassung, denen die Lava (glutflüssige Gesteinsmasse) um so ergiebiger entquoll, als die benachbarten Schollen der Erdrinde durch ihr bedeutenderes Gewicht auf das darunter befindliche noch flüssige Material drückten. Einen ähnlichen Vorgang beobachtet man oft, wenn mutwillige Kinder in eine noch frische Eisdecke mit den Schlittschuhen ein Loch hacken und sich dann darum herum stellen und zusehen, wie das Wasser mächtig emporquillt und sich auf der Eisdecke ausbreitet. Solche Ergüsse von flüssiger Gesteinsmasse haben noch eine geraume Zeit hindurch stattgefunden, und ihnen verdanken die mächtigen Lager von Granit, Porphyr und ähnlichen Gesteinen ihren Ursprung; ja auch die heute noch der Erde entströmenden Laven stehen mit jenen Spalten noch in gewisser Beziehung. Übrigens türmten sich die Ränder der erstarrten Schollen der Erdkruste auch späterhin noch mehr und mehr in die Höhe in dem Maße, wie die Erdkugel infolge fortschreitender Abkühlung kleiner wurde, es barsten auch alte Schollen aufs neue und ließen ihre Ränder sich emporbiegen, und so entstanden, nicht mit einem Male, sondern ganz unmerklich langsam auf der ursprünglich nahezu glatten Erdoberfläche Gebirge von einer solchen Höhe und Schroffheit der Felsabstürze, daß ihnen gegenüber auch die ge-

waltigen Gebirgsmassen des Himalaya nur kümmerliche Reste darstellen.

Und bloße Reste jener Gebirge sind in der That unsere heutigen Gebirge. Denn als die Erde soweit abgekühlt war, daß das Wasser tropfbar flüssige Gestalt annehmen konnte und nicht mehr gezwungen war, als Wasserdampf in der Atmosphäre zu schweben, als die Temperatur also unter 100 Grad gesunken war, da begann das Wasser seine noch heute andauernde nivellierende, d. h. einebnende Thätigkeit. Es rieselte an den Felswänden nieder, sammelte sich in Bächen, vereinigte sich zu Flüssen und Strömen und floß den am tiefsten gelegenen Stellen der Erdoberfläche zu; dort entstanden durch die Sammlung der Wasser die Meere, welche immer größer und voller wurden. Schließlich aber hörte das Wachstum der Meere auf. Denn die Sonne bringt das Wasser an der Oberfläche zum Verdunsten, d. h. sie verwandelt es in Wasserdampf und läßt es so in die Luft aufsteigen. Daraus, daß auch heute noch die Gesamtheit aller Meere nicht voller wird, muß man den Schluß ziehen, daß gerade so viel Wasser durch Verdunstung aus dem Meere herausgenommen wird, als alle Bäche, Flüsse und Ströme zusammengenommen, in das Meer hineinbringen.

Aber die Lage der Meere ist nicht etwa heute noch dieselbe wie ehemals. Dadurch nämlich, daß einzelne Stücke der Erdrinde auch fernerhin noch sich allmählich hoben, während andere eben so allmählich sich senkten — augenblicklich hebt sich z. B. die norwegische Küste, was man an alten, hoch oben am Felsenufer verlaufenden Brandungslinien erkennen kann, und senkt sich die holländische, friesische und dänische Küste, wie man aus dem Vordringen des Meeres an diesen Gegenden ersieht — veränderten sich die tiefsten Stellen der Erdoberfläche, veränderte sich also auch die Lage der Meere. Stellen, die eben noch den Meeresgrund gebildet hatten, wurden im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden in die Höhe gehoben, so daß sie aus dem Meere emportauchten und Inseln, Festländer, vielleicht sogar Gebirge bildeten; andere Stellen, die Festland waren, sanken in eben so langen Zeiträumen in die Tiefe und wurden vom Meere überdeckt. Man erkennt dies daraus, daß Gesteine wie Schieferthon, Kalkstein und andere, welche Korallen, Meeresmuscheln, Fische, Seekrebse und dergleichen als Versteinerungen enthalten, ja welche auch noch durch die schichtenmäßige Anordnung ihrer Teile ihre Entstehung als Ablagerung auf dem

Meeresgrunde verraten, mitten in den Festländern, ja auf hohen Gebirgen sich vorfinden. Manchmal wechseln diese Schieferthone mit Sandsteinen ab. Diese sind aus Meeressand zusammengebacken, und da der Sand sich nicht in der Tiefe, sondern immer nur am Ufer des Meeres findet, so müssen sie in jenen Zeiten abgelagert und gebildet worden sein, als der Meeresgrund sich so weit gehoben hatte, daß er bereits die Untiefen des Ufers bildete, also bevor er ganz aus dem Meere auftauchte.

Aber nicht nur die Lage der Meere, auch die Beschaffenheit ihres Wassers hat sich im Laufe der Zeit geändert. Das Wasser unserer heutigen Meere ist salzig, es enthält auf ein Liter etwa 40 Gramm Salz, während wir das Wasser unserer Flüsse im Gegensatz dazu als Süßwasser bezeichnen, weil es nicht salzig schmeckt. Und doch enthält auch das Wasser unserer Flüsse etwas Salz, meist nur spurweise, aber doch sind diese Spuren von Salz in unsern Flüssen die Ursache des Salzgehalts der Meere. Der Vorgang ist nicht schwer zu verstehen für denjenigen, der einmal auch nur einen Tropfen Salzwasser hat verdunsten sehen. Dabei bemerkt man nämlich, daß von dem Salzwasser das Salz in Gestalt kleiner, eckiger Körnchen zurückbleibt und nur das reine Wasser verdunstet. Stellt man sich nun vor, wie das Meer anfangs aus dem Zusammenströmen des Flußwassers entstand, so wird man zugeben müssen, daß das Anfangsmeer eben auch nur so salzig war, wie die Flüsse, aus deren Wasser es sich gesammelt hatte. Aber nun wurde durch die Verdunstung aus dem Meere nur das reine Wasser entfernt, während das Salz zurückblieb; und da im Laufe der Jahrtausende von den Flüssen immer wieder Wasser mit Spuren von Salz, welches aus dem durchflossenen Erdreich stammte, herbeigeführt wurde, und dieses Salz bei der Verdunstung fortwährend im Meere zurückblieb, so war es gar nicht anders möglich, als daß diese Spuren von Salz sich anhäuften und schließlich das Meer so salzig machten, wie es heute ist.

Aber von der nivellierenden Thätigkeit des Wassers wollten wir sprechen. Hat einer schon einmal nach einem starken Regenguß einen Sturzacker betrachtet, oder auch nur ein frisch geharktes Gartenbeet? Dann hat er auch gewiß die Beobachtung gemacht, daß in den Vertiefungen das Erdreich zusammengeschwemmt ist, und er wird sich sagen müssen, daß jeder Regentropfen, der auf die Erde fällt ein Sandkörnchen um ein ganz kleines Stückchen weiter, tiefer schiebt. Der nächste

Tropfen schiebt es noch weiter in die Tiefe und so fort, und so befindet sich die gesamte Erdoberfläche während eines jeden Regens in einer schrittweisen Bewegung nach dem Meere zu. Jede Wasserrinne aber fließt bei Regenwetter mit schlammigem Wasser, jeder Bach, jeder Fluß trägt bei Regenwetter in großer Menge, bei gutem Wetter in geringer Menge, Erdteilchen in Form von schlammiger Trübung mit sich fort und spült dieses Material ins Meer, wo es zu Boden sinkt, sich schichtenweise ablagert und allmählich zu Thonschiefer und anderen Gesteinsarten erhärtet. So arbeitet das Wasser ganz langsam aber auch ganz stetig an der Abtragung jedes Berges, jedes Hügels.

Aber nur wer die Thätigkeit des Wassers an der Meeresküste oder im Gebirge beobachtet hat, nur der weiß, wie das Wasser auch im Großen arbeitet.

Kein Felsen ist so hart, daß das Wasser nicht in ihn eindringen und ihn durchfeuchten könnte. Nun hat aber das Wasser die Eigenschaft, daß es in dem Momente, wo es zu Eis gefriert, sich unwiderstehlich ausdehnt. Gefriert also das in einen Felsen eingedrungene Wasser, so sprengt es ein Stückchen oder auch einen großen Block von dem Felsen los, gerade so, wie wenn Menschen Dynamit in einem Bohrloch zur Explosion gebracht hätten. Zwar ist das losgesprengte Stück zunächst noch an den Felsen angefroren, aber der nächste Sonnenstrahl thaut es ab, und es stürzt ins Thal. Dort packt es der Gebirgsbach, der zuweilen mit gewaltiger Kraft daherbraust, und reißt es thalabwärts. Er schlägt die Blöcke gegeneinander und zerkleinert sie so, oder wenn sie allzugroß sind, so schleudert er andere kleinere Stücke dagegen und zerreibt sie auf diese Weise, wenn auch langsam, und wenn der Bach in die Ebene kommt, so sind auch die größten Blöcke schon zu Sand zerrieben und werden nun leicht weiter dem Meere zugeschwemmt. Dabei scheuert sich der Bach sein eigenes Bette immer tiefer in den Felsen, und wenn man sich vorstellt, daß alle die kleinen Gebirgsbäche in derselben Weise thätig sind, so begreift man wohl, daß durch diese wühlende Thätigkeit (Erosion) des Wassers große, einförmige Gebirgsrücken, wie sie durch die oben beschriebenen Hebungen von Erdschollen entstehen, in eine Unzahl einzelner Berge zerschnitten werden müssen, und wie also die Schönheit der Gebirgsthäler eben jener Erosion des Wassers zu danken ist. Ja man könnte meinen, die Berge müßten mit der Zeit scheinbar höher werden, weil die Thäler vom Wasser

tiefer eingeschnitten werden, allein dabei vergißt man, daß vom Gipfel der Berge fortdauernd Felsblöcke in die Tiefe stürzen und so die Höhe des Berges verringern.

Am Meeresufer hilft die Brandung an diesem Zerstörungswerke arbeiten. Vom Sturme gepeitscht schleudern die Wogen ganz ungeheure, viele Zentner schwere Blöcke gegen die Uferfelsen, unterhöhlen diese und bringen die höheren Felspartien zum Nachstürzen, deren Bruchstücke dann wieder als Sturmböcke zu weiterer Zerstörung dienen, bis sie, zu Sand zerrieben, weggeschwemmt und an anderen Stellen des Meeresufers wieder abgelagert werden.

Wollte jemand sagen: Ja, dann müßte ja im Verlauf weiterer Jahrtausende jedes Gebirge, jeder Berg, jede Anhöhe ins Meer geschwemmt werden, da müßte ja das Meer immer flacher werden, sich immer mehr ausdehnen und schließlich womöglich alles Festland überschwemmen und die Erdkugel vollständig überziehen, der würde ganz recht haben und die nivellierende Wirkung des Wassers richtig verstanden haben. Auf dem Planeten Mars glaubt man einen solchen Vorgang mit starken Fernrohren bereits beobachtet zu haben.

Freilich darf man nicht vergessen, daß einstweilen das Erdinnere noch glühend ist und daß also durch weitere Abkühlung und Zusammenziehung des Erdkörpers auch noch weitere Hebungen von Erdschollen stattfinden, aber wenn endlich der Erdball ganz abgekühlt ist, so wird jener vermutete Zustand thatsächlich für unsere Erde eintreten müssen, falls dann nicht etwa die Wassermasse in die abgekühlte Erdkugel ganz oder größtenteils eingesickert ist.

Auf solche Weise also ist die mit Gebirgen, Ebenen, Flüssen, Seen, Meeren ausgestattete Erdkugel mit den übrigen Weltkörpern aus einem rotierenden, glühenden Dampfballe entstanden. Auf der Erde ist dann die Pflanzen- und Tierwelt und zuletzt der Mensch aufgetreten. Die Botaniker und Zoologen haben gewichtige Gründe vorgebracht, um die Annahme zu beweisen, daß alle diese Lebewesen aus einem ganz einfach gebauten Urwesen abstammen, einem Urwesen, welches nur aus einem Klümpchen lebenden Eiweißes bestand und selbst weder Pflanze noch Tier war, dessen Nachkommen aber nach unzähligen Generationen so wenig dem Urwesen glichen, daß man die einen deutlich als Pflanzen, die anderen als Tiere unterscheiden kann. Diese Veränderungen hat man sich als ganz allmähliche vorzu-

stellen und den Verlauf sich etwa so zu denken, daß die ersten Nachkommen dem Urwesen zwar sehr ähnlich waren, aber doch untereinander um ganz geringe Unterschiede verschieden, etwa so wie Kinder den Eltern zwar ähnlich sind, aber doch auch gewisse Unterschiede zeigen. Sie kamen nun in verschiedene Lebenslagen, die einen in warmes, die andern in kaltes, die einen in tiefes, die andern in seichtes Wasser u. s. fort, und jedesmal blieben diejenigen von den Lebewesen am Leben, die am besten in die besonderen Lebensbedingungen paßten, während die andern leichter zu Grunde gingen. Die folgenden Nachkommen waren nun schon etwas verschiedener, und je größer die Zahl der Generationen wurde, um so verschiedenartiger wurden die Nachkommen. So mochten sich zunächst die einfachsten Algen (Wasserpflanzen), dann Pilze, dann Moose, dann Schachtelhalme, dann Farnkräuter, Nadelhölzer, Palmen, Gräser, Blütenpflanzen entwickelt haben, während gleichzeitig ein anderer Teil der Nachkommen zu Infusionstierchen, spätere zu Korallentieren, Würmern, Muscheln und Schnecken, Krebsen, Spinnen und Insekten, Fischen, Lurchen, Kriechtieren, Vögeln oder Säugetieren wurden. Aus gewissen Säugetieren, die zwar den heutigen Affen nicht glichen, ihnen aber ähnlich waren, scheint dann auch der Mensch hervorgegangen zu sein.

Näheres über diese Abstammungslehre wird in einem späteren Hefte dieser Bibliothek zu finden sein. Hier kann darauf nicht näher eingegangen werden, nur so viel sei gesagt, daß die in den Erdschichten aufgefundenen Versteinerungen und sonstigen Reste ausgestorbener Pflanzen und Tiere eine solche Entwickelung, so sonderbar sie auf den ersten Blick erscheinen mag, sehr wahrscheinlich gemacht haben, sodaß weitaus die meisten unter den heutigen Naturforschern diese Entwickelung nicht mehr bezweifeln und nur darüber noch uneins sind, was die hauptsächliche Ursache derselben gewesen sei, und was für Umstände die Veränderungen hervorgebracht haben. Da nun die Naturforscher eine solche Entstehung der Pflanzen- und Tierwelt annehmen, so haben wir keinen Grund, diese Annahme zu bezweifeln, und wir haben somit alles das kennen gelernt, was die Naturforscher über die Entstehung der gesamten Welt, deren Bewohner mit eingeschlossen, auszusagen wissen.

Das klingt ja nun freilich etwas anders, als die alte biblische Geschichte. Aber sehen wir genauer zu, so sind die Unterschiede so bedeutsam nicht, als man leichtsinnigerweise oder

böswilligerweise oft behauptet. Man muß nur bedenken, daß die Bibel ein Buch ist, welches uns über Gott und über sein Verhalten zum Menschen und über das Verhalten des Menschen zu Gott aufklären will, aber keineswegs ein Buch, welches uns naturwissenschaftliche Forschung ersparen und gleich über alle wissenschaftlichen Fragen Auskunft geben will. Der biblische Schöpfungsbericht ist auch nicht etwa eine von Gott dem Moses in die Feder diktierte Erzählung, sondern er enthält die Gedanken, welche sich ein frommer, von Gott erleuchteter Mensch vor so und so viel Jahrtausenden über die Entstehung der Welt gemacht hat. Finden wir in der Bibel manches anders beschrieben, als wie wir es uns heute vorstellen, so bedenken wir, daß die Leute damals es eben nicht besser wußten; vielleicht wissens die Leute nach einigen tausend Jahren auch wieder besser als wir. Daß aber jener Verfasser vom Geiste Gottes erleuchtet war, sehen wir daraus, daß er die Hauptsache richtig erfaßt hatte, nämlich daß Gott die Welt geschaffen hat, durch seinen bloßen Willen als eine Welt voll Fortschritt, Ordnung und Weisheit. Oder sagen uns die Naturforscher etwa, woher die große rotierende Zentralkugel kam? Woher kam der Stoff? Woher kam die Bewegung? Wollte man sagen: der Stoff bewegte sich von Ewigkeit her, so ist das eine gedankenlose Redensart; denn wenn die Bewegung doch, wie die Naturforscher sagen, eine Entwickelung zur Folge gehabt hat, eine Entwickelung, die heute bis zum jetzigen Zustand der Welt geführt hat, so kann man wohl sagen, daß dazu Billionen oder meinetwegen Trillionen von Jahren nötig waren, aber die Ewigkeit ist doch länger! Was ist denn vor jenen Trillionen Jahren gewesen? Hat der Urballen damals schon rotiert, warum hat er denn in den vorherliegenden Trillionen Jahren eine solche Entwickelung nicht geliefert? Nein, eine sich verändernde Bewegung kann nicht ewig sein. Ewig kann nur eine unveränderliche Bewegung oder die Ruhe sein. Ein unveränderliches Etwas muß also die erste Urmasse geschaffen und in Bewegung gesetzt haben. Und wenn die Naturgesetze so sinnvoll wirken, daß sie aus jenem ersten Weltenzustand die heutige schön geordnete Welt haben hervorgehen lassen und nicht ein sinnloses Durcheinander, da will man behaupten, die Naturgesetze wären zufällig? Ist so eine Behauptung Sinn oder Unsinn? Die Bibel belehrt uns, daß die Naturgesetze von Gott gegeben sind, und daher erklärt es sich leicht, weshalb sie so weise zusammen-

wirken und warum sie so gar keine Ausnahme gestatten, daß die Naturforscher bis auf den heutigen Tag noch keine Abweichung von ihnen beobachtet haben. Sie sind eben Willensäußerungen — die Bibel sagt „Worte" — des allmächtigen und allweisen Gottes.*)

Kein Naturforscher kann ferner sagen, woher das Ur-Lebewesen kam. Einige meinen zwar, es könnte von selbst entstanden sein, aber noch niemals hat ein Mensch beobachtet, daß ein Lebewesen anders entstanden sei, als aus einem andern; im Gegenteil haben die Naturforscher immer nachweisen können, daß frühere Ansichten, als ob dies oder jenes Geschöpf von selbst entstanden sei, auf Irrtum beruhten. Woher kam also jenes erste Urlebewesen? Die Bibel allein giebt uns Aufschluß darüber, daß durch einen besonderen Willensakt Gottes das Wasser und die Erde veranlaßt worden sei, Lebewesen hervorzubringen.

Kein Naturforscher ist endlich imstande anzugeben, woher das Bewußtsein des Menschen stammt. Die Bibel sagt uns, daß Gott den Menschen, der von der Erde genommen war, von seinem Geiste gegeben habe. Ob der Staub, aus welchem Gott die Menschen machte, ein richtiger Lehmkloß oder ein von der Erde hervorgebrachtes Affentier war, das ist doch wirklich gleichgiltig.**)

Es bleibt also trotz aller Naturforschung dabei, daß die Welt von Gott geschaffen ist, und daß alles, was in ihr besteht und lebt, durch seinen Willen hervorgebracht ist, daß er also auch über alles Macht hat, da jegliche Kraft in der Welt von ihm stammt.

Und muß man nicht vielmehr darüber staunen, wie vieles jener Erzähler des biblischen Berichts vorhergeahnt hat von dem, was heute die Naturwissenschaft erforscht hat? Nicht alles ist gleich fertig, sondern anfänglich ein Durcheinander des

---

*) Wunder in dem Sinne, daß ein Ereignis gegen die Naturgesetze verstößt, sind von den Naturforschern niemals beobachtet worden, wohl aber giebt es manche Erscheinungen, welche bisher noch nicht durch Naturgesetze erklärt werden konnten, und die uns darum wunderbar *scheinen*. Wunder im erstgenannten Sinne (Auferweckung Jesu) kann auch nur Gott thun, der die Naturgesetze gegeben hat, die von Menschen angeblich vollbrachten Wunder können nur der zweiten Art angehören. Man wolle sich übrigens ja vor der Meinung hüten, daß das Für-wahr-halten aller in der Bibel erzählten Wunder zur Seligkeit notwendig sei. Christlicher Glaube ist ganz etwas anderes als ein Fürwahrhalten, er ist eine Sache des Herzens, keineswegs des Verstandes. Die Unkenntnis dieser Thatsache verführt viele Naturforscher heutzutage zu dem Irrtum, sie könnten nicht „glauben."

**) Vgl. die sehr lesenswerte Schrift von Meinhof: Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein, Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag, Preis 50 Pf.

Stoffes. Dann Licht, ehe unsere Sonne noch vorhanden war; denn den rotierenden anfänglichen Dunstballen muß man sich doch glühend vorstellen; dann die Absonderung des Wassers auf der Erde von dem Wasser in der Luft infolge der Abkühlung des Erdballs, dann das Zusammenlaufen der Meere, dann die Entstehung der Pflanzen vor der der Tiere, die doch die Pflanzen zu ihrer Nahrung bedurften und endlich zuletzt das Auftreten des Menschen!

Aber wenn diese Übereinstimmung auch nicht stattfände, so würden wir doch sagen müssen, daß die Bibel sich mit der Naturforschung nicht in Feindschaft befindet. Die Naturforschung erklärt nur näher, wie alles durch Gottes Willen so entstanden ist, aber woher die Welt überhaupt gekommen ist, darüber kann die Naturforschung gar nichts aussagen.

Und das gerade ist der Hauptunterschied der biblischen Erzählung von ähnlichen Erzählungen, wie sie sich bei andern Völkern, bei Persern, Babyloniern, Griechen u. s. w. finden. Diese heidnischen Erzählungen berichten alle von einem Urschlamm, der immer neben der Gottheit bestanden habe und aus welchem die Gottheit nur die Welt herausgeordnet habe. Nur die Bibel berichtet, daß Gott die Welt gänzlich geschaffen habe, und das ist ihr so sehr Hauptsache, daß sie sogar zwei ganz verschiedene Schöpfungsberichte giebt, von denen z. B. der eine Mann und Weib zugleich entstehen läßt, der andere erst den Mann und aus dessen Rippe das Weib. Man lese nur nach und vergleiche 1. Mos. 1—2, 3 und 1. Mos. 2, 4—25. Hätte der Verfasser nur irgendwie verlangen wollen, daß wir ihm den äußerlichen Hergang des Siebentagewerkes glauben sollten, er hätte wahrlich nicht gleich hinterher einen zweiten Bericht folgen lassen, in welchem von den 7 Tagen auch nicht einmal die Rede ist.

Die Bibel behält also Recht, nicht im Gegensatz zur Naturforschung, sondern in Übereinstimmung mit ihr, und wir können heute noch ebenso gut wie der Verfasser des ersten Buches Moses bekennen:

Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen,
Schöpfer Himmels und der Erden.

Darwinismus und Christentum

von

Gymnasial-Oberlehrer **Dr. Gottfried Riehm** in Halle a. S.

Jedermann weiß heutzutage, was eine Tierzüchterei oder eine Samenzüchterei ist. Nicht jeder Landwirt, der ein paar Hundert Schafe hält, ist ein Tierzüchter, vielmehr erwartet man von einem Züchter, daß er neue, edle Rassen erzeugt. Wie das gemacht wird, ist schon weniger bekannt. Um eine besonders feinwollige Schafrasse zu züchten, sondert der Züchter unter seinen Schafen ein Paar ab, welches seiner Überzeugung nach die feinste Wolle hat, und rechnet darauf, daß die Nachkommen dieses Paares die schätzenswerte Eigenschaft erben werden. Das ist auch bei einigen der Fall, bei andern weniger, bei noch andern gar nicht. Die Kunst besteht nun darin, unter den vorhandenen Nachkommen mit Kennerblick diejenigen herauszufinden und ausschließlich weiter zur Zucht zu verwenden, welche die allerfeinste Wolle zeigen; unter deren Nachkommen wird wieder eine sorgfältige Auswahl getroffen und so fort, und endlich erlangt man auf diese Weise Geschöpfe, welche sich in der That durch einen hohen Grad der Feinheit des Haares vor den gemeinen Schafen auszeichnen und eine besondere Rasse darstellen.

Ebenso verfährt der Samenzüchter. Beobachtet er unter den Blüten einer weißblühenden Pflanze eine solche mit rötlichem Anflug, so sammelt er den Samen dieser Blüte besonders, sät ihn auch im nächsten Frühjahr an einer besonderen Stelle und beobachtet dann gewiß mehrere rötliche Blüten an den Sämlingen. Der Same der rötlichsten Blüten wird wieder besonders gesammelt und zu weiterer Aussaat verwendet, und so erhält man schließlich eine rotblühende Abart, eine sogenannte rote Varietät. Groß ist die Zahl der auf solche Weise künstlich gezüchteten Tier- und Pflanzenarten. Kaum ein einziges Kulturgewächs, kaum ein einziges Haustier hat ohne Zuthun des Menschen seine jetzige Gestalt, seine jetzigen Eigenschaften.

Aber diese künstliche Erzeugung neuer Tier- und Pflanzenformen ist doch nur möglich, weil Tiere und Pflanzen von Natur zwei Eigenschaften besitzen, Vererbung und Veränderlichkeit (Variabilität). Die Abkömmlinge sind zwar den Eltern ähnlich, d. h. sie haben von deren Eigenschaften die meisten geerbt (Vererbung), aber sie sind ihnen nicht völlig gleich, sondern zeigen manche Eigenschaften der Eltern in höherem oder geringerem Grade, vielleicht auch solche, die die Eltern gar nicht besaßen

(Variabilität). Diese Eigenschaften besitzen also Tiere und Pflanzen von Natur, und das Künstliche an der Züchtung ist doch nur die Auslese, die der Züchter unter den Nachkommen trifft, um sie zur Weiterzucht zu verwenden, die sogenannte Zuchtwahl. Könnte man sich vorstellen, daß eine solche Zuchtwahl auch im freien Naturleben stattfände, so würde man sie eine natürliche Zuchtwahl nennen, und von ihr erwarten, daß sie ebenfalls neue Tier- und Pflanzenformen erzeuge. Diese natürliche Zuchtwahl verschiedenfach nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst von Charles Robert Darwin.*)

Vielfach freilich versteht man unter „Darwinismus" jene Lehre, der zufolge die heutigen Tiere und Pflanzen aus einfacheren Lebewesen entstanden seien, ja vielleicht alle von einem einzigen Urlebewesen abstammen; indessen diese Erkenntnis (Descendenztheorie oder Abstammungslehre) ist schon viel älter, sie wurde schon von Buffon, Goethe und Erasmus Darwin am Ende des vorigen Jahrhunderts und ganz ausführlich von Lamarck im Anfange unseres Jahrhunderts vorgetragen. Wenn man sie heute gemeinhin auch als Darwinismus bezeichnet, so hat man dazu insofern ein Recht, als Ch. Darwin dieser Anschauung in der That zum Siege verhalf, indem er die Möglichkeit einer solchen Entwickelung nachwies und die Bedingungen wenigstens teilweise kennen lehrte, welche eine solche merkwürdige Verwandlung der Lebewesen veranlassen konnten.

Die Descendenztheorie ist heutzutage von den Naturforschern fast einstimmig anerkannt. Das wichtigste Zeugnis für ihre Richtigkeit sind die Versteinerungen, jene Reste ehemaliger Lebewesen, welche man in den verschiedenen Erdschichten, oft in ganz ungeheurer Menge, vorfindet. Um ihre Entstehung zu begreifen, denken wir uns einmal, ein toter Fisch wäre ganz von Schlamm überdeckt, rings von Schlamm eingeschlossen. Der Schlamm möge ziemlich zähe sein und fest lagern. Der Fisch wird natürlich mit der Zeit verwesen und aufgelöst werden, und die durchsickernden Wasser werden seine Bestandteile mit fortnehmen. Dann würde eine Form des Fisches zurückbleiben, die man vorsichtig trocknen und mit Gypsbrei ausgießen könnte. Nach Erhärtung des

*) Ch. R. Darwin ist geboren am 12. Februar 1809 in Shrewsbury in England, studierte in Edinburg und Cambridge Medizin und Naturwissenschaften, wurde besonders durch die Schriften Alexander von Humboldts begeistert und getrieben, fremde Länder zu besuchen, bereiste 5 Jahre lang Südamerika und die Südseeinseln und lebte von 1836 ab ganz seinen Studien auf seinem Gute Down, wo er 1882 starb. Sein bedeutendstes Werk: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" erschien 1859.

Gypses würde man endlich die Schlammform abbröckeln können und hätte damit einen ganz getreuen Abguß des Fisches, einen Fisch aus Gyps, erhalten. In ähnlicher Weise arbeitet nun auch die Natur, nur daß sie nicht Gyps, sondern andere Materialien z. B. Kalk zur Ausfüllung der Formen verwendet, aber das Resultat ist doch dasselbe, nämlich ein Fisch aus Stein, genau von der Form des ursprünglich lebenden Tieres. Unzählige Male freilich mögen die Hohlformen zusammensinken und zerstört werden, wenn nämlich der Schlamm nicht die genügende Festigkeit hat, wenn er sich nicht rasch genug ablagert, oder wenn eine Strömung den Schlamm wieder aufwühlt; daß aber manchmal doch die Umstände günstig genug sind, beweisen eben die vielfach aufgefundenen Versteinerungen von Pflanzen und Tieren. Der Natur der Sache nach werden die versteinerten Tiere vorwiegend Wasserbewohner sein, nur durch Zufall können, z. B. bei Überschwemmungen, auch Leichen landbewohnender Tiere und Landpflanzen ins Wasser geraten und als Versteinerungen erhalten bleiben.

Indessen, dafür haben wir auch eine Unmasse von solchem festgewordenen „Schlamm" zur Untersuchung, Schlamm von Jahrtausenden und Jahrmillionen. Denn weitaus die meisten Felsarten sind nichts weiter als solcher festgewordener Schlamm. Alle die Schichten, die wir als Schieferthon oder Thonschiefer bezeichnen, sind ehemaliger Schlamm, alles was wir heute Sandstein nennen, war früher loser Meeressand, welcher in gleicher Weise eine Menge Lebewesen einzuschließen vermochte, alles, was wir heute als Kalkstein, Dolomit, Kreide und dergleichen kennen, ist nichts anderes als die zusammengebackenen Reste von den zerriebenen Gehäusen und Schalen früherer Meeresbewohner und enthält meist sehr viele Versteinerungen. Und diese Gesteinsarten bilden weitaus den größten Teil der Erdrinde. In einem früheren Hefte dieser Bibliothek*) ist gezeigt, wie die einzelnen Teile der Erdoberfläche beständig sich gehoben und gesenkt haben und noch heutigen Tags nicht zur Ruhe gekommen sind, und man kann wohl sagen, daß es auf der ganzen Erde keine Stelle giebt, die nicht schon einmal oder mehrmals Meeresboden gewesen ist. Da nun aber auf dem Meeresboden fortwährend Ablagerungen von Kalkschlamm, Thonschlamm und Sand vor sich gehen, so können wir uns über die Verbreitung der Kalksteine, Thonschiefer und Sandsteine

*) Heft 8, Schöpfung und Entstehung der Welt.

nicht wundern. Aus ihnen sind die „Schichten" der Erde zusammengesetzt, und außer ihnen und ihresgleichen kennen wir nur noch solche Gesteine, welche feuerspeienden Bergen entquollen sind. Nun ist die tieferliegende Schicht natürlich immer früher entstanden, als die höherliegende, weil doch die tieferliegende schon da sein mußte, ehe die höherliegende sich darauf ablagern konnte. Somit kann man die verschiedenen Erdschichten dem Alter nach ordnen und sagen, welches die älteste Schicht ist, welches die nächst jüngere und so fort, ja man kann sogar, wie später gezeigt werden wird, einigermaßen schätzen, wie viel Jahrtausende jede Schicht alt ist.

Betrachtet man nun die Versteinerungen, welche diese Schichten geliefert haben, so hat man in ihnen Proben von den Pflanzen und Tieren vor sich, welche zur Zeit der Entstehung der betreffenden Schicht gelebt haben, und da findet man nun, daß diese keineswegs mit den heute lebenden Pflanzen und Tieren übereinstimmen, wie man doch vermuten müßte, wenn die Pflanzen und Tiere aus der Hand des Schöpfers so hervorgegangen wären, wie wir sie heute vor uns haben. Schon wenige Schichten unter dem Boden finden wir unsere heutigen Rinder, Pferde, Hunde nicht mehr, wohl aber solche Geschöpfe, welche diesen noch sehr ähnlich waren; in tieferen Schichten werden sie schon viel unähnlicher, und in noch tieferen Schichten ist die Verschiedenheit so groß, daß man, kennte man nicht die Zwischenformen, überhaupt nicht sagen könnte, welches von den dort gefundenen Säugetieren man mit den genannten Tieren unserer heutigen Lebewelt vergleichen soll. Durchsucht man aber die Versteinerungen noch älterer Schichten, so findet man solche, in denen überhaupt keine Säugetiere mehr vorkommen, auch keine Vögel mehr, sondern nur noch Kriechtiere (z. B. krokodilähnliche), Lurche (frosch- und salamanderähnliche), Fische und wirbellose Tiere (Insekten, Krebse, Schnecken, Muscheln, Würmer und noch niedere Tiere). In wieder älteren Schichten giebts auch keine Kriechtiere mehr, in noch älteren nicht einmal mehr Fische, in noch älteren auch keine Insekten mehr.

Man könnte durch diese Angaben zu der Meinung verleitet werden, als habe es in früheren Zeiten überhaupt weniger Tiere gegeben als heute, doch das wäre ein Irrtum. Zu der Zeit z. B., wo Säugetiere und Vögel noch nicht existierten, gab es Kriechtiere und Lurche in zahlloser Menge und in zahllosen Arten, von denen freilich heute keine einzige mehr existiert,

die vielmehr sämtlich ausgestorben und durch andere Arten Kriechtiere und Lurche sowie durch Vögel und Säugetiere ersetzt sind.

Für diese Thatsachen giebt es nun bloß zwei Erklärungen: Entweder sind die anders gearteten Tiere früherer Zeit die Stammeltern, die Vorfahren der späteren, oder der Schöpfer hat von Zeit zu Zeit seine Schöpfungen vernichtet und andere geschaffen. Die letztere Erklärung war früher allgemein angenommen, so lange man noch glaubte, daß von Zeit zu Zeit ungeheure Umwälzungen (Erdrevolutionen) stattgefunden hätten, bei denen Festland in Meerestiefe und Meeresgrund in Festland verwandelt worden wäre. Aber mit der Erkenntnis, daß es solche Erdrevolutionen niemals gegeben haben kann, daß vielmehr ganz langsame, unmerkliche Hebungen und Senkungen der verschiedenen Teile der Erdkruste jene Verschiebungen der Meere und Festländer hervorgebracht haben, mußte man diese Erklärung von vielfachen Neuschöpfungen aufgeben, umsomehr, als diese Erklärung nicht imstande war, darüber Auskunft zu geben, warum benachbarte Schichten trotz aller Verschiedenheit doch auch eine Menge gleichartiger oder doch sehr ähnlicher Geschöpfe bergen. Sie mußte vollends verlassen werden, als man fand, daß die zwischen zwei entfernteren Schichten gelegenen sehr häufig Uebergangsformen enthalten.

Ein Beispiel wird das Gesagte verdeutlichen: Unsere heutigen Vögel sind mit andern Tieren gar nicht zu verwechseln; schon an den Federn erkennt man den Vogel; aber auch der zahnlose Schnabel und von den Knochen besonders der breite Brustknochen mit seinem hohen Knochenkamm, an welchem sich rechts und links die mächtigen Flugmuskeln ansetzen, ist dem Leser als Merkmal eines Vogels bekannt; schließlich weiß auch jeder, daß der Schwanz eines Vogels nur aus Federn gebildet ist, und daß die dem Schwanze zuzurechnende Knochenreihe ganz kurz und unter der Körperhaut verborgen ist. Nun hat man aber in den oberen Erdschichten Knochenreste von Vögeln gefunden, welche ganz deutliche Zähne zeigen, zwar nicht in besonderen Löchern des Kiefers steckend, wohl aber einer Längsrinne desselben aufsitzend. Tiefere Schichten haben dann Vögel finden lassen, deren kräftige, lange Kiefer ganz anständige Zähne in besonderen Zahnlöchern trugen, und deren Flugvermögen jedenfalls ein recht geringes war, da der Knochenkamm des Brustknochens erheblich kleiner war und nur mäßigen Flugmuskeln den Ansatz gestattet haben konnte; indessen war die

Bildung der Knochen in den Flügeln schon ganz die unserer heutigen Vögel. Endlich aber hat man in den Schichten, welche sonst noch gar keine Vögel enthalten, einen merkwürdigen Vogel gefunden, einen Vogel, welchen man als Vogel gar nicht anerkennen würde, wenn nicht das vorzüglich feine Material des Thonschiefers — es ist der zu lithographischen Steinen verwendete Schiefer von Solenhofen — sogar den Abdruck der Federn ganz deutlich erkennen ließe. Das Tier hat einen deutlichen Eidechsenkopf mit kräftigen Zähnen; der Brustknochen entbehrt gänzlich des Knochenkamms, der Schwanz ist ein langer Eidechsenschwanz, welcher rechts und links große Federn trug, und die Vordergliedmaßen sind ächte Eidechsenbeine mit Zehen und Krallen, aber auch mit kräftigen Schwungfedern versehen. Wären von diesem Tiere die Federn nicht mit versteinert, man würde es ohne alle Frage für eine Eidechse gehalten haben; so aber müssen wir es für eine Zwischenform zwischen Kriechtieren (dazu gehören bekanntlich die Eidechsen) und Vögeln ansehen, welche uns zeigt, wie einige Kriechtiere allmählich sich zu fliegenden Tieren, zu Vögeln umgestaltet haben.

Ein anderes, noch deutlicheres Beispiel für die allmähliche Aenderung der Tierform bieten die Pferde. Das Knochengerüst eines Pferdebeines enthält folgende Knochen: Der Oberschenkelknochen, bis zum Knie in der Körpermuskulatur versteckt; der Unterschenkelknochen, aus zwei Knochen verwachsen, ist in dem Teile des Beines enthalten, den wir vielleicht gern als Oberschenkel bezeichnen möchten, weil es der oberste Teil des aus dem Körper hervorragenden Beines ist; nun folgt das sogenannte Knie, unterhalb dessen ein einziger langer Knochen (Mittelfußknochen) bis zum Fuße herabreicht, der seinerseits nur von einem einzigen dreigliedrigen Zeh gebildet wird. Neben dem Mittelfußknochen findet aber ein sorgfältiger Beobachter rechts und links noch je eine dünne Knochenspange, welche man Griffelknochen nennt. Die meisten anderen Säugetiere besitzen dagegen fünf Mittelfußknochen nebeneinander, und ihnen entsprechend fünf Zehen.

Die jüngsten fossilen Pferde, d. h. die Pferde, deren Knochen man in den oberen Erdschichten findet, unterscheiden sich von den heute lebenden ganz außerordentlich wenig; nur waren ihre Griffelknochen kräftiger und länger, so daß man auf die Vermutung kommen kann, sie möchten verkümmerte Mittelfußknochen sein. Die Pferde der darunter liegenden, also

älteren Schichten dagegen waren kleiner, etwa so groß wie unsere Esel, hatten aber drei Zehen, einen kräftigen in der Mitte und je einen ganz schwachen rechts und links davon. Die Griffelknochen sind nämlich bei diesen Geschöpfen noch länger und kräftiger als bei den vorgenannten, tragen auch jeder 3 kleine, den Boden freilich nicht berührende Zehenglieder und beweisen dadurch, daß die Griffelknochen in der That die kümmerlichen Reste zweier weiterer, fingertragender Mittelhandknochen sind. Vor diesen Pferden lebten noch andere, noch kleinere, die hatten auch drei Mittelhandknochen und drei Zehen an jedem Fuß, aber die beiden äußeren waren stärker und berührten alle den Boden. Besonders interessant aber ist bei diesen das Vorhandensein eines kleinen, dünnen Knochens neben den 3 Mittelfußknochen des Vorderbeins, ein Griffelknochen. In noch tieferen Schichten finden sich wieder Huftiere (Pferde kann man sie kaum nennen) mit 3 Zehen, bei denen aber der Griffelknochen (verkümmerter vierter Mittelfußknochen) noch ganz ansehnlich ist, auch waren die drei Mittelhandknochen mit ihren Zehen fast gleichmäßig ausgebildet; die Tiere waren noch kleiner, hatten etwa die Größe eines kräftigen Schafbocks. Vor ihnen lebende Huftiere hatten vier ausgebildete Mittelhandknochen mit 4 Zehen, und in noch tieferen Schichten endlich sind 4zehige Huftiere gefunden, bei denen das Vorhandensein eines Griffelknochens am Vorderbein auf einen früher vorhanden gewesenen fünften Zehen schließen läßt. Hand in Hand mit diesen Veränderungen an den Füßen lassen sich auch die allmählichen Veränderungen der übrigen Knochen und des Gebisses stufenweise verfolgen, so daß es in der That keinem Zweifel unterliegen kann, daß die heutigen Pferde aus früheren schweineähnlichen Tieren durch allmähliche Umgestaltung hervorgegangen sind. Denn wollte man hier noch sagen, die verschiedenen Pferdeformen seien immer neu geschaffen worden, so bliebe doch völlig unerklärt, warum die Umwandlung nicht plötzlich, sondern so allmählich vor sich gegangen sei.

Seit man übrigens weiß, daß frühere Vögel Zähne in den Kiefern gehabt haben, hat man auch die Kiefer unserer jetzt lebenden Vögel daraufhin genauer untersucht, und hat gefunden, daß in den Kiefern noch nicht aus den Eiern gekrochener Papageien in der That die Keime von Zähnen vorhanden sind, wenn sie auch niemals sich zu wirklichen Zähnen

ausbilden. In ähnlicher Weise findet man in den Kiefern der noch ungeborenen Jungen (Embryonen) von Walfischen deutliche Zähne, obwohl dieselben noch vor der Geburt ausfallen und durch jene Barten ersetzt werden, die uns das Fischbein liefern. Ueberhaupt ist man durch Untersuchnng der Embryonen von den verschiedensten Tieren zu der Ueberzeugung gelangt, daß jedes Tier bei seiner eigenen Entwickelung ganz ähnliche Zustände wieder durchläuft, in denen seine Vorfahren zeitlebens geblieben sind. Die Entwickelung des Embryos wiederholt also, wenn auch in abgekürzter und mannigfach veränderter Weise, die Entwickelung seiner Art. So wird es erklärlich, daß alle Vögel und Säugetiere, auch der Mensch, in einer gewissen Zeit ihres Embryonallebens Kiemenbögen besitzen, wenngleich diese niemals Kiemen tragen, sondern zu anderen Organen, dem Zungenbein mit seinen Hörnern, umgebildet werden.

Auch andere Untersuchungen weisen mit Bestimmtheit darauf hin, daß die heute lebenden Tierarten — bezüglich der Pflanzen verhält es sich übrigens ganz ähnlich — aus anderen Tierarten entstanden seien. Der Maulwurf gilt gewöhnlich für blind. Das trifft nun für unsern Maulwurf nicht zu, der kann sehen, wohl aber für einen sehr ähnlichen Maulwurf, den in Afrika heimischen Goldmull. Derselbe ist völlig blind, nicht einmal die Stelle, wo die Augen sitzen sollten, ist äußerlich erkennbar. Trotzdem hat auch dieses Tier vollständige Augen, dieselben liegen aber gänzlich unter der Haut. Was sie da nützen sollen, ist unverständlich, und man wüßte nicht, wie man ihr Dasein mit der Weisheit des Schöpfers in Einklang bringen sollte, wenn man nicht eben annimmt, daß dieser blinde Maulwurf aus einer sehenden Maulwurfsart sich entwickelt habe, daß aber die Augen gänzlich zugewachsen sind, weil die Tiere in ihren dunkeln Höhlen dieselben doch nicht aufmachten. Und derartige blinde und doch mit Augen versehene Tiere giebt es noch andere.

Natürlich werden die wenigen hier angeführten Thatsachen nicht genügen, um irgend jemanden von der Notwendigkeit und Richtigkeit der Descendenztheorie (Abstammungslehre) zu überzeugen. Die Entscheidung darüber, ob die heutigen Tiere und Pflanzen sich aus früher lebenden, einfacheren, niederen Tieren und Pflanzen, ja vielleicht aus einem einzigen Ur-Lebewesen entwickelt haben, müssen wir den Naturforschern überlassen, gerade so, wie wir die Beurteilung einer Krankheit dem Arzt, die

Beurteilung eines Rechtsstreits dem Rechtsanwalt überlassen. Es kommt hier nur darauf an, zu zeigen, welcher Art die Gründe sind, die den Naturforscher zu der Erkenntnis zwingen, daß die heutigen Tiere und Pflanzen im Laufe von Jahrtausenden und Jahrmillionen aus ganz einfachen Wesen sich entwickelt haben.

Zu Anfang unserer Betrachtung erinnerten wir uns daran, daß noch heutigen Tages unter der kundigen Hand des Züchters neue Tierformen und neue Pflanzenformen entstehen. Es geschieht, indem der Züchter die natürlichen Eigenschaften der Variabilität und der Vererbung, welche allen Lebewesen innewohnen, durch Zuchtwahl in zweckmäßiger Weise verwertet. Eine ähnliche Zuchtwahl, aber eine von der Natur selbst geübte, vom Menschen unabhängige Zuchtwahl, erkannte nun Darwin als diejenige Macht an, welche die heutigen Tier- und Pflanzenarten aus den früheren hervorgebracht habe. Er sah sie wirksam im „Kampf ums Dasein.“ Die Erkenntnis, daß viel mehr Lebewesen erzeugt werden, als auf der Erde leben können, daß infolgedessen viele zu Grunde gehen müssen, ehe sie ihren Lebenszweck erreicht und Nachkommenschaft hervorgebracht haben, führte ihn zu der Vermutung, daß immer diejenigen zu Grunde gehen, welche weniger vorteilhaft, weniger zweckmäßig gestaltet, gefärbt und ausgerüstet sind, während diejenigen, welche über ihre Kameraden irgend einen Vorteil besäßen, mehr Aussicht hätten, am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen. Der Kampf ums Dasein ist also kein Kampf der Tiere untereinander im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ein Konkurrenzkampf. Der am vorteilhaftesten Ausgestattete wird somit in diesem Kampfe ums Dasein als Sieger hervorgehen und seine vorteilhaften Eigenschaften auf seine Nachkommen vererben können, zwar nicht auf alle, aber von der folgenden Generation wird ja wieder jeder, der diese vorteilhafte Eigenschaft nicht oder nur in geringerem Grade besitzt, untergehen und nur derjenige überleben, welcher sie in hervorragendstem Maße zur Schau trägt. So also spielt die Natur selbst den Züchter, sie züchtet neue vollkommenere Arten. Freilich werden die Züchtungsresultate von der Natur nicht so schnell erreicht. Die Aussonderung der minderwertigen Geschöpfe ist ja keine so vollständige wie in einer Züchterei; der Zufall läßt gewiß oft auch weniger vollkommene Tiere zur Fortpflanzung gelangen, aber dafür hat die Natur auch sehr

viel Zeit zur Verfügung; was sie in hundert Jahren nicht erreicht, das erreicht sie in tausend oder in zehntausend Jahren.

Darwins Gedanke von der Veränderung und Vervollkommnung der Arten durch die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein ist gar nicht schwierig zu denken. Stellen wir uns einmal vor, auf einer Insel lebten viele Kaninchen und außerdem einige Hunde, etwa vom Bau unserer Schäferhunde, welche jenen Kaninchen nachstellten. Eine Zeit lang würden die Hunde an den Kaninchen vollauf Nahrung haben, und auch die zahlreicheren Jungen dieser Hunde würden noch ausreichend versorgt sein. Mit der Zeit aber werden die Kaninchen, deren Vermehrung durch die vorhandenen Futterkräuter in gewissen Schranken gehalten wird, nicht mehr ausreichen, um die sich immer mehr vergrößernde Hundefamilie noch genügend zu sättigen. Da würden dann diejenigen Hunde, welche ein ganz klein wenig längere Beine haben als ihre Kameraden, diesen gegenüber im Vorteil sein, ihnen die Beute vorwegnehmen und sich noch sättigen können, diejenigen aber, welche diesen geringen Vorteil nicht besitzen, würden oft hungern, zumal von den Kaninchen gerade diejenigen immer übrig bleiben und zur Fortpflanzung und Vererbung kommen, welche durch besondere Schnelligkeit den Hunden zu entgehen vermochten. So werden die Hunde mit kürzeren Beinen bald schwächer werden und dem Einflusse der Witterung, des Hungers oder von Krankheiten erliegen, während die mit längeren Beinen ausgestatteten kräftig bleiben und zur Fortpflanzung gelangen. Unter deren Nachkommenschaft würden aber in derselben Weise die mit den längsten Beinen die bevorzugtesten sein im Kampfe ums Dasein, und nach Verlauf von 100, oder wenn das nicht genügt, von 1000 Generationen, würden die Beine der Hunde nicht mehr um weniges, sondern um ein beträchtliches länger sein, als die der ursprünglichen Hunde, gleichzeitig würde ihr Körper schlank, ihr Kopf spitz geworden sein, weil sie beim Laufen damit die Luft leichter durchschneiden können, kurz unsere Schäferhunde würden nicht wieder zu erkennen sein, sie würden durchaus wie Windhunde aussehen, und kein Mensch würde zweifeln, daß diese Hunde eine ganz neue Art bilden.

Dabei haben wir indessen noch eine Möglichkeit außer acht gelassen. Jedermann weiß, daß ein Hund im Notfalle auch mit Pflanzenkost vorlieb nimmt. Es wäre also auch keineswegs undenkbar, daß einige von den Hunden, welche Fleischkost in

ausreichender Menge nicht mehr erlangen konnten, ihre Mahlzeit mit Pflanzenkost ergänzten und so, allmählich in der Fleischnahrung immer mehr beschränkt, nach und nach ganz zur Pflanzenkost übergingen. Da würde dann bald ebenfalls eine Veränderung mit ihnen vorgegangen sein; diejenigen z. B., welche zur Zerkleinerung der sehr viel weniger nahrhaften Pflanzenstoffe etwas breitere Zahnkronen, oder zur Verdauung dieser Stoffe einen etwas größeren Magen oder längeren Darm besaßen, würden im Vorteil gewesen sein gegenüber ihren anderen Leidensgenossen, sie würden kräftiger geblieben sein als jene und ihre für Pflanzenkost geeigneteren Organe auf ihre Nachkommen vererbt haben. Das Weitere braucht nicht ausgeführt zu werden. Man sieht leicht, wie aus der ursprünglichen Hundeart außer der langbeinigen Rasse auch noch eine zweite hervorgehen könnte, welche sich durch einen auf Pflanzenkost eingerichteten Bau von der ursprünglichen sowie von der langbeinigen Form unterschiede. Ja es könnten vielleicht noch andere Rassen aus der Ur-Rasse hervorgehen, z. B. eine, welche ins Wasser ginge, um den Wasservögeln oder Fröschen und Fischen nachzustellen, und dieser würden wieder andere Eigenschaften nützlich sein und sich bei ihr vererben, erhalten und steigern, sodaß also schließlich anstelle der einen ursprünglichen Hundeart drei oder noch mehr Arten die Insel bevölkerten.

Ein anderes Beispiel mag uns zeigen, wie durch die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein die zweckmäßige Färbung der Tiere sich herausbildet. Bringen wir in ein Zimmer, welches rot gestrichen sein mag, eine Anzahl verschieden gefärbter Fliegen und einen insektenfressenden Vogel, so bemerken wir bald, daß die grünen, gelben, weißen und blauen Fliegen dem Vogel gar bald zum Opfer fallen, weil er diese am leichtesten sieht, daß aber die rötlich gefärbten ihm länger entgehen und die ganz roten zu allerletzt gefressen werden. Ein ähnlicher Vorgang muß auch in der Natur stattfinden, und so erklärt sich uns, warum die im Laube der Bäume und Sträucher lebenden Tiere, wie der Laubfrosch, die Laubheuschrecke, zahlreiche Raupen u. s. w. grün gefärbt sind, während die Feldmaus, der Landfrosch, der Hase, das Rebhuhn, die Lerche, die allesamt auf dem Acker sich aufhalten, graubraun aussehen müssen. An den Schmetterlingen, die oft so lebhafte, bunte Farben zeigen, beobachten wir, daß diejenigen Flügelteile, welche in der Sitzstellung zu sehen sind (bei Tagschmetterlingen die

Unterseite) in der Färbung mit den Mauern, Baumstämmen, trocknen Blättern, Grashalmen übereinstimmen, an denen die Tiere auszuruhen pflegen; denn im Fliegen vermögen diese Geschöpfe den beutegierigen Vögeln schon leichter zu entgehen. Dabei erinnern wir uns, daß manche Raupen genau so aussehen wie dürre Ästchen, und können uns denken, wie dieses merkwürdige Aussehen zu erklären ist, denn immer werden diejenigen Raupen, welche einigermaßen ast-ähnlich aussehen, von den Vögeln schwerer entdeckt und daher seltener gefressen worden sein als die übrigen, und je ähnlicher sie einem Ästchen wurden, um so sicherer blieben sie am Leben und konnten ihre eigentümliche Gestalt auf ihre Nachkommen vererben. — Es wird uns auch nicht mehr wunderbar erscheinen, warum manche Schmetterlinge und Fliegen in Gestalt und Farbe täuschend wie Hornissen, Bienen, Hummeln, Wespen aussehen, denn so gefärbte Tiere werden von den Vögeln gemieden, weil diese sie wegen ihres Aussehens für stechende Insekten halten, obwohl sie gar keinen Stachel haben.

Freilich gehen die Veränderungen der einzelnen Arten sehr langsam vor sich. Man hat früher gemeint, die Entwicklungslehre damit zurückweisen zu können, daß man auf die einbalsamierten Ibisse und Krokodile hinwies, welche man in den Pyramiden Ägyptens aufgefunden hat, und welche trotz ihres hohen Alters von 5—6000 Jahren sich nicht merklich von den heute in Egypten lebenden Ibissen und Krokodilen unterscheiden. Aber man hatte dabei vergessen, daß gerade in Egypten, so viel wir wissen, während der letzten Jahrtausende die Witterungsverhältnisse, Bodenbeschaffenheit, Bewässerung u. s. w. ganz unverändert geblieben sind, so daß ein Grund zur zweckmäßigeren Abänderung der Arten gar nicht vorlag, man hatte vergessen, daß 6000 Jahre eine nicht sehr lange Zeit ist im Vergleich mit der Zeit, welche die heutige Tierwelt zu ihrer Entwicklung gebraucht haben mag*); denn heute weiß man, daß die Erde viel älter ist, als man früher dachte.

---

*) Da könnte man auf Tiere hinweisen, die sich im Laufe von noch viel längerer Zeit nicht verändert haben. Es wird jetzt viel von den Niagarafällen in Nordamerika gesprochen, deren Kraft ganz gewaltige Maschinen treiben und ganz ungeheure Mengen von Elektrizität liefern soll. Diese Fälle befinden sich in dem Verbindungsstrome zwischen Eriesee und Ontariosee etwa mitten zwischen beiden Seen. Ursprünglich befanden sie sich unmittelbar am Ontariosee; das aus dem Eriesee abfließende Wasser floß auf einer weiten Hochebene bis an den Ontariosee und stürzte dann in mächtigem Fall in diesen hinab. Aber der Wasserfall nagte sein Bette in den Felsen ein und rückte allmählich immer weiter zurück, so daß er jetzt etwa 21 km stromaufwärts liegt. Nun haben genaue Beobachtungen ergeben, daß das Zurückweichen der Fälle pro Jahr etwa $^4/_5$ m beträgt. Wenn man also annehmen darf, daß dieses Zurückweichen auch

Man beobachtete, wie viel Zeit zur Ablagerung einer meterdicken Schlammschicht gehörte, und wie viele Tausend Meter von Schichtgesteinen, (Schiefer, Kalkstein, Sandstein) überhaupt auf der Erde abgelagert worden seien, und kam so zu dem Schlusse, daß seit Ablagerung der ältesten bekannten Schichten mindestens 90 Millionen Jahre verflossen sein müssen. Bei einem so hohen Alter der Erde erscheint es in der That glaubhaft, daß die Mannigfaltigkeit der heutigen Tier- und Pflanzenwelt durch unmerkliche Änderungen aus einfachsten Urformen hervorgegangen sei, zumal wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit die Wasserverhältnisse, Luftverhältnisse, Wärmeverhältnisse ganz ungeheure Wandelungen durchgemacht haben.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Naturforscher noch keineswegs darüber einig sind, ob der „Kampf ums Dasein" allein es gewesen ist, der die Umwandelung der Lebewesen in so zweckmäßiger Weise geregelt hat; das erscheint sogar höchst zweifelhaft. Daß aber die Pflanzen und Tiere, und auch der Mensch aus jenen einfachen Urwesen entstanden seien, darüber sind sie einig, und gerade dies interessiert uns Christen vor allem. Es ist ja bekannt, daß der größte Teil der Pastoren diese Entwickelungslehre auf Grund der heiligen Schrift mit Entrüstung auf das entschiedenste zurückweisen zu müssen glaubte, bekannt auch, daß die Sozialdemokratie dieselbe mit besonderem Eifer aufgegriffen hat und meint, sie in ihrem Sinne verwerten zu können.

Zu der Anfeindung vonseiten der Geistlichen hatten die Naturforscher großenteils selbst den Anlaß gegeben. Sie verkündigten die Descendenzlehre als eine Lehre, die mit den Lehren der Bibel und mit den Lehren des Christentums in direktem Widerspruch stände. Wer im Stillen mit Gott und mit den religiösen Anschauungen überhaupt gebrochen hatte, weil sie ihm mit ihren sittlichen Forderungen unbequem waren, der griff natürlich mit Freuden nach dem Darwinismus, von dem man ihm sagte, daß er den Beweis vom Nichtvorhandensein eines Schöpfers enthalte. Besonders aber die Materialisten, also die Leute, welche das Vorhandensein von besondern geistigen Kräften und Vorgängen leugnen und alle, auch die seelischen Thätigkeiten aus der Bewegung von sichtbarer Materie erklären wollen, sahen im

früher mit der gleichen Geschwindigkeit vor sich ging, so würden über 26000 Jahre seit jener Zeit verflossen sein, wo der Fall noch direkt in den Ontariosee stürzte. Trotzdem haben damals im Strome genau dieselben Muschelarten gewohnt wie heute, was man durch Vergleichung der dort aufgefundenen Versteinerungen mit den Schalen der lebenden Muscheln auf das bestimmteste nachweisen kann.

Darwinismus eine glänzende Bestätigung ihrer Lehre. Und doch zeigten sie damit nur, wie herzlich wenig sie seinerzeit in ihren Religionsstunden gelernt hatten, und wie wenig sie unter der Kanzel ihrer Kirche dazu gelernt haben. Du, lieber Leser, magst selbst entscheiden:

Jene Leute sagen: „Der Darwinismus steht mit dem biblischen Schöpfungsbericht in Widerspruch.“ Darauf fragen wir: Mit welchem biblischen Schöpfungsbericht? Mit dem ersten (1. Mos. 1, 1—2, 3), demzufolge Gott in 6 Tagen die Welt schafft, und zwar erst das Licht, dann die Feste, dann das Festland mit allen Pflanzen, die Gestirne, die Wasser- und Lufttiere und endlich die Landtiere und die beiden ersten Menschen? oder mit dem zweiten (1. Mose 2, 4—25), wo von solchem Sechstagewerk gar keine Rede ist, wo vielmehr Gott einen Nebel kommen läßt, der das vorher trockene Erdreich feuchtet, so daß die Pflanzen wachsen, wo Gott ferner zunächst nur den Adam aus einem Erdenklos bildet, ihm dann den Garten Eden zurecht macht, ihm das bekannte Verbot giebt, dann erst die Tiere schafft und ganz zum Schluß die Eva aus einer Rippe des Adam baut? Da sind jene Leute wohl erstaunt und merken erst jetzt, daß in der Bibel zwei Schöpfungsberichte stehen, die in ihrem biblischen Geschichtsbuch in eine zusammengezogen waren, um das Kind nicht zu verwirren. Sie müssen ihre Bibel recht wenig gelesen haben! — Da müssen wir ihnen nun erst sagen, daß der Verfasser der biblischen Berichte gar nicht die Absicht haben konnte, uns eine naturwissenschaftliche Belehrung über die Reihenfolge und Einzelheiten der Entstehung von Menschen, Tieren, Pflanzen u. s. w. zu geben, sonst hätte er darüber nicht zweierlei berichtet, sondern daß die heilige Schrift ein Buch ist, welches uns unterweiset zur Seligkeit, uns also über Gott und seine Stellung zur Welt und namentlich zu uns Aufschluß geben will. Und das ist auch in der That das Einzige, was in beiden Berichten übereinstimmt: Alles, das Sichtbare wie das Unsichtbare, rührt von Gott her; jeder Stoff, jede Kraft stammt von ihm; Er hat darum auch über alles Macht, und Dich kann nichts treffen ohne seinen liebreichen Willen. Und widerspricht etwa die Entwickelungstheorie dieser Lehre der heiligen Schrift? Nein, sie widerspricht nur der kindischen Auffassung derer, die ihre Bibel nicht gelesen haben.

Weiter sagen jene Leute: Früher sah man überall Zweckmäßigkeit in der Natur. Man nannte die langen Beine der

Pferde zweckmäßig, man sprach davon, daß ein Vogel für das Fliegen sehr zweckmäßig eingerichtet sei u. s. f. und rühmte die Weisheit des sogenannten Schöpfers, der alles so herrlich eingerichtet habe; heute wissen wir, daß diese Einrichtungen nicht zweckmäßig, sondern notwendig sind, daß sie nicht den Zweck haben, dem Pferde, dem Vogel zu nützen, sondern daß die nicht so gut ausgestatteten Tiere im Kampfe ums Dasein untergegangen sind, und da es somit in der Welt nirgends einen Zweck giebt, so braucht man auch niemanden anzunehmen, der solche Zwecke gehabt habe, also ist Euer Gott überflüssig, es giebt ihn gar nicht.— Darauf sagen wir: Ihr guten Menschen, wie seid Ihr doch so kurzsichtig. Wenn man weiß, auf welche Weise ein Zweck erreicht wird, welche natürlichen Mittel zu seiner Verwirklichung gedient haben, so folgt doch daraus nicht, daß der Zweck gar nicht vorhanden gewesen sei. Wenn wir erfahren haben, daß das Pferd seine zum schnellen Lauf höchst geeigneten Beine durch Variabilität, Vererbung und natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein bekommen hat, so folgt doch daraus nicht, daß der Zweck, ein solches Geschöpf mit flinken Beinen hervorzubringen, nicht existiert habe. Wenn Ihr zu einem Jäger sagen wolltet: „Du hast gar nicht den Zweck gehabt, jenen Hasen zu schießen, sondern der Hase ist bloß tot hingefallen, weil ihm das Schrot in den Leib gefahren ist, und das Schrot hat sich nach den Gesetzen des Falls und der Bewegung aus dem Flintenlauf bis zu dem Hasen bewegt, und die Kraft der Bewegung kam von der Explosion des Pulvers her“, würde Euch der Jäger nicht erwidern: Ihr seid wohl närrisch? Und er hat ganz recht; denn es kann tausendmal Pulver explodieren, tausendmal Schrot irgendwo vorhanden sein, ein Hase wird doch nicht getroffen. Das geschieht nur, wenn einer die Absicht hat, einen Hasen zu schießen und demgemäß Gewehr, Pulver, Schrot so anordnet und so richtet, daß die Pulverkraft und die Schwere der Schrotkörner nach den Naturgesetzen die beabsichtigte Wirkung hervorbringen. Wenn wir nun sehen, daß die Naturgesetze der Variabilität, Vererbung, natürliche Zuchtwahl und wie sie alle heißen, eine so sinnvolle Wirkung haben, wie es die Erzeugung des flinken Pferdes oder des fluggewandten Vogels ist, so muß doch wohl jemand sie so vernünftig eingerichtet und angeordnet haben, und zwar jemand, der den Zweck gehabt hat, diese Tiere so und nicht anders werden zu lassen. Wer das ist, das sagt uns freilich die Naturwissenschaft nicht, sondern das

gerade sagen uns die Schöpfungsberichte der heiligen Schrift. Jene Leute spotten darüber, daß man noch glauben könne, Gott habe die Welt und alles, was darinnen ist, geschaffen, während doch die Entwickelungslehre uns sage, wie immer eins aus dem andern entstanden ist. Sie wissen ja gar nicht, was das heißt: Gott hat die Welt geschaffen! Heißt das etwa, er hat sie so geschaffen, wie sie heute ist? Gewiß nicht! Wir haben doch alle selber mannigfache Änderungen in ihr erlebt. Heißt das, er hat vor einigen Tausend Jahren den Erdball mit seinen Festländern und Meeren, mit Flüssen und Gebirgen, mit Eichbäumen und Apfelbäumen, mit Pferden und Sperlingen aus dem Nichts plötzlich und unvermittelt ins Dasein gezaubert? Gewiß nicht, so wenig als wir bei dem Bekenntnis: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat" die Meinung haben konnten, Gott habe uns plötzlich und unvermittelt ins Dasein gerufen. Wie wir mit diesem letzteren Bekenntnis doch nur meinen können, daß wir nach dem Willen und Ratschluß Gottes, welcher durch unsere leiblichen Eltern verwirklicht wurde, unser Leben empfangen haben, so schließt auch unser Glaube an Gottes Weltschöpfung den Glauben an verschiedene Entwicklungsstufen der Welt und ihrer Bewohner gar nicht aus. Hatte jemand aber eine solche falsche Auffassung, so muß er sich eben diese Berichtigung gefallen lassen. Unsere religiöse Anschauung von Gottes Weltschöpfung bleibt dieselbe, auch wenn wir unsere kindliche Vorstellung davon dahin abändern, daß wir sagen: Gott hat vor undenklichen Jahrmillionen die Welt aus dem Nichts hervorgebracht und sie mit Kräften und Naturgesetzen so ausgestattet, daß sie sich zu der schön geordneten und bewohnten Welt, wie sie heute vor uns steht, entwickeln mußte,*) er hat auch deine und meine Wünsche und Gebete vorhergesehen und vorher berücksichtigt und alles so eingerichtet, wie es für dich und mich gut ist. Nur um so mehr bewundern wir seine Weisheit, die nicht die einzelnen Tier- und Pflanzenarten besonders schaffen mußte, sondern mit verhältnismäßig so wenigen Naturgesetzen alles zugleich erreichen konnte, und rufen mit dem Psalmisten aus: „Solche Weisheit ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen."

---

*) Vgl. Heft 8 dieser Bibliothek: Schöpfung und Entstehung der Welt.

Die Sozialdemokratie
in der großen französischen Revolution
von
Dr. Hans Delbrück.

Wo sind die Anfänge der heutigen internationalen europäischen Sozialdemokratie zu suchen? Ist sie nicht älter als Lassalle und Marx? Muß man auf die Revolution von 1830, darf man auf die große französische Revolution vor 100 Jahren zurückgehen? Die große französische Revolution erreichte ihren Höhepunkt in der „Schreckenszeit“ 1792—1794, als eine Rotte fürchterlicher Blutmenschen Frankreich beherrschte und durch Massenhinrichtungen ihre Gegner nicht nur zu unterdrücken, sondern geradezu auszurotten suchte. Sind diese „Schreckensmänner“, die „Jakobiner“, die Vorläufer unserer Sozialdemokratie? Die Gegner halten es ihnen zuweilen vor und die Sozialdemokraten lehnen es nicht ganz ab. Ohne die Gräuel der Guillotine und der Noyaden (der Massen-Ersäufungen) direkt zu verteidigen, suchen sie sie doch zu entschuldigen. Wie es nun auch mit diesen Entschuldigungen stehen mag, eine Nutzanwendung auf heutige Parteien ist ausgeschlossen, wenn die Parteien andere geworden sind, wenn keine unserer heutigen Gesinnungs-Gruppen als Nachkommenschaft oder Fortsetzung der „Schreckens-Männer“ angesehen werden darf — und das wird in der That von vielen Forschern behauptet. Man citiert Aussprüche von Robespierre und anderen Häuptern der Jakobiner, die alles sozialistische direkt abzuweisen scheinen. Es lohnt daher sich wohl der Mühe zu untersuchen, wie es mit der Verwandtschaft der heutigen und der damaligen extremen Parteien eigentlich steht.

Ganz falsch ist es, wie man früher wohl gethan hat, zu sagen, daß die große Revolution in Frankreich eine politische Revolution gewesen sei, dagegen die Revolution von 1848 eine soziale. Die Revolution von 1789 hat die bürgerliche Gleichheit gebracht; sie hat die noch bestehenden Reste von bäuerlicher Hörigkeit beseitigt, hat die Privilegien der Zünfte und des Adels aufgehoben und dadurch einen ganz neuen sozialen Zustand geschaffen. Es war also nicht bloß eine politische, sondern auch eine soziale Revolution. Sie war sozial zunächst in negativem Sinne. Sie beseitigte den sozialen Zustand des verfallenen ständischen Staates und setzte an seine Stelle den individualistischen, das, was wir heute das reine Manchestertum nennen. Man ging darin so weit, daß man im Interesse des Indivi-

dualismus die Gewerk-Vereine der Arbeiter geradezu verbot. Sind nun die extremen Parteien dieser Zeit solche, die das Manchestertum auf die Spitze treiben, oder repräsentiren sie eine im modernen Sinne sozialistische Richtung, die schon damals den Individualismus überwinden und ersetzen wollte? Das ist die Frage, die wir zu entscheiden haben.

Die geistigen Väter der Revolution haben von dem, was wir heute die soziale Frage nennen, noch keinerlei Vorstellung gehabt. Die Frage des Eigentums war allerdings schon hier und da aufgeworfen und in kommunistischem Sinne beantwortet, aber in rein akademischer Weise ohne Einfluß auf die praktische Politik. Jean Jacques Rousseau selber, der große Prophet der natürlichen Gleichheit der Menschen, widerspricht sich in seinen Äußerungen. Einmal hat er geschrieben: „Der erste, der einen Platz umfriedete und sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein, und Leute fand, die einfältig genug waren, ihm dies zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege und Morde, wie viel Elend und Gräuel hätte der nicht dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle ausgerissen oder die Gräben zugeschüttet und seinen Mitbürgern zugerufen hätte: hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und die Erde niemandem.“ An anderen Stellen aber und zwar nicht beiläufig, sondern an ganz entscheidenden, rechnet er das Eigentum zu den Ur- und Grundrechten, deren Genuß die Gesamtheit dem einzelnen verbürgt. Da Rousseaus Ideal die Rückkehr zu einem bedürfnislosen Naturzustand ist, so liegt ihm nichts ferner, als die Armen an den Genüssen der Reichen teilnehmen lassen zu wollen. Die Genüsse der Civilisation sind ihm gar nichts erstrebenswertes, sondern höchstens eine Untugend, die sich die Menschen einmal angewöhnt haben und nicht mehr ablegen wollen. Praktisch fordert er daher nur, daß der übergroße Reichtum und die übergroße Armut verhindert werden, und weiß dafür kein anderes Mittel als Luxussteuern und eine Progressivsteuer. Der Zweck ist dabei nicht ein sozialer, sondern ein politischer, daß nämlich kein Bürger so reich sei, um andere zu kaufen und keiner so arm, um sich von andern kaufen zu lassen.

Auf diesem Standpunkt ist prinzipiell der Konvent (die regierende parlamentarische Versammlung in der Revolution) stehen geblieben. Gleich bei seiner Eröffnung brachte einer der

Führer des „Bergs" (der äußersten Linken), Danton, eine Resolution ein, welche die „ewige Erhaltung" jeder Art von Eigentum erklärte. Robespierre stimmte dieser Resolution ausdrücklich bei, und setzte sogar hinzu, daß sie eigentlich selbstverständlich und deshalb überflüssig und nur ein Mittel sei, die Verläumdungen der Feinde der Freiheit zu widerlegen.

Zwei Mal hat Robespierre ferner in eingehender Rede die allgemeine Güterverteilung behandelt. Man nannte diese Idee damals ein „Ackergesetz", weil die große Masse des Besitzes noch viel weniger in beweglichem und industriellem Kapital als in Grund und Boden bestand, und man bei dem Worte Kommunismus also zunächst an Aufteilung des Grundbesitzes dachte. Vom Beginn der Revolution an, sagte Robespierre im Jakobinerklub (Juni 1792), habe man die Reichen durch die Idee eines Ackergesetzes zu erschrecken gesucht. Aber dies sei ein „gefährliches, ungerechtes und unausführbares Projekt." „Die Gleichheit der Güter ist schlechterdings unmöglich in der bürgerlichen Gesellschaft." Sie setze die Gütergemeinschaft voraus, welche noch deutlicher chimärisch (ein Hirngespinst) sei. Jeder mit irgend einer Kunstfertigkeit begabte Mann werde dagegen sein. „Wir wollen die Gleichheit der Rechte, weil es ohne sie weder Freiheit noch bürgerliches Glück giebt. Was die Glückgüter betrifft, wenn die Gesellschaft einmal die Verpflichtung erfüllt hat, ihren Mitgliedern das Notwendige und die Existenz durch die Arbeit zu gewähren, so begehren die Freunde der Freiheit danach nicht. Aristides würde Krassus nicht um seine Schätze beneidet haben. Es giebt für reine und erhabene Seelen kostbarere Güter."

Der Konvent verhängte (18. März 1793) sogar die Todesstrafe über Jeden, der ein Ackergesetz einbringen würde, und Robespierre sagte im Konvent selbst (21. April 93): „Gemeine Seelen, die Ihr nur das Gold achtet, ich will an Eure Schätze nicht rühren, wie unrein auch ihr Ursprung sein mag." Ein Ackergesetz sei im Phantom von Schelmen ersonnen, um Einfältige zu erschrecken. „Weit mehr handelt es sich darum, die Armut achtbar zu machen, als den Reichtum zu ächten." „Die Hütte des Fabricius brauchte den Palast des Krassus nicht zu beneiden. Er für seine Person wäre lieber ein Sohn des Aristides, im Prytaneum gespeist, als der Erbe des Xerxes, geboren in dem Kote des Hoflebens."

Eigentümlich berühren in diesen Reden die Beispiele aus

der griechischen und römischen Geschichte. Fabricius war ein römischer Feldherr, der viele Siege erfocht, aber stets in der größten Einfachheit lebte. Geschenke, die der König Pyrrhus ihm einmal machen wollte, wies er zurück und starb so arm, daß der Staat die Ausstattung seiner Töchter übernahm. Krassus im Gegentheil war in späterer Zeit der reichste aller Römer. Aristides war bei den Athenern, was Fabricius bei den Römern war; seine Mitbürger ehrten ihn dadurch, daß er das Recht erhielt, täglich mit den Ratsherren im Prytaneum (dem Rathaus) auf öffentliche Kosten zu speisen. Sein Name galt bei den Griechen ebenso als der Ausdruck für Armut und Redlichkeit, wie der Name des Königs Xerxes für den Gipfel menschlicher Pracht und Überhebung. Sollten aber dem Pariser Volk, vor dem Robespierre diese Reden hielt, diese Namen und ihre Bedeutung so geläufig gewesen sein?

Was die Sache betrifft, so sieht man, daß Robespierre in der That mit dem Kommunismus nichts zu thun haben wollte. Ebensowenig aber war er, was wir heute nennen, ein wirtschaftlicher Individualist. Denn der wirtschaftliche Individualismus hat die Anschauung, daß das wirtschaftliche Leben dem Einzelnen und seinem wohlverstandenen Interesse überlassen werden müsse, weil es durch den Sporn des persönlichen Egoismus und des persönlichen Vorteils am besten gefördert werde, die Tüchtigsten am meisten vorwärts kommen, und auf diese Weise sich ein allgemeines Blühen und Gedeihen ergebe. Solche Anschauungen finden sich bei Robespierre ebensowenig wie kommunistische und zwar deshalb, weil ihm der Sinn für das wirtschaftliche Leben überhaupt abgeht. Sein Ideal ist der Rousseau'sche bedürfnislose, tugendhafte Naturmensch, dem das wirtschaftliche Leben etwas gleichgiltiges, verächtliches, höchstens ein zuzulassendes Übel ist. Deshalb ist er weder Kommunist, noch Sozialist, noch Individualist, sondern das ganze Problem besteht für ihn garnicht.

Als Rousseau den Ruf erhob: Rückkehr zur Natur, da hatte dieser Ruf eine tiefe innere Wahrheit und Berechtigung. Civilisation führt leicht zur Unnatur und die Civilisation des 18. Jahrhunderts war in diesem Zustande. Da bedarf die Menschheit tieferer Geister, die mit der unversiegbaren Kraft eines großen Herzens den Kampf gegen die künstliche Welt aufnehmen, ihre Mauern und Ketten sprengen und die verlorene Verbindung mit dem ewigen Grunde des Daseins und seinem ersten und

unverfälschten Ausdruck, der Natur, wiederherstellen. Naturgemäß zu sein in der Civilisation und mit der Civilisation, das ist die große Aufgabe, und zur Civilisation gehört auch ein entwickeltes Wirtschaftsleben. Davon hatte Rousseau keine Vorstellung. Er begnügte sich mit dem Rufe: Natur und Tugend.

Als nun die Revolution kam und die alte, verkünstelte, überlebte Welt zerstörte, da bemerkte man sehr bald, daß auch der neugeschaffene Zustand seine Mängel habe und Fragen hervorrufe, an die man vorher garnicht gedacht hatte. Die Revolution war gemeinschaftlich gemacht von dem Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand. Der Bürgerstand hatte die soziale Gleichheit und die volle Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung gewonnen; der Bauernstand die Befreiung von den Resten der feudalen Agrarverfassung. Der Arbeiterstand hatte Aufhebung einiger Steuern erlangt, von der sich erst zeigen mußte, ob sie dauernd war, ferner Freizügigkeit und die formalen Freiheitsrechte wie Preßfreiheit, Versammlungsrecht und dgl. Damit war ihm wenig geleistet. Mit ungeheurer Begeisterung in den verlockendsten Bildern war den Arbeitern die neue Freiheit geschildert, waren sie für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zum Kampf aufgerufen. Jetzt stand ihnen bevor, wieder wie früher um geringen Lohn zu arbeiten und sich glücklich zu schätzen, wenn sie überhaupt Arbeit fanden; in Krankheit, Not und Unglücksfällen blieb ihnen ein trauriges Armenrecht. Die Revolution brachte durch die wirtschaftliche Erschütterung und Unordnung hohe Preise, Arbeitslosigkeit, Unsicherheit in allen Erwerbsverhältnissen. In die schwärende Not filzte sich der Wucher ein und reizte die leidende, erbitterte Menge zur äußersten Wut. „Wir haben die Revolution gemacht, wir wollen dafür bezahlt sein", rief Danton im Namen des Pariser Proletariats.

Die höheren Klassen aber, die in den ersten Jahren noch die Gewalt in der Hand behielten, die Mehrheit in der Volksvertretung, die Herrschaft im Pariser Gemeinderat und die Bürgerwehr (Nationalgarde) für sich hatten, wußten keinen andern Rat, als die Ansprüche des Volkes mit Gewalt niederzudrücken. Man gab ein eigenes Aufruhrgesetz (Oktober 1789) und kartätschte die proletarischen Bewegungen nieder (Juli 1791). Da die Arbeiter anfingen, sich durch Streiks bessere Arbeitsbedingungen zu erkämpfen, so wurden kurzerhand alle Gewerkvereine, d. h. Vereinigungen von Arbeitern desselben Gewerkes verboten und nur

allgemeine Vereine zugelassen, ein Gesetz, das bis in die neuere Zeit in Frankreich in Geltung geblieben ist. Endlich nahm man den Arbeitern auch das allgemeine Wahlrecht. Ganz wie die Nord-Amerikaner, die ihre Revolution auf die allgemeinen, „unveräußerlichen Menschenrechte" gründeten, nichtsdestoweniger aber die Sklaverei beibehielten, so setzte die französische Nationalversammlung an die Spitze der neuen Verfassung die Volkssouveränetät, verstand aber nachher unter dem „Volk" nur die „Aktivbürger", nämlich die, die den Arbeitsverdienst von drei Tagen, oder drei Franken, jährlich direkte Steuer bezahlten. Zum Abgeordneten aber konnte nur gewählt werden, wer eine Mark Silber, gleich 50—55 Franken jährliche direkte Steuern bezahlte. Die besitzenden Stände suchten also im groben Widerspruch mit ihren eigenen Principien der besitzlosen Menge die kaum erworbenen Freiheitsrechte sofort wieder zu rauben. Das Volk blieb die Antwort nicht schuldig.

Marat erklärte, „daß es ein schlechter Vorteil wäre, die Adelsaristokratie zu besiegen, um der Geldaristokratie zu unterliegen."

Er drohte den Günstlingen des Glücks, daß die Armen, „denen sie das aktive Bürgerrecht verweigern, weil sie zu arm sind, endlich vielleicht ihrer Armut ein Ende machen, indem sie jenen das Überflüssige nehmen."

Aber das Proletariat ist keineswegs, wie viele heute meinen, der stärkste, sondern ein sehr schwacher Stand, und die französische Bourgeoisie würde zweifellos die Herrschaft behauptet haben, wenn nicht Frankreich in den großen auswärtigen Krieg mit Österreich, Preußen und England geraten wäre. König Ludwig XVI. hoffte, daß diese Mächte die Revolution besiegen und das absolute Königtum in Frankreich wieder herstellen würden. Die geheime Verbindung, in die er deshalb mit ihnen getreten war, konnte nicht verborgen bleiben. Er wurde als ein Feind des Landes vom Throne gestürzt und riß in seinen Untergang alle gemäßigten Parteien, die noch irgend etwas vom Königtum oder von den alten Zuständen zu erhalten wünschten, mit hinein. Herrschen konnte in jenem Augenblick in Frankreich nur die extremste Partei, das Proletariat, das man aufgerufen und bewaffnet hatte, um das verräterische Königtum zu stürzen, und das den Krieg mit dem Ausland bis zum äußersten zu führen entschlossen war, weil umgekehrt der Krieg ihm die Herrschaft gegeben hatte.

In diesem Punkt also lagen die Verhältnisse gerade umgekehrt als heute. Der schwächste Punkt der heutigen Sozialdemokratie ist, daß sie nicht national sein will und die militärische Kraft Deutschlands zu schwächen wünscht. Die französischen Jacobiner waren die Patriotenpartei und die Kriegspartei.

Nicht innere Kraft, sondern die auswärtige Politik hat also einmal auf eine kurze Zeit (fast zwei Jahre) eine Art Diktatur des Proletariats in Frankreich geschaffen. Aber eigentlich soziale Gedanken brachte dieser Zeitabschnitt nur in ganz geringen Ansätzen hervor. Bei der Debatte über die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte, die der neuen republikanischen Verfassung vorangeschickt werden sollten, hatte die Kommission, die aus den Girondisten (der bürgerlich-demokratisch gesinnten Partei) zusammengesetzt war, beantragt zu sagen, daß das Recht des Eigentümers darin bestehe, daß der Mensch nach seinem Gefallen über seine Güter, Kapitalien, Einnahmen, Fähigkeiten verfüge. Robespierre verwarf einen so absoluten Eigentumsbegriff und verlangte, daß statt dessen gesagt werde:

„Das Eigentum ist das Recht jedes Bürgers, den Teil der Güter, der ihm durch das Gesetz verbürgt ist, zu genießen und darüber zu verfügen."

„Das Recht des Eigentums ist beschränkt, wie alle andern, durch die Verpflichtung die Rechte anderer zu achten."

In der Rede, in der er seinen Eigentumsbegriff im Jakobiner-Klub verteidigte, sagte er:

„Fragt diesen Händler mit Menschenfleisch, was das „Eigentum" ist: er wird, indem er auf die lange Bahre, Schiff genannt, zeigt, wo er eingepferchte und gedrängte Menschen hat, die lebendig scheinen, sagen:

„Dies ist mein Eigentum", ich habe es gekauft, so und so viel das Haupt." Fragt diesen Edelmann, der Güter und Unterthänige hat, oder der glaubt, daß das Weltall verkehrt sei, seit er sie nicht mehr hat, er wird euch über das Eigentum ähnliche Ideeen vortragen. Fragt die erlauchten Mitglieder der kapetingischen Dynastie, sie werden euch sagen, daß das Heiligste unter allem Eigentum ohne Widerspruch das Erbrecht ist, das sie von allem Altertum her besessen haben, gesetzlich und monarchisch die 25 Millionen Menschen zu unterdrücken und herabzuwürdigen, die unter ihrem bon plaisir (ihren Launen) den Boden Frankreichs bewohnten."

Der soziale Zug, der hier in der Einschränkung des Eigen-

tumsbegriffs auftritt, ist unverkennbar, aber er geht nicht über das hinaus, was heute ziemlich allgemein von allen Rechtsphilosophen angenommen wird.

Derartige Züge finden sich noch mehrere.

Schon Rousseau hat, wie wir sahen, sich für Progressiv-Steuern ausgesprochen, um das gar zu große Anwachsen des Reichtums zu verhindern. Robespierre nahm den Gedanken auf, der in bescheidener Weise (die Steigerung geht von $^2/_3$ Prozent bis auf 4 Prozent) auch im letzten preußischen Einkommensteuergesetz zur Geltung gekommen ist.

Endlich finden wir in eben der Rede, die wir schon oben anführten, in der Robespierre den Kommunismus so entschieden verwirft, doch auch gleichzeitig Gedanken und Ansätze, die wir heute als das „Existenz-Minimum" und das „Recht auf Arbeit" bezeichnen würden. Auch diese Ideen werden aber heute weniger von den eigentlichen Sozialdemokraten als von Sozialreformern unter den Konservativen und den Liberalen vertreten.

In Robespierres Entwurf der Menschen- und Bürgerrechte heißt es: „Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller ihrer Mitglieder zu sorgen, sei es, daß sie ihnen Arbeit verschafft, sei es, daß sie denen, die nicht im Stande sind zu arbeiten, die Mittel gewährt, ihr Leben zu fristen."

„Die Unterstützung der Armut ist eine Pflicht der Reichen gegen die Armen, und es ist Sache des Gesetzes, zu bestimmen, auf welche Weise diese Schuld berichtigt werden soll."

Man hat diese Sätze kommunistisch genannt, und gesagt, sie eröffneten einen Abgrund, in den das Eigentum hinabstürzen müsse. Aber wenn man recht zusieht, so enthalten sie nichts, als was heute Gesetz ist, oder doch von vielen keineswegs revolutionären Politikern angestrebt wird, ja was eigentlich das seit hundert Jahren in Gesetzeskraft bestehende preußische Allgemeine Landrecht schon für Recht erklärt hat.

Das scheint nun doch sehr für Robespierre zu sprechen: er hat wirklich nichts verlangt, als was heute bei uns entweder Gesetz ist oder doch theoretisch im Landrecht steht oder von den besten modernen Sozialpolitikern angestrebt wird.

Diese Zusammenstellung macht den Eindruck einer so maßvollen sozialen Denkungsweise, daß es etwa als ein besonderes Verdienst Robespierres erscheinen könnte, solche Gedanken zuerst an bedeutsamer Stelle ausgesprochen zu haben. Aber dem ist nicht so. Robespierre war ein grübelnder Theoretiker,

der von den gewaltig andringenden praktischen Fragen hier und da einmal so weit fortgerissen wurde, daß er einen Satz aufstellte, dem eine Zukunftswahrheit innewohnte. Aber weder findet sich darin etwas wirklich neues, noch hat er irgend einen Gedanken praktisch ins Leben zu rufen verstanden. Daß der Eigentumsbegriff kein absoluter sei, war schon vorher nicht unbekannt und auch in der Nationalversammlung von Mirabeau entwickelt worden. Umgekehrt darf man sich eher wundern und es als einen Beweis seiner geistigen Beschränktheit ansehen, daß Robespierre in all' dem Chaos, das ihn umgab, garnicht bemerkte, daß die Revolution eine wirtschaftliche Frage aufgeworfen hatte, die es zu lösen galt. Er steckte so sehr in den überlieferten Anschauungen, daß er noch zuletzt darüber tüftelte, ob Jemand, der nur das Existenz-Minimum besitze, Steuern zahlen solle oder nicht. Anfänglich hatte er sich gegen die Steuer ausgesprochen, dann aber änderte er seine Ansicht und erklärte, es sei politisch um der Erhaltung der Freiheit willen notwendig, daß jeder Bürger sein Schärflein steuere. Seine Grundvorstellung war und blieb, daß der wahre Bürger so tugendhaft sein müsse, daß er auf Erwerb und Besitz keinen Wert lege, und daß, wenn man erst alle Lasterhaften ausgerottet habe, der ideale Freistaat geschaffen sei. Die so maßvoll klingenden sozialen Einzelaussprüche würden erst dann einen Wert haben, wenn sie aus einer Anschauung hervorgingen, die die Wirtschaftsgüter überhaupt zu schätzen wüßte. Da dieses Fundament fehlt, so sind die einzelnen Einfälle bloß Zufallstreffer, die deshalb auch gar keine praktische Wirkung oder Bedeutung gehabt haben.

Robespierres Gesinnungsgenosse Marat mit seinen gemeinen Instinkten war schneller auf den richtigen Weg gekommen. Er sprach den Satz aus, der als das kommunistische Ideal gelten darf, daß „die Gleichheit der Rechte zur Gleichheit der Genüsse führe, und daß erst auf dieser Grundlage der Gedanke ausruhen könne.“ Ein anderes Mitglied des Jakobinerklubs verkündete als die „Menschenrechte der Ohnehosen“ (wie die Jacobiner spottweise genannt worden waren): „Genuß und Gebrauch aller Früchte, das Recht sich zu kleiden und zu nähren und das Recht die Gattung der Ohnehosen fortzupflanzen!“

In der Praxis schritt man zunächst zu ungeheuren Güterkonfiskationen, gab solche Massen an Papiergeld aus, daß alle wirtschaftlichen Werte umgestürzt wurden und suchte durch

einen Maximal-Preis für Brodkorn oder direkte Kornspenden das erwerblose Volk vor dem Verhungern zu schützen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so dürfen wir sagen, daß die französischen Jakobiner von Robespierre bis Marat ihren Anlagen und ihrer Tendenz nach wohl mit den modernen Sozialdemokraten verwandt sind, aber noch kein Bewußtsein ihres eigenen Strebens hatten und jedes eigentlichen wirtschaftlichen Programms entbehrten. „Steuern auf die Reichen, um den Armen Brod zu geben", war die Höhe aller gesetzgeberischen Weisheit.

Was ihre Gegner, die bürgerlichen Republikaner (die Girondisten) ihnen entgegenzusetzen hatten, war freilich auch nicht tiefsinniger. Der Referent des Verfassungsausschusses, der Philosoph Condorcet, ein Girondist, erkannte an, daß das letzte Ziel der sozialen Kunst die thatsächliche Gleichheit sei, die man freilich nicht plötzlich erreiche, der man sich aber allmählich annähern müsse. Was er als Mittel proklamiert, ist nichts anderes, als was noch heute das Manchestertum lehrt: Sparkassen, Tontinen (Leibrenten), Vorschußbanken für das Volk, gewerblichen Unterricht und Erziehung, Vervollkommnung der Kunstfertigkeiten, Vervollkommnung der Gesetze, Rechtsgleichheit der Frauen; Schaffung einer Universalsprache. — Daß das „Volapük" auf einem modernen politischen Programme erschienen sei, habe ich noch nicht gehört und die Tontinen sind aus der Mode gekommen, im übrigen muß man beinahe lachen, wenn man sieht, wie dies schon vor gerade hundert Jahren aufgestellte Programm sich noch heute mit ganz denselben Redewendungen wiederholt.

Welche Fortschritte hat denn nun die Sozialdemokratie in diesen 100 Jahren gemacht? Eigentlich auch sehr wenig. In dem Nachlaß von St. Just, einem der getreuesten Freunde und Jünger von Robespierre haben sich Aufzeichnungen von stark kommunistischer Tendenz gefunden, aber so verworren und sinnlos, daß garnichts damit anzufangen ist: „Es darf weder Arme noch Reiche geben." „Die Armut muß beseitigt werden durch die Verteilung der National-Güter (der Domänen und Confiscationen) an die Armen." „Jedermann ist verpflichtet zu arbeiten bis zum 50. Jahr." Die Kinder sollen gemeinsam erzogen werden und nur von Wurzeln, Früchten, Gemüse, Milch, Brod und Wasser leben, und nicht länger als acht Stunden schlafen. In jeder Gemeinde soll alljährlich zur Erinnerung an die menschliche Gleichheit ein reicher tugendhafter

Jüngling ein armes Mädchen heiraten u. dergl. widerspruchsvolles Zeug mehr.

Der erste wirkliche Kommunist trat zwei Jahre nach dem Ende der eigentlichen Schreckensherrschaft auf. Er hieß Babeuf und machte eine große Verschwörung, die ganze damalige Regierung zu ermorden und einen rein kommunistischen Staat einzurichten. Seitdem ist ein Projekt auf das andere gefolgt, einen kommunistischen oder sozialistischen Staat zu konstruieren, und nicht unbedeutende Geister, wie Marx, Engels, Lassalle, Rodbertus haben sich damit beschäftigt, aber das Ergebnis ist kläglich. Noch heute, wenn man die Sozialdemokraten fragt, wie denn nun ihr Zukunftsstaat aussehen solle, blieben sie die Antwort schuldig und verschanzen sich hinter dem Sprichwort „kommt Zeit, kommt Rat". Wenn ihnen nachgewiesen wird, daß ihr Zukunftsstaat ein Loch habe, weil er gegen die Faulheit und Selbstsucht kein Mittel besitzt, so trösten sie sich damit, daß die Menschen in der Zukunftsfreiheit so unendlich viel besser sein würden, als heute, daß die Sache schon gehen würde. Das ist noch ganz Robespierre, der ja auch erwartet, daß die „Tugend" des zukünftigen freien Staatsbürgers für die rechte Ordnung genügen werde. Die französische Revolution hat uns von dieser „Zukunfts-Tugend" ein recht abschreckendes Bild gegeben; bei Robespierre aber, der in phantastischer Weise die Menschen wieder zur Bedürfnislosigkeit des Urmenschentums zurückführen wollte, mag man eine solche Selbsttäuschung noch mehr entschuldigen, als bei heutigen Politikern, die sich rühmen, gerade die Güter der Civilisation für die Massen gewinnen zu wollen, und wissen, welche Bedeutung in der Civilisation der Besitz hat und welche Macht die Lust des Besitzes und des bloßen Gewinnstes ohne Arbeit im menschlichen Willen bildet.

Der einzige wirkliche Fortschritt, der gemacht ist, ist, daß man überhaupt erkannt hat, daß und was für ein wirtschaftlich-soziales Problem vorliege, wovon die französischen Jakobiner noch gar keine Vorstellung hatten.

Kommen wir zum Schluß. Wir haben gesehen, daß die französischen Jakobiner eines eigentlichen wirtschaftlich-sozialen Programms noch entbehren und wirtschaftlich-soziale Anschauungen nur hier und da ohne Zusammenhang und Folgerichtigkeit ausgesprochen haben. Dennoch sind sie als die Vorläufer der heutigen Sozialdemokratie anzusehen, da sie die Partei der Gleichheit sind, die sich nur das wirtschaftliche Element ihres Ideals

selber noch nicht klar gemacht haben. Sie dürfen um so mehr als die nächsten Verwandten der heutigen Sozialdemokratie angesehen werden, da ja diese selbst ein deutlich erkennbares Ziel ihrer Bestrebungen noch nicht aufzustellen im stande gewesen ist. Beide rechnen auf einen „tugendhafteren" Menschen als er in Wirklichkeit existiert. Robespierre verstand unter der „Tugend" wesentlich die Bedürfnislosigkeit; die heutigen Sozialdemokraten, so darf man vielleicht sagen, verstehen darunter freiwilliges Arbeiten für die Allgemeinheit und freiwilligen Verzicht auf die Genüsse, die von der Allgemeinheit nicht gewährt werden, obgleich diese Genüsse selbst als etwas sehr Schönes und Begehrenswertes angesehen werden.

Noch deutlicher und ausgeprägter als die sozialistischen Ideeen treten uns in der französischen Revolution bereits die Ideeen des individualistischen Liberalismus, des Manchestertums entgegen.

Keinen Vorläufer in der französischen Revolution aber hat das, was wir die heutige Sozial-Reform oder Sozial-Politik nennen dürfen. Diese Politik will die ganze moderne Civilisation, Gesellschaft und Wirtschaftsleben erhalten. Besitz und Erwerb sind ihr Kultur-Elemente, die sie nicht zu unterdrücken, sondern zu schützen und zu fördern sucht. Aber sie erkennt an, daß diese Wirtschafts-Ordnung ganz sich selbst überlassen, Klassengegensätze, Mißbräuche, Notstände und Auswüchse aller Art mit sich bringt. Diese Übel zu bekämpfen, ohne das Wirtschaftsleben selbst zu zerstören, ausgleichend, mildernd, nachhelfend, herrschend ist nach dieser Anschauung die Aufgabe des Staates, und am besten dazu geeignet ist ein monarchischer Staat, weil der Monarch außerhalb aller Klassengegensätze und Interessen stehend, der geborene Schiedsrichter in den gesellschaftlichen Konflikten ist. Er hat als Staatsoberhaupt das gleiche Interesse daran, sowohl den Wohlstand zu entwickeln wie den Besitzlosen einen gesunden und befriedigenden sozialen Zustand zu verschaffen. Ein Allheilmittel, ein Universalmittel, diesen Zweck mit einem Schlage zu erreichen, giebt es nicht. Aber eine sorgsame und pflichtgetreue Gesetzgebung kann unausgesetzt im organischen Schaffen auf vielerlei Weise und in vielerlei Form auf dieses Ziel hinarbeiten. Diese Auffassung der Sozialpolitik ist ein Kind des deutschen Geistes und von allem, was bisher auf diesem Gebiete geschehen ist, ist das Größte in Deutschland geschehen. Alle guten Deutschen und wahren Freunde des Volkes sollten sich um diese Fahne scharen!

Göttinger Arbeiterbibliothek

Bd.: 1

1896